



0300 S.C. 4  
Mem. Lib.


The University of Chicago  
Libraries



THE  
HUBER COLLECTION OF MUSIC

PRESENTED BY  
WILLIAM HUBER, JR





Bernh. Scholz

Verflungene  
Weisen.



## Verflungene Weisen.



.

/



Bernhard Stohly



# Verflungene Weisen.

Erinnerungen

von

Bernhard Scholz.



Verlag von Jos. Scholz, Mainz.

Huber Collection of Music

ML 410  
S 22 A 2

70 1/2  
BERNARDI OSAOHO

Alle Rechte vorbehalten.  
Copyright by Jos. Scholz, Mainz 1911.

Spanische Buchdruckerei in Leipzig.

581243

Dem Andenken  
meiner geliebten Eltern  
gewidmet.

163728

## Vorwort.

Geschwister, Kinder und Freunde mahnen mich seit Jahr und Tag, meine Erlebnisse zu erzählen. Sie machen geltend, daß ich in einer bewegten, großen Zeit gelebt und mit vielen bedeutenden Menschen aus allen Berufskreisen verkehrt habe, so daß meine Erinnerungen nicht nur für die mit Nahestehenden von Interesse sein würden.

Es ist ja wahr: diese Erinnerungen sind gebunden an eine Fülle von Bildern aus der Vergangenheit; ich habe vom Ausgang der Biedermeierzeit an alle Phasen unserer Geschichte miterlebt, die Stürme der Jahre 1848 und 49, die darauf folgende, trübe Reaktion, die Kriegsjahre und den herrlichen Aufschwung des deutschen Volkes bis zu den sozialen Kämpfen, welche jetzt die Welt bewegen; ich habe die Entwicklung meiner Kunst tätig begleitet von jener Epoche an, als Felix Mendelssohns lichter Stern im Zenith stand bis zu Richard Wagner und weiter; ich habe viele der Männer, welche im politischen und künstlerischen Leben unseres Volkes als Führer galten, gekannt; ich habe im Westen wie im Osten, im Süden wie im Norden Deutschlands gelebt, habe in fremden Ländern Schönes gesehen und Erfahrungen gesammelt, aber ich konnte mich

bis jetzt nicht entschließen, die Bilder, die mich umschweben, festzuhalten und zu ordnen.

Ich hatte es versäumt, Tagebücher zu führen und fürchtete, im Alter, fast ausschließlich auf mein Gedächtnis angewiesen, kein zuverlässiger Berichterstatter zu sein. Das an mich gestellte Verlangen ist aber so oft und immer bringender wiederholt worden, daß ich versuchen will, ihm zu entsprechen. Vieles, besonders aus der Jugendzeit, steht mir lebhaft vor der Seele, manches aber ist mir ganz entschwunden, wieder anderes sehe ich wie durch einen Nebel; ich will nur hoffen, daß mir „Jovis immer bewegliche, seltsame Tochter“ nicht Träume und Gesichte als Wirklichkeit vortäuscht.

Florenz, im Frühjahr 1911.

**Bernhard Scholz.**

## Elternhaus und Hammermühle.

Mein Vater, Christian Scholz, war der Enkel eines Revierförsters Balzer Scholz aus Peterwitz in Oberschlesien. Dessen Sohn Joseph war in den Revolutionskriegen mit dem Heere des Herzogs von Braunschweig als preußischer Soldat an den Rhein gekommen, hatte in Wiesbaden eine Bürgerstochter, Magdalene Katharine Abelburg Stärk, kennen gelernt und dort nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst (1796) mit ihr seinen Hausstand und das noch bestehende Geschäft „Jos. Scholz“ begründet. Er starb am 12. Juli 1813 und hinterließ seiner Witwe die Sorge für eine zahlreiche Familie in sehr beschränkten Verhältnissen. Mein Vater ist am 20. Juni 1806 geboren; er war ein schwaches Kind, und die Nachbarinnen hatten der Mutter, als sie ihn zum ersten Male auf die Straße brachte, teilnehmend versichert: „Ach, Nachbarin, den bringt sie nicht auf!“ Dessenungeachtet erfreute er sich später einer sehr guten Gesundheit und brachte es auf 74 Jahre. Aber seine Jugend war trüb; er hat uns oft erzählt, wie seine Mutter im harten Lebenskampfe keine Zeit zu Liebesbezeugungen gegen ihre Kinder fand; nur sein ältester Bruder Karl, dessen Andenken er deshalb besonders hochhielt,

und den er nie ohne dankbare Rührung nannte, habe Sonnenschein in sein junges Herz leuchten lassen.

Der Großvater Joseph Scholz befaßte sich zunächst mit der Zubereitung der Federposen, um sie zum Schreiben tauglich zu machen, was er als Sohn eines Jägers besonders gut verstand. Dieses Verfahren bildete bis zur Einführung der Stahlfedern einen Hauptzweig des Geschäfts; in meiner Jugendzeit wurden noch jährlich zwei Millionen Gänsefedern bearbeitet, die aus Ostpreußen und Rußland kamen.

Nach dem Tode des Großvaters übernahm seine Witwe mit dem ältesten Sohn Karl die Leitung des Geschäfts. Der zweite Sohn, Philipp, der in den Staatsdienst getreten war, unterstützte es durch Einlage seiner Ersparnisse; die jüngeren Kinder wurden zu strenger Arbeit für daselbe angehalten. Im Jahre 1820 wurde ein Handel mit Schreibmaterialien aller Art, auch die Fabrikation des Siegellacks damit verbunden; es wurde eine Steindruckerei erworben und damit der Grund zu dem heute noch blühenden Verlag von Bildern und Bilderbüchern gelegt.

Eigentümer des Geschäfts waren damals die Großmutter und Karl Scholz. Die jüngeren Söhne Christian und Anton waren für die Erweiterung der Kundschaft und des Absatzes tätig und machten weite Reisen bis nach Holland und der Schweiz. Mein Vater ist mit seinen Mustern im eigenen Wa-

gen bis nach Genf gefahren; das war umständlich und beschwerlich. Es galt ja damals schon als ein bedeutendes Unternehmen, wenn die Großmutter von Wiesbaden zur Messe nach Frankfurt reiste!

Als das Großherzogtum Hessen in den Zollverein mit Preußen getreten war, während das Herzogtum Nassau noch zögerte, wurde beschlossen, eine Zweigniederlassung des Geschäfts in Mainz zu errichten; dieses geschah im Jahre 1829; das Pitschaftsche Haus auf der hinteren Bleiche wurde erworben und mein Vater siedelte dahin über, nachdem er am 18. Oktober desselben Jahres seine Ehe mit Katharina Margarete May von der Hammermühle geschlossen hatte. Die Firma hieß nunmehr Jos. Scholz in Mainz und Wiesbaden.

Als die Großmutter am 8. Juli 1831 und Karl Scholz am 14. Oktober 1832 rasch nacheinander gestorben waren, wurden Christian und Anton Scholz alleinige Eigentümer der Firma. Sie betrieben das Geschäft gemeinsam bis zum Jahre 1835; dann trennten sich die Brüder. Nach der Auflösung des Wiesbadener Geschäfts erwarb mein Vater dessen lithographische Platten, und seit dieser Zeit besteht nur noch die Firma Jos. Scholz in Mainz.

Meine Großeltern von väterlicher Seite habe ich nicht gekannt, aber mit dem Großvater Bernhard May sind die lebhaftesten Erinnerungen an die Jugendzeit so innig verknüpft, daß ich von ihm ausführlich erzählen muß. Unsere Eltern erzogen uns in der Berehrung des Mannes, der so recht das



Haupt der ganzen Familie, ein wahrer Patriarch war, von dem es ausging, wie Licht und Wärme, wie Sonnenschein. Zu dem Bilde des Großvaters Matz gehört aber als Hintergrund unbedingt die Hammermühle, das traute Heim, das er sich, seinen Kindern und Enkeln geschaffen hat, das fast ein Jahrhundert lang in unserem Besiz war, der Ort, wo meine liebe, teure Mutter das Licht der Welt erblickte, wo sie mit Vorliebe weilte und wo sie die Augen schloß.

Die Hammermühle ist nahe an dem Ausgang des Tales gelegen, durch welches die Eisenbahnen von Wiesbaden nach Kastel und nach dem Rheingau führen. Sie hat ihren Namen von einem Eisenhammer, der in früherer Zeit dort stand, aber im Jahre 1688 von den Franzosen zerstört wurde. Ein neuer Unternehmer erhielt vom Fürsten Georg August Samuel, dem Erbauer des Diebricher Schlosses, die Erlaubnis, an Stelle des Eisenhammers eine Mahlmühle zu errichten. Der Kaufbrief meines Großvaters für die Hammermühle ist datiert vom 10. Dezember 1807; er bezog mit seiner Ehefrau Katharina Zeitinger sein neues Besiztum am 1. Januar 1808; einen Monat später, am 1. Februar, wurde meine Mutter geboren. Einen Sohn, Karl (geb. am 18. April 1806), brachten die Eheleute Matz schon mit.

Die Kriegszeit brachten bald schwere Bedrängnis. Die Verbündeten drangen nach der Schlacht bei Leipzig bis zum Rhein vor; flüchtige Franzosen

lagen auf der Hammermühle in jammervollem Zustand. Als der Großvater ihnen das Anrücken der Preußen ankündigte, zogen sie eilig ab; doch nahm der Kommandierende ein gutes Reitpferd mit. Die nachdrängenden Befreier, Kosaken, vor denen das Gehöft verschlossen wurde, stiegen über Bäume auf das Dach und von da hinab in Haus und Hof. Sie plünderten nach Herzenslust, drehten sämtlichem Geflügel die Hälse um, hingen es an die Sättel und ritten davon.

Der Wohlstand des Großvaters wuchs indessen trotz aller Drangsale. Er war ein tatkräftiger und fleißiger Mann, ja mehr als das: eine geniale Natur. Bernhard May ist am 4. März 1783 auf einer kleinen jetzt verschwundenen Mühle im Guldenbachtale bei Rheinböllen\*), kurpfälzischem Lande, geboren. Einer Familienüberlieferung zufolge soll er auf der Wanderschaft, wie das üblich war, auf der Hammermühle einen Zehrpennig erbeten und erhalten haben; es wird erzählt, daß er damals seine ganze Habe in einem Taschentuch zusammengeknüpft bei sich trug. Er muß sich indessen gut umgeschaut und brav gespart haben, denn im Anfang des Jahrhunderts finden wir ihn bereits als Pächter der Kreckmanns- oder Erkelsmühle, welche vor dem Schwalbacher Thor Wiesbadens, da wo jetzt

---

\*) Die Mayen-Mühle gehörte zur Gemeinde Dagweiler; Bernhard May ist in den Kirchenbüchern zu Viebrich und Stromberg als Sohn der Eheleute Ludwig May und Katharina geb: Heinrich eingetragen.

Schwalbacher und Emser Straße zusammenstoßen, gelegen war. Er war nach wenigen Jahren imstande, die Hammermühle, später auch die Kupfermühle zu erwerben, die letztere für seinen Sohn Karl, der während der wenigen Jahre seiner Ehe mit Anna Weiler aus Hofheim i. L. dort wohnte. Nach dessen frühem Tode verkaufte er sie (1835) an des verstorbenen Sohnes Schwager Adam Werner. Anna May und ihre Töchter zogen zum Großvater auf die Hammermühle. Dieser erhob sein stetig wachsendes Anwesen in rastloser Arbeit zu einer Musteranstalt für die ganze Umgegend. Die Mühle lieferte dank der von ihm eingeführten Verbesserungen das feinste, weit und breit berühmte Mehl, die damit verbundene Bäckerei das beste Brot, so daß dem Großvater jahrzehntelang die Lieferung für die Garnisonen Wiesbaden und Diebrich übertragen war. Schwer beladene, gedeckte Wagen brachten das Brot nach Wiesbaden, Diebrich, Erbenheim u. a. D. In Wiesbaden war eine eigene Verkaufsstelle für die Erzeugnisse der Hammermühle auf dem Markte, dem herzoglichen Schlosse gegenüber, bei Georg Vogler in der „Waage“. Der Landbau auf einem für unsere heimatischen Verhältnisse beträchtlichen Areal stand auf der Höhe der damaligen Leistungsfähigkeit. Geräumige Ställe enthielten das schöne Schweizer Rindvieh; zwölf Schimmel — der Müllerei zu Ehren hielt der Großvater an der weißen Farbe seiner Pferde unverbrüchlich fest — besorgten den Zugdienst. Von nah

und fern kamen Besucher, um die Hammermühle zu besichtigen, unter ihnen auch Leopold, der erste König von Belgien, und Prinz Albert, der spätere Gemahl der Königin Viktoria. Der „alte Mat“ war im ganzen Herzogtum südlich der Lahn eine populäre Figur. Wenn er, noch als Siebziger ein stattlicher Mann, in weißen Loden und in stolzer Haltung auf seinem Schimmel dahinsprengte, wurde er von allen Leuten freudig und warm begrüßt, ja sie eilten herbei, um eines Grußes von ihm theilhaftig zu werden. „Ähnlich wie er muß der alte Blücher ausgesehen haben“, dachte sein bewundernder Enkel. Lange nach seinem Tode durfte ich bei Ausflügen ins Land überall auf einen herzlichen Empfang rechnen, wo es bekannt wurde, daß ich der Enkel des alten Mat sei. Wie oft sagten mir Leute: „Ich habe ihn gekannt“, und wenn sie sich besonderer Ehre rühmen wollten: „Er hat mit mir gesprochen!“ Er genoß im Lande das allergrößte Ansehen. Als in den ersten Tagen des März 1848 die Revolution ausbrach, da beruhigte sich das wild aufgeregte, in Wiesbaden zusammengeströmte Landvolk erst, als eine vom Staatsminister von Dungen verfaßte und von Bernhard Mat und anderen Vertrauensmännern mitunterzeichnete Proklamation erschien, in welcher sich diese dafür verbürgten, daß Herzog Adolf, welcher zum Fürstentage nach Berlin gereist war, freiheitliche Institutionen gewähren werde, und als dieser am 4. März in seine Hauptstadt zurückkehrte, wurde es für ratsam be-

funden, daß mein Großvater zugleich mit ihm den Balkon des Schlosses betrat, von dem aus der Herzog der empörten Menge die Erfüllung der für ihn gemachten Zusagen versprach. Ich erwähne hier, vorgreifend, diese Tatsache, weil sie zeigt, zu welcher Bedeutung der einfache Mann vom Hunsrück gelangt war. Wie aber das Andenken an ihn noch heute, über ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode in der Gemeinde Diebrich, zu der die Hammermühle gehört, lebendig ist, beweist der im vorigen Jahre gefaßte Beschluß des Gemeinderats, eine Straße, die in der Richtung seines ehemaligen Besitzes angelegt wurde „Bernhard May-Straße“ zu benennen.

War die Hammermühle für den Großvater das Feld einer erfolg- und ehrenreichen Tätigkeit, so war sie für seine Enkel die Stätte ihrer besten Freuden. Was bot sie nicht alles! Die Mühle selbst mit den tanzenden Steinen und ihrem geheimnisvollen Mechanismus wurde immer nur mit einer gewissen Vorsicht und Scheu betreten; man mußte sich vor der Berührung beweglicher Apparate hüten, auch farbte das Streifen an irgendeinen Gegenstand sogleich weiß. Aber das Klauschen der Räder, das rhythmische Geklapper des Werks begleitete all unser Tun und Treiben, und wenn es aufhörte, wie an den Sonntag-Vormittagen, so wirkte das wie feierliche Stille. Die Bäckerei mit dem Duft frischen Brotes lockte zum Raschen an den Krusten, und zur Zeit der Obsternte brachten wir saftige

Apfel dahin, damit sie, mit Teig umhüllt, zu „Apfelränzchen“ gebacken wurden. Die weiten Räume des Gehöftes, Ställe, Heuspeicher, Scheunen, die Remise mit verschiedenen Rutschen boten herrliche Verstecke, wenn wir „Bopp-bopp“ (Zed und Anschlag) spielten. Sehr anziehend war es auch, auf den steilen Leitern in der Scheune bis auf das freiliegende Gebälk unter dem Dache zu steigen und dort von einem Balken zum andern zu springen auf die Gefahr hin, zwei Stockwerke tief hinabzustürzen; aber keines von uns ist dabei zu Schaden gekommen. Kinder haben ihre besonderen Schußengel.

Das Land, Acker und Wiese, weit umher, gehörte dem Großvater, war also unsere Domäne. Welch ein Glanz, wenn im Frühling der goldne Raps blühte und alle Obstbäume in weißem oder rosenrotem Kleide prangten! Da suchten wir duftende Veilchen und Schlüsselblumen am Mühlbach und auf den Wiesen, Vergißmeinnicht an dem jetzt verschwundenen Erbenheimer Bach. Im Sommer bot die Heuernte Gelegenheit zu freiwilliger, fröhlicher Mitarbeit, mehr aber noch zum Herumwälzen auf den geschichteten Haufen. Jubelnd begrüßt wurden die Schnitter, die zur Erntezeit mit der „roten Ev“ als Tagelöhner aus Niedersaulheim in Rheinhessen herüberkamen und für einige Wochen einquartiert wurden; mit ihnen zogen wir hinaus, wenn der dürre Raps geschnitten und auf den großen „Kohl-tüchern“ im Freien gedroschen wurde. Wie lustig

waren die Kartoffelfeuer, in deren Asche die Anollenfrüchte geröstet wurden, die man samt der knusprigen Schale heiß verzehrte! Wie herrlich war die Hamsterjagd, wenn auf der Stoppel die Höhlen der Tierchen unter Wasser gesetzt wurden, bis sie prustend aus ihrem Bau hervorkrochen, um — erschlagen zu werden. Man wird das grausam finden, aber die Jugend ist nicht sentimental. Die Hamster waren ja Schädlinge. Ein friedlicheres Schauspiel bot das Bienenhaus, an dessen Dzierzonsstöcken man die Arbeit der fleißigen Insekten beobachten konnte.

Und was gab es nicht alles zu naschen an Beeren- und Baumobst in den großen Gärten! Das hatte freilich des öfteren Magenbeschwerden zur Folge, die aber einfach mit Dr. Leos\*) „Hausstränkelchen“, einem Abguß von Senneblättern, gewürzt mit Bittersalz, kuriert wurden; das schmeckte scheußlich, galt aber als gerechte Strafe für Unmäßigkeit. Wohlschmeckende Mittel mit derselben Wirkung kannte die Arzneikunde damals noch nicht. Ein kleiner Wingert am „Hosenberg“ bei Mosbach gewährte uns im Herbst auch das Fest einer bescheidenen Weinlese. Die meisten Trauben wurden frisch verzehrt; nur in besonders reichen Jahren blieb ein Rest zum Keltern, dessen Saft, soweit er nicht als Most vertilgt wurde, dem Gesinde als Wein (sit venia verbo!) zugute kam.

---

\*) Unseres Rainzer Arztes.

Nun gar die Bäche! In meiner Kinderzeit waren sie noch nicht von den Abwässern der werdenden Großstadt Wiesbaden verpestet. Der Mühlgraben enthielt viele Fische, die einmal im Jahre herausgezogen wurden; im „alten Bach“, dem Flutgraben, gab es sogar Krebse, die wir unter den Steinen suchten und fanden. Aber auch in späteren Jahren zog uns, wie alle Kinder, das feuchte Element, obwohl es kein „verklärtes Blau“ mehr war, unwiderstehlich an. Unseren Kindern ging es später ebenso, und es wird kaum einen Enkel oder Urenkel des alten Mat gegeben haben, der nicht einigemal im Bach gelegen hätte. Gefährlich war die Sache nicht, aber wie sahen wir aus, wenn wir der schwarzen Flut entstiegen! Viel Aufhebens wurde nicht davon gemacht.

Ich bedaure alle Stadtkinder, die abseits vom täglichen Verkehr mit der Natur ländliche Freuden nicht kennen; wir nahmen diese als etwas Selbstverständliches, als ein Gewohntes hin; für unsere Kameraden aber war der Besuch der Hammermühle allemal ein Fest.

Der praktische Sinn des Mannes, der uns dies Eldorado unserer Jugend bereitet hatte, war nicht seine einzige Mitgift; er war in jeder Hinsicht begabt und hatte, obwohl in den kleinsten Verhältnissen aufgewachsen, nicht nur eine erstaunliche allgemeine Bildung, sondern auch so gute musikalische Kenntnisse erworben, daß er schon als blutjunger Müllerbursch beim Gottesdienst der katholischen



Gemeinde in Kreuznach das Orgelspiel übernehmen konnte. Ich habe ihn als alten Herrn noch sehr zierlich Klavier spielen sehen und hören; die Melodien sang er ausdrucksvoll; dabei erging er sich geru dem Zeitgeschmack entsprechend in Läufen und allerhand Schnörkelwerk eigener Eingebung und machte, ohne jemals Theorie studiert zu haben, keine wesentlichen harmonischen Schnitzer. Er liebte leidenschaftlich Musik und sah geru und oft Sänger und Instrumentalisten bei sich. Mozart war sein Abgott; aber er war nicht einseitig. Als der „Freischütz“ aufkam, da ließ es ihn keine Ruhe, er mußte die viel gerühmte Oper sogleich kennen lernen und machte die Reise nach Darmstadt im eigenen Wagen, um das Werk dort zu hören; und als der „Lannhäuser“ in Wiesbaden gegeben wurde, begrüßte er ihn, damals schon ein alter Mann, mit Begeisterung. Gleich ihm liebten und trieben seine Kinder leidenschaftlich Musik. Sie scheuten sich nicht, die weiten Wege nach Mainz und nach Wiesbaden zu Fuß zurückzulegen, wenn es galt, einer Probe im Gesangverein oder gar einem Konzert beizuwohnen. Die Liebe zur Kunst zeigte sich damals opferwilliger als heute. Vom Großvater stammt mein Musiktalent. Freilich quälte er mich gar manchmal damit; denn ich mußte, so oft Gäste kamen, diesen vorspielen; und wenn ich noch so weit fortlief, um dem zu entgehen, er ruhte nicht, bis ich gefunden war und mein bißchen Können produzierte.

An den religiösen und politischen Vorgängen im deutschen Vaterlande nahm er den lebhaftesten Antheil. Hier fand er sich mit seinem Schwiegersohn, meinem Vater, Christian Scholz, einem gleichfalls bedeutenden, geistig ungemein regen Manne zusammen.

Die Familien May und Scholz mögen sich wohl zuerst in der Kirche zu Wiesbaden begegnet sein. Beide gehörten der im Anfang des Jahrhunderts sehr kleinen katholischen Gemeinde an. Das war die Zeit, in welcher die katholische Kirche nicht streitbar war, wie heute. Protestanten und Katholiken lebten einträchtig miteinander; Mischehen kamen häufig vor; eine solche war auch die meiner Großeltern Scholz. Es war Brauch, daß die Söhne der Konfession des Vaters, die Töchter jener der Mutter folgten, und so wurden unser Vater und seine Brüder katholisch, die einzige Schwester aber protestantisch, ohne daß der häusliche Frieden darunter gelitten hätte. In nähere Beziehung zu der Familie May trat der Vater erst durch die Bekanntschaft mit Karl May. Damals blühte in Wiesbaden die Privatschule von De Laspée, in welcher nach Pestalozzischen Grundsätzen unterrichtet wurde. Trotz der Beschränktheit ihrer Mittel schickte die Großmutter Scholz ihre Söhne dahin, und dort lernte Christian den jungen May kennen. Die Knaben fanden Gefallen aneinander, und Karl May nahm seinen Freund im Alter von neun Jahren zum erstenmale mit auf die Hammermühle.

Da empfand der Vater, wieviel er zu Hause an Liebe, Freundlichkeit und behaglicher Lebensführung entbehrt hatte. Die Hammermühle und ihre Bewohner gaben ihm das alles; und damit war die Entscheidung für sein Leben gefallen. Hier lernte er auch zum ersten Male die Freuden bescheidenen, häuslicher Kunstübung kennen. Es wurde viel musiziert, und unser Vater nahm später als junger Mann, mit einer guten Baritonstimme begabt, regelmäßig teil an der Einübung mehrstimmiger Gesänge aus den damals beliebten Opern Lulus, Die Schweizerfamilie, Das unterbrochne Opferfest. Diese Übungen wurden geleitet von einem jungen Freund des Hauses, Franz Messer, dem nachmaligen Leiter des Cäcilien-Vereins in Frankfurt.

Die Ehe mit Katharina May brachte dem Vater all den Segen, der dem Manne durch ein tüchtiges und liebendes Weib zuteil wird; aber erst nach sechsjähriger Ehe wurde ihnen der erste Sohn geboren (30. März 1835) und der war ich. Man sieht, daß ich mich lange besonnen habe, ehe ich zu erscheinen geruhte; aber ich habe es nachher auch nicht bereut und befinde mich deshalb im Widerspruch zu allen Pessimisten. Ich wurde natürlich mit besonderem Jubel begrüßt, mit Bärtlichkeit umgeben, aber keineswegs verwöhnt. Nach mir kamen noch vier Schwestern, ziemlich genau alle zwei Jahre eine; den Beschluß machte wieder ein Sohn, der aber gleich mir wieder etwas zögerte, ehe er „auf die Welt“ kam, nämlich vier Jahre nach der vor-

hergehenden Schwester; er ist somit zwölf Jahre jünger als ich.

Es ist für die Sinnesart meines Vaters bezeichnend, daß er nach der Übersiedelung in die katholische Stadt Mainz seinen Anschluß suchte und fand in den gleich ihm dort zugewanderten, aber protestantischen Familien Strecker, Heß, Jung, Krämer, Hestermann. Dennoch hielt er noch an den Bräuchen der katholischen Kirche fest; er glaubte nur, sie etwas freier behandeln zu dürfen. Er dachte z. B. von dem Sakrament der Buße sehr hoch und fand es schön, daß der Christ seinem Seelsorger ein offenes Bekenntnis seiner Schwächen und Fehler ablege, um dadurch das Gewissen zu entlasten. In dieser Absicht besuchte er denn auch den Pfarrer der Peterskirche in dessen Wohnung; er bekannte ihm, allerdings nicht in der vorgeschriebenen Form, seine Sünden und knüpfte daran eine Besprechung. Er glaubte damit seiner kirchlichen Pflicht genügt zu haben und war nicht wenig erstaunt, daß der Pfarrer, als er sich verabschieden wollte, zu ihm sagte: „So, Herr Scholz, jetzt wollen wir anfangen.“ Da blieb ihm denn nichts anderes übrig, als niederzuknien und seine Beichte nochmals offiziell abzulegen; das war das letzte Mal, daß er es tat.

Der Vater hatte das lebhafteste Interesse für alles Wissenschaftliche, namentlich für die Naturwissenschaften, deren Fortschritte er mit gespannter Teilnahme verfolgte. Er liebte Helle und Bestimm-

heit; Mythisches blieb ihm, dem echten Sohne der Aufklärungszeit, fremd. Mit uns Kindern las er *Campes Robinson und Ähnliches*. Für den Dichter des *Don Carlos* war er begeistert. Unter seinen Erziehungsmitteln waren freilich einige, die sich unter allen Umständen und bei allen Kindern schwerlich bewähren würden: mir haben sie nicht geschadet. Wir sollten uns im Dunkeln nicht fürchten und wurden deshalb manchmal spät abends an das Hofstod geschickt, um dort laut anzuklopfen; die Geschwister ergänzten dieses Experiment dahin, daß sie sich versteckten und allerhand Schabernack trieben, um dem Rückkehrenden das Gruseln, das er doch verlernen sollte, beizubringen. Der Vater lehrte, daß jede Arbeit ehrt und keine schändet; und so ließ er mich zerbrochne Stühle über die Straße zu dem allerdings nicht entfernt wohnenden Schreiner tragen; auch hielt er mich eine Zeitlang dazu an, täglich ein gewisses Quantum Federposen zu bearbeiten, wofür ich eine kleine Vergütung erhielt; ich sollte Freude an eigenem Verdienst bekommen. Was wollten aber diese kleinen Schrullen bedeuten gegenüber den trefflichen Lehren, die er uns gab, gegenüber dem leuchtenden Beispiel von Rechtlichkeit und Pflichterfüllung, das uns in ihm fortwährend vor Augen stand! Eine seiner Maximen, die er mir besonders fest eingeprägt hat, war die, man solle keinen Tadel, auch wenn er noch so ungerecht scheine, unbeachtet lassen, sondern sich ernsthaft prüfen, ob nicht wenigstens ein Gran davon zu-

treffend sei. Da er selbst kleinen Verhältnissen entstammte, duldete er bei seinen Kindern nicht die leiseste Überhebung über Untergebene; er behandelte sie als seine Genossen und Gehilfen; der Buchhalter Ebert war ihm ein guter und treuer Freund, und auch die Leute in niederer Stellung, wie die Hausknechte, behandelte er stets mit Güte. Das „Müllerchen“, ein sauberes, altes Männlein, war nicht nur das Faktotum, sondern auch die Vertrauensperson des ganzen Hauses, und ein anderer Diener, namens Zeiting, welcher als entfernter Verwandter der Großmutter Maty wohl einige Ursache gehabt hätte, über die Verschiedenheit seiner sozialen Stellung und der seines Herrn zu murren, hat diesem am Tage seiner Beerdigung ein Zeugnis ausgestellt, wie es schöner nicht gedacht werden kann: „Küssen möchte man den Boden, unter dem er ruht!“ Wohl brauste der Vater, der sanguinischen Temperaments war, auch bisweilen heftig auf; aber das reute ihn allemal und er wußte es immer wieder gut zu machen. Was Wunder, wenn der Bestand des Hauspersonals fast niemals wechselte! Die Leute empfanden es, daß er ein warmes Herz für sie hatte. Unter den Arbeitern war einer, dessen ich besonders gern gedenke, weil er mich schon in jungen Jahren lehrte, wieviel Idealismus auch in den bescheidensten Schichten unseres Volkes lebt. Braver enthusiastischer Gaab! Von morgens bis abends damit beschäftigt, lithographische Platten zu kornen, las er nach getaner

Arbeit zu seiner Erholung und Erbauung die Werke unserer Klassiker und wandte von seinem kargen Verdienst jedesmal 12 Kreuzer daran, um auf der Gallerie des Stadttheaters den Worten seiner Lieblinge zu lauschen, so oft ein Stück von Lessing, Schiller oder Goethe gegeben wurde, höchlichst entrüstet über jede Kürzung, welche die Regie veranlaßt hatte. Daß der Vater diesen Mann besonders achtete, ist wohl natürlich.

Er wußte aus eigener Erfahrung, wie bitter Armut schmeckt, und er war von wahrhaft großartiger Wohlthätigkeit und Hilfsbereitschaft. Und wie ging er dabei vor! Einem jungen Gelehrten ließ er einst eine beträchtliche Summe; den Schuldschein aber, den dieser ihm ausstellte, zerriß er, ohne daß der Verpflichtete darum wußte; denn er „wolle nie in die Versuchung kommen, davon Gebrauch zu machen“. Seine Fürsorge für andere beschränkte sich aber nicht auf das Geben, sondern er unterzog sich willig persönlicher Bemühung: so reiste er mit zwei Richten, die ihn um seinen Rat angingen, nach Reichenberg in Böhmen, um an Ort und Stelle zu prüfen, ob dort der geeignete Ort zur Gründung einer höheren Mädchenschule sei. Es war ihm eine Herzensangelegenheit, junge Verwandte durch Anstellung in seinem Geschäft zu fördern. Er veranlaßte seinen Neffen Adolf Glaser und den Better Wilhelm Vogler aus Wiesbaden, in dasselbe einzutreten. (Beide sind allerdings nicht lange darin tätig gewesen. Adolf Glaser widmete sich der lite-

rarischen Tätigkeit, wurde Mitbegründer und Redakteur der Westermannschen Monatshefte, und Wilhelm Vogler etablierte sich als Architekt in Wiesbaden.)

Der Vater bewahrte seinerseits in dankbarer Erinnerung jede ihm erwiesene Wohlthat; er ließ eine Schuldschreibung über 400 Gulden, die seine Mutter im Jahre 1819 einem Darmstädter Beamten, dem Rat Rosenstiel, ausgestellt hatte, nachdem die Schuld getilgt und die Urkunde zurückgegeben war, einrahmen, damit er nimmer des hilfreichen Mannes vergesse, der es durch sein Vertrauen der Firma Joseph Scholz ermöglicht habe, ihr Geschäft zu erweitern. Diese Schuldschreibung wird als eine Reliquie der Familie sorglich aufbewahrt. Da er selbst streng rechtlich war, traute der Vater auch anderen das Beste zu; seine Menschenkenntnis wurde durch seine Güte oft beeinträchtigt, und mehr als einmal wurde er das Opfer schlauer Betrüger. Derartige Erfahrungen schmälerten aber nicht sein Vertrauen.

Er war ein Frühaufsteher, der Erste im Hause. Im Sommer schon vor 6 Uhr, im Winter vor Sonnenaufgang hörte man ihn durch das Haus seine Lieblingsarien aus Titus und anderen älteren Opern schmettern, und unsere Freunde waren daran gewöhnt, von seinem Besuche zu unglaublich früher Stunde überrascht zu werden. Er führte ein streng geregeltes Leben, ganz besonders in den letzten Jahrzehnten. Da fuhr er, da ihn die Arbeit



im Mainzer Geschäft nur des Vormittags in Anspruch nahm, täglich mit der Eisenbahn um die Mittagszeit auf die Mühle und abends zurück, was bei der Entfernung von Mainz bis Kastel und von der Station Kurve zur Hammermühle immer einen Gang von der Dauer einer guten Stunde mit sich brachte. Den eigenen Wagen benutzte er vor dem letzten Lebensjahr nur in ganz seltenen Fällen.

Der Vater war auch ein mäßiger Mann, obwohl er einen guten Tropfen sehr zu schätzen wußte. Im Frühjahr 1875 hatte er in echter Weinlaune auf der Versteigerung der königl. Domänenverwaltung im Kloster Eberbach einen tüchtigen Posten edler Weine, darunter das beste Halbstück 1873er Steinberger, erstanden. Tags darauf hatte er etwas Reuejammer über den kostspieligen Kauf; aber im Sommer, als ich auf die Hammermühle kam, führte er mich stolz in seinen Keller, zeigte mir die stattlichen Fässer und meinte: „Mich wird's wohl aushalten!“ Wir, seine Kinder, haben nachmals jenen Weinverkauf als eine höchst glückliche Kapitalanlage gepriesen; noch lange nach des Vaters Tode, aber nie ohne seiner dankend zu gedenken, haben wir von den herrlichen Gewächsen des Rheingaus, die er uns hinterließ, getrunken. Ein besonderes Vergnügen machte es ihm, wenn er mit verständnisvollen Männern „Stala trinken“, d. h. ihnen eine Reihe edler Sorten in immer steigender Qualität vorsetzen konnte. In der Regel aber begnügte er sich mit wenigen Spitzgläsern guten Rheinweins,

um die Zeit zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags, um die „hora medica“, wie er sie nannte. Ein einziges Glas Wein genügte, ihn zu erheitern und ihm die Seele zu beschwingen. Er sagte oft: „Es wird wenige Menschen geben, die dem Wein so viele gute Stunden verdanken als ich.“ Da ist es denn kein Wunder, daß ich kein Abstinenzler geworden bin!

Ein Mann, der sich aus eigener Kraft emporgebracht hat, pflegt auch Eigenheiten herauszubilden und zu bewahren. So hat der Vater lange vor Puttkamer, aber viel radikaler als dieser, in der Schrift alle Dehnungszeichen weggelassen. Dann hat er in älteren Jahren eine Tracht angenommen, von der er nicht mehr abging: tabellos weiße Hemden mit Stehkragen (sogenannten Vatermördern), selbstgebundene schwarzseidene Kravatte, einen schwarzen Rock mit abgerundeten Schößen, den er „Schodelgaul“ (Schaufelpferd) nannte, schwarze oder weiße Weste, ziemlich enge schwarze Hosen, die nur knapp bis zu den Knöcheln reichten, darunter Schaftstiefel, vorn breit abgeschnitten (Pantoffel besaß er nicht und litt auch nicht, daß wir in solchen zum Frühstück kamen) und einen Hut mit rundem Kopf und steifem Rand. Er trug stets einen Regenschirm bei sich und den Paletot, wenn er ihn nicht anzog, über dem Arm. So ging er einen Tag wie den anderen, und so lebt er im Gedächtnis derer, die ihn im Alter kannten.

Meine Mutter war dieses Mannes ebenbürtige

und würdige Gattin, seine treue Genossin in allen Angelegenheiten. War der Vater vorzugsweise der Wissenschaft zugewandt, so pflegte sie die edle Musik und mein Talent dafür, das sich früh aussprach. Sie war die Seele des Hauses, auch darin dem Vater gleich, daß sie es in Güte regierte. Eine zärtlichere Mutter hat es wohl nie und nirgends gegeben. Wenn ich daran denke, wie sie mir jedesmal, wenn ich nach längerer Abwesenheit zu ihr zurückkam, mit weitgeöffneten Armen entgegenschritt und mich an ihr Herz drückte, empfinde ich heute noch tiefbewegt die Seligkeit ihrer Liebe. Dabei hat sie uns nicht etwa verwöhnt; wir wurden zu unserer Pflicht angehalten. Gegen die Mägde habe ich nie ein hartes, verletzendes Wort von ihr gehört, und doch ging alles am Schnürchen. Die Haushälterinnen behandelte sie auf dem Fuße der Gleichheit, eine junge Base, Josephine Scholz, die im Haushalt mithalf, wie eine Tochter. Eine mittlere Stufe in der weiblichen Hierarchie nahm eine brave, ältere Französin ein, Caroline Charpentier, die für unser leibliches Wohl sorgte und uns zugleich ihre Muttersprache beibrachte. Ich habe nicht gefunden, daß die zweisprachige Erziehung irgendwie schädlich oder störend auf mein Sprachgefühl eingewirkt hätte. Ich kam später so wohlvorbereitet nach Paris, daß man mich dort schon nach kurzem Aufenthalt für einen Franzosen hielt, ohne daß mein Deutsch darunter gelitten hat.

Durch die Übersiedlung nach Mainz wurden die

Beziehungen zwischen dem Großvater und unserm Vater nicht etwa gelockert; sie wurden im Gegenteil von Jahr zu Jahr inniger. Ich glaube nicht, daß irgendwie und irgendwo ein herzlicheres und beglückenderes Einvernehmen bestanden haben kann als zwischen diesen beiden Männern. Sie waren einander unentbehrlich. Gleichheit der Anschauungen, gegenseitige Achtung und unbedingtes Vertrauen, dabei die Verschiedenheit des Temperaments, welche nötig ist, um den täglichen Umgang zu würzen, bildeten die Grundlage der wunderbaren, ungestörten Eintracht, in welcher sie lebten. Die Familien May und Scholz verschmolzen zu einer einzigen. Durch den Tod ihrer Mutter (gest. 10. Mai 1843) waren die Töchter Karl Mays ganz verwais't; unsere Mutter liebte sie als ein teures Vermächtnis des Bruders wie ihre eigenen; uns waren sie wie Geschwister. Die Verwischung der verwandtschaftlichen Beziehungen in unseren Kinderköpfen war so groß, daß wir mit den Mayschen Mädchen von unseren eigenen Eltern, wenn sie gerade abwesend waren, als vom „Mainzeronkel“ und der „Mainzertant“ sprachen. Die Mutter brachte in unserer Jugend den Sommer stets mit uns auf der Hammermühle zu; der Vater kam täglich um die Mittagszeit herüber. Schon lange, ehe der Eisenbahnzug an der Haltestelle sein konnte, die damals der Hammermühle weit näher lag als jetzt, schickte der Großvater uns ins obere Stockwerk, um auszuschaun, ob „der Scholz“ auch rich-

tig käme; erst wenn wir das meldeten, war er zufrieden.

Der ständige Sommeraufenthalt auf der Mühle nahm ein Ende, als ich 1844 ins Mainzer Gymnasium eintrat. Von da ab brachten wir nur noch die Ferien, Sonn- und sonstigen freien Tage auf der Hammermühle zu. Das aber geschah regelmäßig und ohne Ausnahme, mochten wir in der Julihitze über die glühenden Bohlen der Schiffbrücke nach Kastel wandern oder zur Winterszeit im schwanken Rahne durch dicke Schollen des Treibeises dahin fahren. Das letztere machte mir sogar besonderes Vergnügen; nur nicht des Abends, wenn uns der Großvater in der Kutsche nach Kastel fahren ließ und wir dort hinaus in die Kälte und im Dunkel über den Rhein mußten.

Der Großvater ritt jeden Freitag auf seinem „Trakehner“, gefolgt von seinem treuen Pintscher „Schodo“ nach Mainz zum Besuch des Getreidemarktes. Wenn wir in der Stadt wohnten, war er dann stets unser lieber Mittagsgast. Niemals aber versäumte er, den Kleineren von uns „Hasenbrotchen“ mitzubringen, ein Stück gewöhnlichen Brotes von der Hammermühle, das er im Felde gefunden haben wollte, als der Hase darüber sprang. Das wurde gläubig und dankbar hingenommen; die Jugend war damals noch sehr anspruchlos.

Großmutter May (geb. am 31. März 1781) starb am 19. Mai 1845. Als uns der Vater, der sich sonst so sehr zu beherrschen wußte, an ihren Sarg führte,

war er tief erschüttert und bewegt; er hat es oft ausgesprochen, welch eine feine und gemüthvolle Frau sie gewesen sei. An diesen Augenblick werde ich in jedem Frühling zur Zeit der Nügelchenblüte erinnert; die Großmutter lag im Sarge, umgeben von starkduftenden Blüten dieses Strauches.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehören auch die Besuche, welche Geschwister der Großeltern von Zeit zu Zeit auf der Hammermühle abstatteten. Da kam der Onkel Peter May aus Darweiler, ein richtiger Hunsrüder Bauer mit seinem Sohn Martin, die Grete-Bas, eine Schwester des Großvaters und der Onkel Nikolaus May, Bürgermeister in Niederheimbach a. Rh., ein feiner, adretter alter Herr. Dann der Lehrer Vogler aus Wiesbaden, der eine Schwester der Großmutter zur Frau hatte, mit dieser und seinen Söhnen. In der Ferienzeit erschien alljährlich ein Bruder der Großmutter, der Onkel Zeitinger, Schullehrer in Bleidenstadt, ein stiller, beschaulicher Mann, dessen Hauptfreude und Beschäftigung in der Pflege der Obstbäume und Rosenstöcke, im Pfropfen und Okulieren bestand. Sie alle, auch die in der bescheidensten sozialen Stellung lebenden, waren dem Großvater stets willkommene Gäste.

Welch eine Freude aber war es, wenn wir den Onkel in Niederheimbach oder den Vetter Franz Joseph Bollinger, Steuermann und Weingutsbesitzer in Bingen, besuchten, den letzteren, welcher der Sohn einer Schwester des Großvaters war, stets

am Rochusfest! Das waren andere Feste als jetzt, wo die Teilnehmer in dumpfen Eisenbahnlasten hingeschleppt werden. Zum Sinken voll von einer fröhlich trinkenden, singenden und jauchzenden Menge waren die Dampfschiffe, über und über beslaggt und mit bunten Wimpeln geschmückt. In den brausenden Jubel hinein knallten die Böller — echt rheinisches Leben, wie es Goethe im Jahre 1814 kennen gelernt hatte!

Zum festen Bestand des Personals auf der Hammermühle, das ebensowenig wechselte wie das im Elternhause, gehörte die Binger-Was, Rätchen Wollinger, eine Schwester Franz Josephs, des Hauses treffliche Hüterin. Dann der Buchhalter Karl Troll, einer guten Familie aus Schwaben entstammend, dessen Geschwister alle zum Besuch auf die Hammermühle kamen und als Freunde empfangen wurden. Das war kein Dienstverhältnis: Karl Troll war uns allen ein lieber Hausgenosse. Er spielte, wie mein Großvater, ein bißchen altfränkisch Klavier, alles nach dem Gehör. Die Instrumente auf der Hammermühle waren ihm selbstverständlich stets zugänglich, und wenn er genug gerechnet und geschrieben hatte, ging er ohne weiteres daran, sich an Musik zu erholen. Jeden Sonntagmorgen aber wanderte er mit seinem Fernrohr bewaffnet auf die östlich von der Hammermühle gelegene Höhe des Hefler und erfreute sich an der Aussicht ins Rheingau, nach Mainz, nach Wiesbaden und dem Taunus. Das war seine Sonntagsfeier! — Bei aller Gemütlichkeit war

er ein strenger Haushälter: niemand erhielt Geld von ihm ohne Knurren, auch der Großvater nicht. Da war es denn diesem ein Hauptspäß, wenn er in Abwesenheit Troll's hinter dessen Rücken ein Kälbchen verkaufen und das Geld selbst einstreichen konnte. Später heiratete Karl Troll unsere Dinger-Bas und verbrachte mit ihr seine letzten Lebensjahre im benachbarten Viebrich.

Das Gegenstück zu dem behaglichen Troll bildete Friß Theiß aus Stromberg, der technische Leiter der Mühle und Bäckerei, ein lebhafter Mann voller Anschläge, der später noch lange Jahre hindurch unseren Vater wesentlich unterstützte; nur ärgerte er den Großvater täglich dadurch, daß er niemals pünktlich am Mittagstisch erschien. Großvater und Vater schätzten sehr den kleinen rührigen Mann. Sie versprachen ihn später selbständig zu machen, und der Vater hat redlich Wort gehalten, indem er ihm den Erwerb der Herrenmühle in Wiesbaden ermöglichte.

Ein Inventarstück aus der frühesten Zeit der Hammermühle war die alte Gretel, die unsere Mutter noch auf den Armen getragen hatte, eine prächtige Alte, die Pflegerin der Hühner und sonstigen Geflügels, respektiert und geliebt vom ganzen Hause, dafür aber auch von einer wahren Ehrfurcht für den Großvater erfüllt. Wenn der im Hofe einmal so recht herb über Nachlässigkeiten der Knechte wetterte — und das verstand er vortrefflich —, stand die alte Gretel freudestrahlend am Fenster



und sagte bewundernd: „Das is der Aner!“ Ich bin es wohl gewesen, der ihr den größten Kummer verursacht hat, wenn ich auf ihre Tauben schoß.

Auch das Bild eines freundlichen Mannes taucht vor mir auf, der fast täglich, den Stock in der Hand, die spärlichen grauen Locken von einer Mütze bedeckt, auf der Hammermühle erschien. Das war der „Mosche“, wie er kurzweg bei Jung und Alt hieß, Moses Marx, Viehhändler und Metzger aus Mosbach. Der Großvater achtete ihn als rechtlichen, braven Geschäftsmann; bei uns Kindern war er beliebt wegen seiner unwandelbaren Freundlichkeit, weil er zu Ostern „Nazze“ mitbrachte und uns im Herbst zum „Laubhüttenfest“ in seine mit Mais und anderen grünen Pflanzen ausgezierte Laube lud und bewirtete. Der Moses in Fritz Reuters „Stromtid“ erinnert mich stets an ihn.

Eine knorrige Persönlichkeit war der Großnecht Hannes Frankenberger, der den Großvater abholen und ihm im Winter den Mantel bringen mußte, wenn er im „Löwen“ zu Mosbach mit den Honoratioren des Orts und den nassauischen Offizieren, von denen noch viele unter Napoleons Fahnen in Spanien, dann aber bei Waterloo in heißem Ringen gegen ihn gekämpft hatten, einen fröhlichen Abend verbrachte.

Von den Honoratioren ist der Kirchenrat Dilthey in dauernder Beziehung zu uns geblieben, und mit seinem Sohn Wilhelm, dem Philosophen, verbindet mich eine herzliche Jugendfreundschaft.

Von den Freunden, die sich oft auf der Mühle einfanden und die gewissermaßen zum Inventar meiner Jugendzeit gehören, erwähne ich die Gebrüder Ernst und Emil Leisler aus Wiesbaden, beide Advokaten, joviale Herren, die einen guten Tropfen zu schätzen wußten; dann den Gastwirt Lang, dem der Russische Hof in Bad Schwalbach gehörte, der Vater des im politischen Leben des Herzogtums Nassau stark hervortretenden Procurators Fritz Lang und Großvater der Freiherren von Lang-Buchhof, Reichsräte der Krone Bayern. Ich sehe den Alten noch immer mit der großen Pfeife in den Stuben des Erdgeschosses herumgehen und weiblich paffen. In die oberen Stuben mochte er nicht; da durfte er nicht rauchen, und er vermied es, „der Spielball der Weiberlaunen zu sein“. Mit dem Weingutsbesitzer Rindlinger, zuerst auf Hof Armada, dann in Neudorf im Rheingau, wurde ein sehr reger Verkehr herüber und hinüber gepflegt. Wieviele glückliche Stunden haben Großvater und Vater in dessen behaglichem Kneipstübchen oder in der traulichen Laube am Rande des von Schlangensbad herabkommenden, sanft murmelnden Forellenbachs bei vollen Gläsern verbracht. Die schöne alte Freundschaft, die sich nun seit einem Jahrhundert ohne das Band der Verwandtschaft weiterspinnnt, sind wir so glücklich, heute noch mit dem Sohne des „alten Rindlinger“, der jetzt selber ein Achtziger ist, pflegen zu können, und wenn wir in der lieben Laube in Neudorf sitzen, umschweben uns

freundliche Gestalten aus alter Zeit. Ein anderer gern gesehener Gast war der Pfarrer Raibel aus Mettenheim in Rheinhessen. Wie fest prägen sich manche unbedeutende Momente ins Gedächtnis! Ich sehe noch den fröhlichen Pfarrherrn, wie er mir unter dem Torbogen des Pfarrhauses entgegen kam, als ich, ein neunjähriger Knabe, ihn zur „Kerb“ in Mettenheim besuchen durfte; ich höre noch den vollen sonoren Klang seiner Stimme, wie er mich mit den Worten empfing: „Sancte Bernarde undo tam tardo?“ In andersgestimmten Tönen kanzelte er tags darauf angesichts des schwachen Kirchenbesuchs die Bauern gehörig ab und hielt ihnen vor, daß das Kirchweihfest doch nicht bloß in Gastereien, im Essen und namentlich im Trinken bestehe. Ein Freund aus der Jugendzeit des Großvaters war ein alter Herr Kauffmann aus Kreuznach. Sein Sohn Louis, Sänger und Maler, fertigte eine Reihe von Familienporträts auf der Hammermühle an; er hatte eine schöne Tenorstimme und sang vortrefflich; aber seine kleine Statur — er hieß deshalb bei uns „das Kaufmännchen“ — machte ihm eine erfolgreiche Laufbahn auf der Bühne unmöglich. Er beschloß sein Leben in behaglichem Wohlstand als Hausbesitzer, Photograph und Gesanglehrer am Gymnasium in Kreuznach, wo ich ihn noch am Abend seines Lebens besuchte. Nicht vergessen darf ich den alten Herrn Wilhelm Köhler aus Elberfeld, der mich als Knaben sogar einmal mit ins Wuppertal nahm, wo mich Großvater und

Vater dann abholten; seine Nachkommen waren der Hammermühle so treu, daß sie noch in späteren Jahrzehnten, als es überall feines Mehl gab, das ihrige von da bezogen.

Auch eine Freundin der Mutter und Patin meiner Schwester Minna, Frau Wenkenbach, kam oft zu Besuch, erst mit ihrem Manne, der Justizrat in Eltville war, dann in ihrer langen Witwenschaft allein. Eine treue, anhängliche Seele, sich selber auch darin treu, daß sie, nicht achtend der Zeiten Wandel, stets ein echtes Bild aus der Wiedermeierzeit bot: an den Schläfen aufgesteckte Locken, über dem altmodischen, geblühten Kleide einen bunten Schal, am Arm den „Pompadour“ und an den Füßen ausgeschnittene Schuhe, welche über tadellos weißen Strümpfen kreuzweise gebunden waren.

Drei Ereignisse aus den Kinderjahren haben sich mir lebhaft eingepägt. Das erste war der Bau der Taunuseisenbahn; der hatte zur Folge, daß unsre Kutsche in Mainz abgeschafft wurde, da wir von da ab zur Fahrt auf die Hammermühle die Eisenbahn benutzten. Wie bescheiden Kleinbürgerlich war zunächst deren Betrieb! Sie war eingeleisig; nur bei der Station Hattersheim, wo eine Weiche war, konnten sich die Züge von Frankfurt und Wiesbaden begegnen. Drei Lokomotiven, Blitz, Pfeil und Adler genannt, genügten für den ganzen Dienst. Der einzige Wagen erster Klasse war mit dem Wappen der Städte Wiesbaden, Mainz und Frankfurt bemalt und wurde — so meinten wir Kinder —

nur vom Herzog, vom Rothschild und vom Rat Veil, dem Direktor der Bahn, benutzt. Wir waren auf der Eisenbahn bald zu Hause, kannten alle Schaffner, und diese waren uns immer so hilfreich, daß die Eltern selbst die Kleinsten von uns ohne Sorge allein reisen lassen konnten.

Das zweite Ereignis war der Einzug der jungen Herzogin Elisabeth von Nassau, Tochter des Großfürsten Michael; sie starb nach kurzer Ehe und ist in der griechischen Kapelle auf dem Neroberg beigesetzt. Der Großvater und andere angesehene Männer waren dem herzoglichen Paar bis zum „Landgraben“, der Grenze, entgegengeritten, um es dort zu begrüßen und in die Residenz zu geleiten. Wir Kinder erwarteten im „Löwen“ zu Mosbach die Vorbeifahrt. Wie stattlich erschien mir der Großvater, hoch zu Roß, in Zylinder und Frack, mit einer Schärpe in den Landesfarben! Auch die Eskorte des herzoglichen Wagens durch einige militärisch equipierte Bürger\*), unter denen sich der Onkel Nikolaus Werner von der Kupfermühle befand, kam mir höchst glänzend vor. Abends war vor dem Schlosse in Wiesbaden bei Fadelbeleuchtung Ständchen mit Volksgesang und Militärmusik, geleitet von unserem Vetter, dem späteren Konrektor Karl Bogler.

Das dritte und für uns bedeutendste Ereignis aber war der Brand der Hammermühle im Jahre

\*) Die Uniformierung derselben erstreckte sich selbst auf die Härte, welche alle schwarz gefärbt waren.

1843. Das Feuer brach in der Bäckerei aus, verbreitete sich rasch durch Explosion von Mehlvorräten bis zu den Ställen, Heuspeichern und Scheunen und legte den größten Teil des Gehöftes in Asche; nur das Wohnhaus und die darunter befindliche Mühle blieben erhalten. Wir Kinder wurden des Nachts aus den Betten geholt und flüchteten auf die Kupfermühle, ich in schwerer Sorge um das Schicksal meiner beiden Lieblinge, der Hofhunde Sultan und Feldmann. Es war ein Riesenbrand. Weithin sichtbar schlug die Lohe gen Himmel; nicht weniger als 16 Spritzen waren aus der Umgegend herbeigeeilt; der Herzog selbst erschien auf der Brandstätte. Die Hammelmühle erstand aber schöner als vorher aus der Asche; den Scheunen wurde ein neues Gebäude in Betonbau, welcher damals zuerst aufkam, hinzugefügt. Die Ställe wurden höher und luftiger; eiserne Pfeiler trugen die gewölbten Decken, und diese Pfeiler erhielten als Fundament massive Quadern einer römischen Wasserleitung, welche man gerade damals beim Wegbau in der Nähe der Spelzmühle auffand. So haben römische Legionäre unserm Großvater vorgearbeitet.

---

## Kinderzeit und erste Jugendjahre.

1835—1851.

In friedlicher und harmonischer Umgebung, im Bezirk des liebevoll behüteten elterlichen Hauses wuchs ich auf. Die hintere Bleiche und die Hammermühle waren meine Welt; nur selten wurden meine Schritte weiter hinaus gelenkt. Aus den ersten Lebensjahren erinnere ich mich eines Aufenthaltes im Bade Soden i. L., wo die Großmutter, von der Mutter und mir begleitet, zur Kur weilte. Soden, heute ein modernes Bad mit großen Hotels, hatte damals noch einen durchaus ländlichen Charakter; frühmorgens zog der Hirt durch die Straßen und rief, auf einem Horn blasend, seine Herde um sich. Mit der Mutter machte ich Spaziergänge nach Cronthal und Königstein; die Eindrücke dieser großen und schönen Ruine haben in mir eine dauernde Vorliebe für sie erweckt. In meiner Erinnerung lebten auch Vorstellungen von tiefen Schluchten im Walde, an denen ich in der Gegend von Cronthal vorbeigekommen war; als ich 50 Jahre später desselben Weges zog, erkannte ich sie mit Sicherheit wieder; sie waren aber zu mäßigen Abhängen zusammengeschrumpft, die der Maßstab und die Fantasie des Knaben so mächtig gesteigert hatten.

Lesen und Schreiben lehrte mich die Mutter spielend, ohne mich je dazu zu treiben; eine im Wohnzimmer hängende große Wandkarte von Europa erweckte in mir frühzeitig das Interesse für Geographie. So kam ich im 6. Jahre wohlvorbereitet in die Schule; dies war der erste Schritt in die Welt, in der mich fremde Menschen umgaben. Ich bin wahrhaft erschrocken, als der Vater auf einem Spaziergang mit mir dem Lehrer Hofmann, der uns mit seinen Schuljungen begegnete, zurief: „Den bekommen Sie auch nächstens!“ Der Schreck war überflüssig, denn Hofmann wußte mich bald zu gewinnen. Den ersten Anlaß gab eine Strafe, die er mir zubüßte. Die Neueingetretenen antworteten anfangs auf die Fragen des Lehrers immer alle zugleich, in vollem Chor durcheinander schreiend. Sie wurden bedeuert, daß das nicht gehe, und daß jeder, der antworten wolle, erst die Hand zu erheben und die Aufforderung des Lehrers abzuwarten habe. In meiner Lebhaftigkeit vergaß ich das immer wieder, und es blieb dem Lehrer endlich nichts anderes übrig, als mir eine Viertelstunde Nachsitz aufzuerlegen. Darüber weinte ich bitterlich; aber der gute Herr Hofmann setzte sich zu mir und plauderte die Viertelstunde lang so freundlich mit mir, daß ich getröstet nach Hause ging. Das habe ich ihm nicht vergessen. Unter den Schülern fand ich gute Kameraden aus befreundeten Familien: zwei Brüder Krämer und Adolf Heß. Wir haben mit „Indianerspielen“ die herrlichsten Stunden zusam-



men verbracht; wir hatten die schönsten Wigwams in den Schuppen und Holzställen der Scholzschen und Krämerschen Häuser, die aneinander grenzten; die Mauer, welche die Höfe trennte, war leicht zu überklettern; auch waren diese jungen Freunde meinen Eltern und dem Großvater auf der Hammermühle stets willkommen.

Den Sinn für Landschaft, für die Natur hat mein Vater früh geweckt und genährt; das Musiktalent danke ich, wie schon gesagt der mütterlichen Linie. Den ersten regelmäßigen Klavierunterricht gab mir ein braver, solider Lehrer, Theophil Seiffert, der aus Übermüdung wohl auch manchmal in der Stunde einschlief, während ich immer leiser spielte, um ihn dann plötzlich mit einem kräftigen Sforzato zu wecken. Man rühmte schon damals meinen „guten Anschlag“, was ich gar nicht verstand, da ich keine Ahnung davon hatte, daß man die Taste auch anders anschlagen könne, als ich es ganz von selbst gelernt hatte. Ich galt überhaupt als ein musikalisches Wundertierchen; mir machte das gar keinen Eindruck.

Von musikalischen Erlebnissen aus meiner Knabenzeit weiß ich nicht viel zu berichten. In die Oper nahm mich die Mutter schon als kleinen Buben einmal mit, als das „Donauweibchen“ von Kauer, damals ein beliebtes Stück, namentlich für Kinder, gegeben wurde. Meine musikalische Ausbeute war gering; das einzige Lied der Nixe:

In meinem Schloßchen ist's gar fein,  
Komm, Ritter, lehre bei mir ein!

blieb mir im Ohr und im Gedächtnis haften, wohl deshalb, weil meine gute Mutter es mir wiederholt vorgesungen hatte; aber die lustigen Streiche, Purzelbäume und Tölpeleien des Kaspar Varifari entzückten mich so, daß ich monatelang seine Rolle im Hause bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit weiterspielte. Mit Konzerten wurde man damals auch nicht überfättigt; selten kamen reisende Künstler in meine Vaterstadt. Ich erinner mich nur der Schwestern Milanollo, von denen mich namentlich die ältere, Therese, durch ihr seelenvolles Geigenspiel und ihre Erscheinung entzückte, und des Klaviervirtuosen Alexander Drehschod, der durch seine Etüden und Stücke für die linke Hand allein das Publikum verblüffte. Während kurzer Zeit, bis zu seiner Berufung nach Wien, hat mir Heinrich Esser, damals Dirigent der Liedertafel in Mainz, Unterricht in der Harmonielehre gegeben. Sein Nachfolger und der meines ersten Klavierlehrers wurde Ernst Bauer, welcher als Musikdirektor nach Mainz berufen war. Ihm danke ich die Einführung in die Werke unserer großen Meister; auch hat er mir im Frühling 1849 die erste Gelegenheit zu öffentlichem Auftreten gegeben. In einem Festkonzert der Liedertafel sollte die Chorfantasie von Beethoven zur Aufführung gelangen; die mit der Klavierpartie betraute Künstlerin blieb aus, und Bauer sagte mir wenige Tage vor dem Konzert ganz einfach: „Bernhard, das wirst du spielen!“ Und so geschah's. Technisch blieb ich nichts

schuldig, und der klavierspielende Knabe wurde bejubelt.

Über Pauer und das Klavierspiel fällt mir eine lustige Geschichte ein, welche für die Harmlosigkeit jener Zeit einen guten Beleg gibt. Es bestand in Mainz ein geselliger Verein „Das Schiff“, dem angesehenere Herren, auch der Verleger Schott, angehörten. Pauer war in demselben der „Schiffspfeifer“. Das Klavier im Vereinslokal war herzlich schlecht und Pauer beantragte eines Abends bei Schott, der damals auch Klaviere baute, er solle ein neues schenken. „O ja,“ erwiderte der, „ihr sollt eins haben, wenn ihr es selbst auf den Schultern hertragen wollt.“ Gesagt, getan! Sogleich brach eine Schar der jüngeren „Schiffer“ auf, holte im Schott'schen Magazin einen Flügel und trug ihn an Ort und Stelle. Unterwegs aber wurde er unter den Fenstern einer von Pauer verehrten Dame niedergelegt, um dem jungen Freunde Gelegenheit zu einem Ständchen zu geben.

Doch zurück zur Schule! Mit 9 Jahren trat ich in das Mainzer Gymnasium, das von einem katholischen Priester namens Steinmeß geleitet wurde und auf einer recht tiefen Stufe wissenschaftlicher Leistung stand; es war in Mainz keine bessere Schule vorhanden. Eine schlechte Schule aber demoralisiert die Schüler; ich hatte bald heraus, daß das Lehrpersonal des Gymnasiums mit wenigen Ausnahmen geringwertig war; wo die Achtung vor dem Lehrer fehlt, erlaubt sich die liebe Jugend bald Ungehöriges.

Ich scheute mich nicht, die Aufgaben nachlässig oder gar nicht mehr zu machen, und half mir, um das zu verbergen, mit schlechten Ausflüchten und Lügen durch; aber weshalb sollte ich mich mit überflüssigen Exerzitien und Abschriften quälen? Ich gehörte ja doch zu den Ersten der Klasse! In der Oktava, der untersten Klasse, wurden mir sogar nicht weniger als 4 Preise zuteil. Ich hatte keine Ahnung davon, welche Auszeichnungen mir bevorstanden und trieb mich während des Festakts in den Fensternischen der Aula herum, bis meine Klasse an die Reihe kommen würde. Der Schüler einer Oberklasse frug mich: „Kriegst du auch etwas?“ Ich wußte es nicht. Darauf er: „Wer ist denn Erster bei euch?“ Ich erwiderte: „Das bin ich“. Nun sah er in dem Programm nach und sagte zu meiner großen Bewunderung: „Du bekommst nicht nur den Auszeichnungspreis, sondern auch noch 3 andere.“ Als ich dann aufgerufen wurde, sah ich, daß der Oberlehrer der Klasse meiner Mutter, die in der ersten Reihe des Publikums saß, den Preis in Gestalt eines schönen Buches überreichte, damit sie es mir gebe. Ich schritt unter Trompeten- und Paukenklang zu ihr hin, war aber so verlegen, daß ich das Buch aus ihrer Hand nur mit einem steifen, tiefen Bückling in Empfang nahm und mich dann eilig zurückzog, während die liebe, gute Mutter, die sehr gerührt war, doch erwartet hatte, daß ich ihr um den Hals fallen würde!

Die neue Zeit kündigte sich durch eine religiöse

Bewegung an. Im Jahre 1844 erschien der offene Brief des Kaplans Johannes Ronge in Laurahütte an den Bischof Arnoldi von Trier, worin er diesen wegen der von ihm veranlaßten Ausstellung des heiligen Rocks Christi, zu dem unzählige Pilger wallfahrten, scharf angriff. Der Brief sprach aus, was viele gebildete Katholiken beschämt empfanden. Überall entstanden Gemeinden, welche sich deutschkatholische nannten und, später viel weiter gehend, zunächst Abschaffung des Reliquientrams und Ablasshandels, des Zölibats und Gebrauch der deutschen Sprache bei der Messe forderten. Auf Sturmessflügeln brauste es durch Deutschland: „Los von Rom!“ In Wiesbaden und Mainz stellten sich Großvater und Vater an die Spitze deutschkatholischer Gemeinden. Wie Triumphatoren zogen Johannes Ronge und sein Begleiter Dowiat, der letztere, wie sich später herausstellte, eine etwas zweifelhafte Persönlichkeit, von der Oder bis an den Rhein. Sie predigten auch in Wiesbaden und wohnten damals mehrere Tage auf der Hammermühle. Das lebhafteste Interesse, das in unserem Hause der religiösen Bewegung entgegengebracht wurde, ergriff auch mich in Jahren, in denen das Kind außerhalb der Schule gewöhnlich nur an Spielen denkt; es zog mir sogar eine Glaubensverfolgung zu. Ich bat den Vater, mich statt des katholischen den protestantischen Religionsunterricht im Gymnasium besuchen zu lassen, weil in dem ersteren alle Andersgläubigen verdammt würden.

Er willfahrte mir; das hatte aber zur Folge, daß mir die Schuljugend in Mainz wochenlang höhrend durch die Straßen nachzog und mit Steinen nach mir warf. Die Reform hat nicht den Fortgang genommen, den man damals erwartete; aber vortreffliche Männer sind durch sie Freunde unseres Hauses geworden, Männer, die unser Vater zeit- lebens sehr hoch hielt: Eduard Duller, ein begabter Dichter, feuriger Redner und Patriot, dessen „Geschichte des Deutschen Volkes“ in mir die Begeisterung für das Vaterland anfachte, und Wilhelm Hieronymi, später Prediger der deutschkatholischen Gemeinde in Mainz, ein feiner, stiller und sinniger, auch künstlerisch begabter Mann, von dem wir sehr hübsche Bilder der Hammermühle haben. In späterer Zeit trat als dritter lieber Freund aus jenem Kreise noch Pfarrer Albrecht hinzu, ein Schlesier, frisch und impulsiv, mit poetischer Ader, wie so viele seiner Landsleute. Auch Rossmäßler und Robert Blum traten zuerst durch die deutschkatholische Bewegung zu unserm Hause in Beziehung.

Neue Familienkreise schlossen sich durch dieselbe näher an uns an, u. a. die Familie Seyler, deren Tochter ich später zur Lebensgefährtin gewann, und die Familie Specht, deren ältester Sohn Karl mir, dem viel Jüngeren, so viel Freundschaft und Liebe zuwandte, daß ich seiner stets in tiefster Dankbarkeit gedenke.

Die formelle Trennung von der römischen Kirche

war nicht plötzlich erfolgt; im Anfang hielt man eine Reform unter dem Beistand der höheren deutschen Geistlichkeit für möglich. Man glaubte den Geist der Emser Punktationen und Wessenberg'scher Duldsamkeit noch in ihr lebendig. Eine Deputation freisender Katholiken besuchte den Bischof Kayser von Mainz, der als ein verfühnllicher, Reformen nicht unbedingt abgeneigter Mann galt, und hoffte von ihm ein Eingehen auf ihre Wünsche. Sie mußte aber erfahren, daß von Seiten der Hierarchie kein Nachgeben zu erwarten sei. Der Bischof empfing sie in feierlichem Ornat und lehnte jede Vermittlung rund ab. Erst dadurch wurden der Großvater und Vater zu entscheidenden Schritten bestimmt. Der Tod der Großmutter May fiel in diese aufgeregte Zeit; sie muß wohl an dem alten Glauben festgehalten haben, denn sie wurde nach katholischem Ritus begraben. Mir war das eine gewisse Beruhigung; ich dachte, ein Reisepaß in die Ewigkeit habe immerhin einigen Wert, und Schaden könne er ja in keinem Falle. Noch einmal lebte drei Jahre später die Erwartung einer allgemeinen Reform der katholischen Kirche auf, als Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg und durch Einführung politisch-freisinniger Institutionen allgemeine Begeisterung erweckte. Mein Vater theilte diese Illusion; bei einer festlichen Beleuchtung der Stadt Mainz im März 1848 prangte auf seine Veranlassung vor dem Betfaal der deutschkatholischen Gemeinde ein mächtiges Transparent, auf welchem

die Namen freisinniger Geisteshelden erglänzten, in ihrer Mitte wie die Sonne inmitten der Planeten der Name des Papstes Pius IX. Der nachmalige Verkündiger des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariä und des Syllabus als Vorkämpfer für den Fortschritt gefeiert, welsch eine Ironie!

Nach dem Tode der Großmutter war es meiner Mutter ein Anliegen, daß dem Großvater und seinen heranwachsenden Enkelinnen May weibliche Fürsorge und Pflege nicht fehlen sollte. Auf ihre Veranlassung kam Fräulein Amalie Stürz aus Gießen im Jahre 1846 auf die Hammermühle. Eine bessere Wahl konnte nicht getroffen werden: sie zählte als „Tante Amalie“ ganz und gar zur Familie und blieb auf der Hammermühle auch dann noch, als alle die, zu deren Pflege sie berufen worden war, längst dahingeshieden waren. Sie verließ uns erst wenige Wochen vor ihrem 1875 in Gießen erfolgten Tode.

Der Großmutter war die älteste Enkelin Rätchen May bald nachgefolgt; von dem Karl Mayschen Stamme war nur noch ein Kind, Therese — Köschgen genannt — am Leben. Ein anderer Todesfall machte auf mich den tieftraurigsten Eindruck in meinem jungen Leben: Louis Troll, der Bruder unseres Hammermühler Buchhalters, ein reichbegabter, von uns allen geliebter junger Mann lag schwer erkrankt, von den Ärzten aufgegeben, in dem benachbarten Institute des englischen Pfarrers



Dunadze, wo er Lehrer war. Der Vater fragte mich, ob ich den Freund vor seinem Tode noch einmal sehen wolle. Ich bejahte es und sah zum erstenmal einen Sterbenden. Wie tief mich der Anblick des Leidenden, der mich mit stark erweiterter Pupille ansah und ohne Ahnung seines nahen Endes noch einige Worte an mich richtete, ergriff und erschütterte, während ich doch an mich halten und meinen Schmerz bezwingen mußte, ist unsagbar, und doch war ich dem Vater dankbar, daß er mich zu dem schweren Gange veranlaßt hatte; es war ja der letzte Liebesbeweis, den ich dem teuren Freunde geben konnte!

Im Jahre 1847 verlegte der Vater Wohnung und Geschäft in das von ihm erworbene größere Haus am Eck der hinteren Bleiche und des Schloßplatzes in Mainz, welches noch heute Eigentum der Firma Joseph Scholz ist.

Das Jahr 1848 brachte die Stürme der Revolution. Großvater und Vater hatten von jeher freisinnigen Ideen, auch auf dem Gebiete der Politik, gehuldigt. Sie hatten alle Kinderkrankheiten des Liberalismus mit durchgemacht, für die Polen geschwärmt, das Hambacher Fest besucht und, als die Farben Schwarz-Rot-Gold verboten wurden, dieselben heimlich im Hutfutter versteckt getragen. Die Bewegung des Jahres 1848 begrüßten beide begeistert. Wie der Großvater sich in den Märztagen verhielt, entschieden und dennoch mäßigend, habe ich bereits erzählt. Er und der Vater waren Mit-

glieder des Vorparlaments. Als dieses sich in Permanenz erklären und als eine Art von Konvent konstituieren wollte, traten beide Männer, wohl das einzigmal in ihrem Leben, in Opposition zueinander. Der Vater als der Jüngere war für die energische Maßregel, der Großvater, besonnen, dagegen. Das tat aber dem guten Einvernehmen keinen Abbruch. Mit leidenschaftlicher Teilnahme folgten sie den Verhandlungen des Parlaments, dessen Sitzungen sie häufig besuchten. Auch ich wurde manchmal trotz meiner großen Jugend nach Frankfurt mitgenommen und wohnte der denkwürdigen Sitzung bei, in welcher Heinrich von Gagern den bekannten „kühnen Griff“ tat und den Erzherzog Johann von Oesterreich „nicht weil, sondern obgleich er ein Fürst war“, zum Reichsverweser vorschlug. Auch ich war Zeuge des festlichen Tausels und der glänzenden Beleuchtung Frankfurts bei dessen Einzug. Die Hammermühle wimmelte in jener Zeit von Mitgliedern der Linken, welche gern die Gastfreundschaft des Großvaters May in Anspruch nahmen und sein Haus dafür als „die Herberge der Gerechtigkeit“ wie weiland Sidingens Burg priesen. Mit Bestimmtheit kann ich mich auf Robert Blum, dessen Schwager Günther, Karl Vogt und den späteren österreichischen Minister Giska besinnen; aber jeder Sonntag brachte neue Gäste.

An lustigen Episoden fehlte es in jener Zeit des Übermutes auch nicht; man dekretierte in Wies-

baden, daß der Fürst Metternich auf dem Johannisberg wie jeder andere steuerpflichtig sei, und hatte zur Sicherstellung der fälligen und rückständigen Steuern Beschlagnahme der fürstlichen Kellerei angeordnet. Profurator Emil Leisler aus Wiesbaden inspizierte — ob wirklich dazu delegiert oder aus eigener Machtvollkommenheit, weiß ich nicht — den Johannisberger Keller und nahm dazu unsere Freunde, die beiden berühmten Naturforscher Karl Vogt und Jakob Moleschott mit. Um sich würdig vorzubereiten, lehrten sie vorher noch bei dem Nestor der süddeutschen Verfassungskämpfer, Adam von Ißstein, der in Hallgarten Weingutsbesitzer war, ein; nachher kamen sie auf die Hammermühle und erzählten von ihren Taten. Das mag eine fidele Inspektion gewesen sein!

Eine andere komische Episode der Revolutionszeit lieferte während der sehr kurzen Zeit ihrer Existenz die Mainzer Bürgerwehr. In den Märztagen des Jahres 1848 war allgemeine Volksbewaffnung gefordert und bewilligt worden. Nun galt es, sie ins Leben zu rufen. Mein Vater, der trotz seiner radikalen Gesinnung den klaren Blick für die Schätzung der realen Mächte nicht verloren hatte, machte in einer Volksversammlung darauf aufmerksam, daß einer bewaffneten Bürgerwehr in der Festung Mainz neben der starken österreichischen und preußischen Garnison eine bedenkliche Aufgabe zufallen werde; er wurde aber von den Heißspornen niedergezischt, die Bürger organisierten sich unter

selbstgewählten Offizieren, nahmen als Uniform die blaue Bluse an und bewaffneten sich mit den von der Darmstädter Regierung gelieferten Gewehren, soweit der Vorrat reichte. Die Überzähligen erhielten Sensen, die aber nicht rechtwinklig zum Stiel, sondern geradeausgestreckt befestigt wurden. Man hatte so viel von den Kriegstaten polnischer Sensenmänner gehört, daß auch die Mainzer sich für besonders furchtbar hielten, zumal an der Waffe große Haken angebracht waren, „um damit die Kavalleristen vom Pferde zu reißen“. Ein Trupp Sappeurs, wozu man Leute mit den schönsten langen Bärten auswählte, wurde mit mächtigen Äxten und Lederhürzen ausgerüstet; Musik durfte natürlich nicht fehlen. So sah ich diese merkwürdige Heerschar bei einer Parade auf dem Schloßplatz, bei welcher der „Oberst“, Advokat Biz, und der „Oberstleutnant“, unser dider Freund Hestermann, auf Mietspferden ihre bedenklichen Reitkünste zum besten gaben. Die Parade fand vor den österreichischen und preussischen Generälen und Stabs-offizieren statt. Wie mögen die Herren geschmunzelt haben, während man ihnen zu imponieren glaubte! Leider dauerte der schöne Wahn sehr kurz. Wenige Tage nach diesem militärischen Schauspiel veranlaßten wüste Gefellen, welche sich bunt aufgeputzt als Freischärler aus dem dänischen Feldzug aufspielten, Straßenkrawalle, bei denen preussische Soldaten ums Leben kamen. Der Gouverneur von Mainz, der preussische General von Hüser, drohte

mit einer Beschießung der Stadt, wenn nicht binnen wenigen Stunden alle Waffen abgeliefert würden. So wurde die Bürgerwehr von Mainz bereits nach wenigen Wochen, im Monat Mai, entwaffnet, und mein Vater hatte Recht behalten.

Wir Mainzer Buben waren natürlich über das Vorgehen des Militärs empört; es war uns als ein durchaus loyaler Kampf zwischen den „Bürgern“ und der „rohen, vertierten Soldateska“ erschienen, daß in entlegenen Straßen einzelne preußische Soldaten vom Pöbel erschlagen worden waren. Trugen sie doch Waffen! — Der Vater hatte mir in sehr jungen Jahren ein Gewehr geschenkt, weil ich mich gegen das Knallen der Schießwaffen schreckhaft gezeigt hatte und mich daran gewöhnen sollte. Er hatte damit auch erreicht, daß bei mir die Freude am Schießen nach der Scheibe oder nach den Hammermühler Späßen und Tauben den Abscheu vor dem Knall überwand. Mit dem Gewehr, in das ich eine Kugel geladen hatte, schlich ich im Haus herum bis auf den Speicher und spielte mit dem Gedanken, oder vielmehr der Gedanke spielte mit mir, ob ich nicht auf die Bedienungsmannschaft eines Geschüßes, das vor unser Haus postiert war, um die hintere Bleiche zu bestreichen, schießen sollte. Wohl ist der Schritt von den Reizungen einer erhitzten Phantasie zur Tat ein großer, aber mich faßt heute noch Grauen und Entsetzen, wenn ich das furchtbare Unheil bedenke, das ich anrichten konnte, wenn ich den Anfechtungen meines exaltierten Kopfes unterlegen wäre.

Der Rückschlag gegen die utopischen Hoffnungen jener Tage sollte bald erfolgen; der Fiedersche Aufstand in Baden wurde niedergeworfen, Wien von den Kaiserlichen eingenommen und Robert Blum trotz seiner Eigenschaft als Mitglied des deutschen Parlaments erschossen. Vor seiner Todesreise hatte er noch eine Besprechung mit Vorstehern deutsch-katholischer Gemeinden in unserm Hause; aber die religiöse Frage war bei ihm gegen die politischen Interessen ganz zurückgetreten. Nach der Konferenz blieb er bei uns zu Tisch; ich sehe noch deutlich den Sokrateskopf des berühmten Volkstribunen vor mir.

Im Jahre 1848 oder 1849 machte ich mit dem Großvater und den Eltern eine Reise nach Belgien, nach den reichen flandrischen Städten, und erblickte bei Ostende zum erstenmal das Meer.

Mit 14 Jahren nahm mich der Vater aus der Schule; seinem praktischen Sinn entsprechend sollte ich mich frühzeitig um das Geschäft bekümmern; am Mainzer Gymnasialunterricht war sowieso nicht viel verloren. Er sorgte aber für die Erweiterung meiner Kenntnisse, indem er mir Unterricht im Englischen, in Mathematik und Naturwissenschaften wie auch im Zeichnen geben ließ. Er sagte mir: „Du kannst überhaupt lernen, was du willst! Dafür ist immer Geld da!“ Meine Lehrer in den exakten Wissenschaften waren österreichische Offiziersaspiranten (Oberfeuerwerker der Artillerie), prächtige, liebe junge Männer, die wie Freunde in unserer Familie

verlehrten, mein Zeichenlehrer ein junger, leider früh verstorbener Bildhauer, Anton Deder. Aber es trat auch ein bedenkliches Element in unser Haus ein, ein ungarischer Flüchtling, der mich Italienisch und Ungarisch lehrte und in die Vorhallen Kantischer Philosophie einführte, dessen praktisches Verhalten aber den Lehren des Königsberger Weisen wenig entsprach. Mir predigte er, es sei törricht von den Eltern, von ihren Kindern Dank zu erwarten; die seien ja gar nicht befragt worden, ob sie in die Welt gesetzt werden wollten und hätten ein gutes Recht, zu erwarten, daß die Eltern ihnen eine möglichst angenehme Existenz verschafften. Zum Glück hing ich zu sehr an den meinigen, als daß ich durch solche Lehren hätte geschädigt werden können.

Wie dieser Ungar, so drängten sich nach den gescheiterten Aufständen der Jahre 1848 und 49 viele zweifelhafte und verdächtige Gestalten vor, und der Enthusiasmus des Großvaters und des Vaters für die Freiheitskämpfer wurde stark gedämpft. Das hielt sie aber nicht ab, den Verfolgten in der trostlosen Reaktionszeit beizustehen, ihnen Versteck und Mittel zur Flucht und Auswanderung zu gewähren. Trotz vieler Enttäuschungen hielten sie an ihren Grundsätzen und Idealen fest; nur zogen sie sich mehr auf sich zurück. Nicht aus Feigheit! Denn als der Bischof von Mainz, Freiherr von Ketteler, im Jahre 1851 die Deutschkatholiken dieser Stadt angriff, trat ihm mein Vater in einem offenen Brief scharf und schneidig entgegen.

Der Großvater hatte es gern, daß ich ihn auf seinem Ritte über Land begleitete, und so wurde mir ein Reitpferd gehalten. Dem Vater hatte ich bisher auf seinen Feldspaziergängen immer nur mit halber Freude Gesellschaft geleistet; meine ganze Liebe gehörte dem Zauber des Waldes und seinem kühlen Schatten. Aber jetzt, wenn ich zwischen den goldglänzenden Saaten des Kasteler Feldes von Mainz zur Mühle ritt, ging mir die Poesie der Stunden, in denen der große Pan schläft, auf, und ich empfand die Stille des Mittags als eine geheimnisvolle, schöne und besonders tiefe, innige Musik. Minder poetisch gestimmt aber um so fröhlicher war ich, wenn mich mein lieber Karl Specht, der gleichfalls ein Pferd hatte, begleitete. Ich ritt mit ihm oft nach Hochheim, wo seine Eltern einen Garten und ein Weingut besaßen, oder wir tummelten unsere Rosse auf dem „großen Sand“ bei Mainz.

So verlebte ich, nur mäßig beschäftigt, mein 15. und 16. Lebensjahr. Da hielt es der Vater für richtig, mich ernsthaft einzuspannen. Ich sollte nach Paris und in die lithographische Druckerei von Lemercier, damals die hohe Schule dieser Kunst, eintreten. Um dies vorzubereiten, unternahm mein Vater mit mir in Begleitung der Mutter, des Väschens Röschen May, meiner ältesten Schwester Käthe und einer jungen Freundin, Luise Heß, im Frühjahr 1851 eine Reise nach Paris und von da nach London, wohin die erste Weltausstellung lockte. In Paris wurden die nötigen



Vorbereitungen wegen meiner Aufnahme und Unterkunft getroffen. Von herrlichem Wetter begünstigt genossen wir in vollen Zügen die Reize der liebenswürdigen Stadt und ihrer Umgebung, und ich freute mich auf meinen künftigen Aufenthalt. Weniger erfreulich gestaltete sich die Reise nach London und der Aufenthalt in der Riesenstadt. Ein heftiger Seegang warf uns auf der Fahrt von Boulogne nach Folkestone sämtlich nieder; wir litten, ohne Ausnahme, stark an der Seekrankheit. Unsere liebe, sonst so sorgsame Mutter war derart von ihr befallen, daß sie keine Spur von Mitgefühl für unsere Leiden hatte, ein Beweis, daß sie völlig zusammengebrochen war. Ich saß stumpfsinnig auf dem Deck, hielt mich am Latelwerk fest, ließ mir die Regenströme ruhig am Genick hinunter und an den Hosens heraus laufen, und wenn mir jemand gesagt hätte, daß das Schiff sinke und wir alle ertrinken müßten, so hätte ich erwidert: „Gott sei Dank, daß das Elend ein Ende hat.“ Während meines ganzen Aufenthalts in London blieb mir die Empfindung, als wäre ich jämmerlich geprügelt worden. Dazu kam, daß wir es mit der Wohnung nicht gut getroffen hatten, und so fanden wir London und die Ausstellung wohl sehr großartig, ja überwältigend, wir hatten aber keine Freude daran, blieben denn auch nur wenige Tage und waren froh, als wir nach einer windstillen, nächtlichen Überfahrt von Dover nach Ostende wieder festländischen Boden unter den Füßen hatten.

---

## Paris.

1851—1853.

Ende Juni 1851 reiste ich über Köln und Brüssel nach Paris. Der Bruder eines Mainzer Freundes, des Obergerichtsrat Jung, war seit Jahren als Chef der Verlagsbuchhandlung Treuttel & Würz dort ansässig und wohnte in einem schönen, vornehmen Hause des Faubourg St. Germain, rue de Lille. Er empfing mich herzlich und führte mich in seine Familie ein. Quartier hatte er für mich gemacht bei einem Kupferstecher, Elsässer von Geburt, Herrn Wein, dessen Frau, Pariserin, eine Pension hielt, in der 4—5 Personen unterkommen konnten. Sie hatten zwei erwachsene Töchter, Lea und Marie, und einen Sohn in meinem Alter, Gustav. Ich mußte mich gut mit allen zu stellen, besonders mit den Jungen; die Mutter war freundlich und wohlwollend, der Alte ein gutmütiger, bornierter Philister. Die Familie war gut lutherisch und besuchte jeden Sonntag den Gottesdienst der Gemeinden augsburgischer oder calvinischer Konfession, je nachdem da oder dort der bessere Prediger sprach. Ich ging eine Zeitlang mit, um von den guten Rednern zu lernen, zog mich aber nach und nach von dem Kirchgang zurück. Der Stolz der Familie war der

Onkel Victor Baltard, Bruder der Frau Wein, Erbauer der Halles centrales und — wenn ich nicht irre — später des neuen Opernhauses. Wenn von ihm die Rede war, strahlte die ganze Familie, und kam er gar einmal zu Tisch, so war das ein Ereignis, ein Festtag. Die Wohnung der Familie Wein war, als ich ankam, rue Vavin No. 11, nahe dem Luxembourg, nicht allzu entfernt von Lemerciers Werkstatt, rue de Seine. Diese befand sich in einem Riesenaal in Eisenkonstruktion mit Oberlicht. Im Erdgeschoß standen drei lange Reihen lithographischer Pressen; ringsum führte eine gleichfalls mit Pressen besetzte Gallerie. An einer der Schmalseiten stand unter der Uhr eine große Gypsstatue von Aloys Senefelder, ihr gegenüber auf der Gallerie die Presse des „patron“, an welcher ich arbeiten sollte. Lemercier war ein schöner Mann mit lebhaftem intelligenten Gesicht und von stattlicher Gestalt. In der Werkstatt trug er immer einen dunkelbraunen, bis über die Kniee reichenden Kittel von schwerem Wollstoff und einen breiten Ledergürt. Er sah darin famos aus; mit besonderem Stolz aber erschien er in der Uniform der berittenen Nationalgarde, die der unserer Ulanen glich. Lemercier selbst druckte nur die wichtigsten Steine an; sein Amanuensis, mit dem ich zusammen arbeitete, war ein Mulatte aus Neu-Orleans, im Atelier nur „le nègre“ genannt, ein anständiger, geschickter Mensch, mit dem ich mich vortrefflich vertrug. Zwei Brüder Lemerciers, le père Ambroise und

le père Gabriel, arbeiteten unten als Bordrufer, traten aber nicht aus der Sphäre der Arbeiterschaft hervor, während Lemercier selbst sich über diese erhoben hatte, dadurch aber keineswegs ein Gegenstand ihres Neides als vielmehr des Stolzes war.

Mit dem Aufenthalt in Paris begann für mich ein neues Leben. Bisher hatte ich mich nur im Kreise der Meinigen und nächster Freunde bewegt; da war mir manche Nachlässigkeit im Betragen und Verkehr nachgesehen worden. Nun aber trat ich unter Fremde, deren Wohlwollen erst zu gewinnen war und die den Anspruch erheben durften, daß ich auch die Formen konventioneller Höflichkeit beachtete. Schon der äußere Mensch machte eine Metamorphose durch: ich mußte mir einen Frack anschaffen, um gesellschaftsfähig zu sein; die Mütze, die mir bis dahin je älter je lieber gewesen war, wurde durch den Claque-Hut ersetzt; meine ganze Haltung mußte gemessener werden; nur in der Werkstatt durfte ich mein altes, dem Zwanglosen zugewandtes Naturell gehen lassen, und selbst da nicht unbedingt, wenn ich was gelten wollte.

Wichtiger aber als diese Verwandlung des äußeren Menschen war die des inneren; es eröffnete sich mir der Ausblick in neue Welten. In Paris wurde mir in den öffentlichen Sammlungen klar, was große Kunst ist; hier zum erstenmal sah ich antike Skulptur und die Meisterwerke der bedeutendsten Maler aller Zeiten und Schulen; es kam über mich wie eine Offenbarung. In Paris habe ich auch zum ersten

Male die Symphonien unserer großen deutschen Meister in ihrer ursprünglichen Gestalt — also das Höchste in der Musik — kennen gelernt. Weder in Mainz noch in Wiesbaden hatten bis dahin regelmäßige Instrumentalkonzerte stattgefunden. Wohl hatte ich die Hauptwerke von Haydn, Mozart und Beethoven mit Ernst Bauer im vierhändigen Arrangement für Klavier gespielt, aber nur eine einzige Symphonie, Beethovens Pastorale, in Wiesbaden vom Orchester gehört. Wie ging mir das Herz auf, als mir zum ersten Male die Siebente von Beethoven in ihrer wunderbaren Instrumentation erklang! Hier und da besuchte ich auch Opernvorstellungen, hörte die geniale Pauline Viardot als Fides im Propheten, den unvergleichlichen Lablache als Bartolo im Barbier. Ich machte — wenn auch nur flüchtig — die Bekanntschaft des jugendlichen Camille Saint-Saens. Wichtiger für mich war der Verkehr mit einigen ausgezeichneten Musikern, den Alexander Stadtfeld herbeiführte, der Sohn des Wiesbadener Militärkapellmeisters, der in Belgien naturalisiert und, durch den Grand prix des Brüsseler Konservatoriums ausgezeichnet, in Paris lebte. Bei ihm traf ich den später so berühmten Gebaert und den nachmaligen Direktor des Madrider Konservatoriums, Monasterio. Wir musizierten viel zusammen, ernst- und scherzhaft. Eines Nachmittags spielte ich mit Stadtfeld nicht weniger als 5 Symphonien vierhändig; ein andermal parodierten wir die moderne italienische Oper, bis wir vor Lachen

nicht weiter konnten. Die jungen Künstler behandelten den Dilettanten mit der größten Liebenswürdigkeit; ich war ihr guter Kamerad. Gevaert, ein geistvoller und witziger Kopf, auf allen Gebieten des Wissens zu Hause, taufte mich auf den Namen Franz Bopp, weil der berühmte Sanskritforscher gleich mit ein Mainzer war; so begrüßte er mich noch, als wir uns ein Vierteljahrhundert später in Bayreuth wiedersehen.

Ich spielte auch einige Monate lang im Beinschen Hause regelmäßig Kammermusik mit einem Geiger, der bei Spohr studiert haben wollte. Er hieß Malbran, nannte sich aber Malibran, da sich das wegen der Erinnerung an die große Sängerin besser machte. Er dirigierte Orchesterkonzerte, deren materielle Basis ein sozialistisches Experiment war. Produktivgenossenschaften von Arbeitern traten in ein Kartell mit ihm, derart, daß er Eintrittskarten zu seinen Konzerten gegen Naturallieferungen abgab. Damit glaubte er den Sinn für gute Musik in die Kreise des „eigentlichen Volks“ zu tragen. Nur schade, daß er damit traurige Erfahrungen machte! Man lieferte ihm u. a. für gute Musik so elend schlechtes Schuhwerk, daß es den ersten Regenguß nicht aushielt. Da ich ein billiger Solist war, so veranlaßte er, daß ich mit seiner Frau, einer tüchtigen Pianistin, das Mozartsche Es-dur-Konzert für zwei Klaviere mit Orchester öffentlich spielte. Das war in der Salle Ste. Cécile am Fastnachtsmontag des Jahres 1852. Ich konnte es damals gar nicht

begreifen, daß Frau Malibran vor dem Konzert und während desselben so furchtbar aufgeregter war, während ich nur Vergnügen empfand. Wie habe ich diese Aufregungen später so gründlich kennen gelernt! — Es macht mir aber heute noch Spaß, daß ich als Druckerlehrling in Paris öffentlich — und wie man sagte — nicht schlecht gespielt habe.

Eine Aufführung, welche zugunsten des Deutschen Hilfsvereins in der Salle Herz veranstaltet wurde, ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Ferdinand Hiller, Wilhelmine Clauß und Frau von Kalgis (später Frau von Ruchanoff) spielten, von einem Streichquartett unter Karl Ederts Leitung begleitet, das Konzert in D-moll für drei Klaviere von J. S. Bach. Leider litt das Ensemble Schiffbruch; man mußte aufhören und neu beginnen. In demselben Konzerte hörte ich zum erstenmal Antonio Vazzini, dem ich später in Florenz wieder begegnen sollte; er wirkte als Primarius in einem Quartett von Spohr mit.

Durch Stadtfeld erhielt ich eine Einladung von Adolf Sax, der den Parisern seine neu erfundene Saxophones vorführen wollte. Bei dieser Gelegenheit sah ich Meyerbeer, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, und andere Pariser Celebritäten.

Die Musik entfremdete mich aber meinem eigentlichen Handwerk nicht. Ich hatte dafür ein lebhaftes Interesse, machte Fortschritte und freute mich auf die Zeit, in der ich die erworbenen Kenntnisse und

Fertigkeiten zu Nutz und Frommen des väterlichen Geschäfts würde verwerten können. Nur bemerkte ich nach einiger Zeit, daß ich die Farben verschieden von anderen Leuten sah. Das war mir unbegreiflich, trat mir aber beim Ton- und Farbendruck störend in den Weg. Erst nachdem ich Goethes Abhandlung über den Daltonismus gelesen hatte, wurde mir klar, daß ich rot-grün-blind war; da aber der Farbendruck bei uns damals von wenig Belang war, glaubte ich darüber wegsehen zu können. Sehr interessant war mir der Besuch des berühmten Lithographen Hansstaengl aus München in Demerciers Werkstatt. Er erzählte von seinen Versuchen in der Galvanographie und nahm regen Anteil an Demerciers Experimenten, mit dem Pinsel und chemischer Tusche zu lithographieren. Ich erleichterte den Gedankenaustausch der beiden Meister, da Demercier gar kein Deutsch und Hansstaengl ein recht bedenkliches Französisch sprach.

Schon in Mainz hatte ich manche Mängel in unserer Lithographie richtig erkannt; unsere Zeichner waren lediglich Kopiermaschinen, zum Teil recht schlechte. Ich hielt es für nötig, da Wandel zu schaffen, und um mich selbst besser auszubilden, setzte ich das bei Anton Decker begonnene Zeichnen nach dem Modell bei meinem Hauswirt, Herrn Wein, fort. Sein Unterricht war nicht sehr anregend, förderte mich indessen immer im Sehen. Mit welcher weitgehenden Reformideen ich mich trug, mag mein Vorschlag an den Vater beweisen, wo-



nach für die intelligenteren Drucker und Lehrlinge abendliche Zeichenkurse eingerichtet werden sollten, da ich bemerkt hatte, daß die besseren Pariser Arbeiter einen recht entwickelten Kunstsinne und Geschmack hatten und schon dadurch den unsrigen überlegen waren.

Hatte mir die Stadt Paris Anregung die Fülle gebracht, so entzündete mich ihre reizende Umgebung, die ich auf Ausflügen mit der Familie Jung kennen lernte. Wir besuchten alle die lieblichen Vororte, St. Cloud, Meudon, Clamart. Mit besonderer Freude gedenke ich eines Abends in Neuilly. Im Jahre 1848 war das dortige königliche Schloß von den Aufständischen angezündet und halb zerstört worden. In dem erhaltenen Teil wurden Sommerwohnungen vermietet, und eine Verwandte von Jung's hatte eine solche inne. Ich wurde zu einem Besuch bei dieser mitgenommen und erlebte in dem verwilderten Parke, der sich zwischen den Ruinen und der ruhig dahinfließenden Seine hinzog, eine wonnige „mondbeglänzte Zaubernacht“. Es war so recht deutsche Märchenstimmung, die wohl hätte Heimweh in mir erregen können. Das war aber nicht der Fall; die neuen Eindrücke waren zu stark; zudem war der briefliche Verkehr mit dem Elternhause ein sehr reger, und ich bekam auch gleich im ersten Halbjahr viel Besuch, u. a. den meines lieben Karl Specht und den der Eltern. Weihnachten durfte ich zu Hause feiern.

Doch ehe es dazu kam, trat in Paris ein großes

Ereignis ein. Ich hatte am Abend des 1. Dezember 1851 bei Jung's ahnungslos eine friedliche Partie Piquet gespielt; als ich am nächsten Morgen nach der Werkstatt ging, waren an den Straßenecken Proklamationen des Prinzpräsidenten Louis Napoleon angeschlagen, wonach die Kammer aufgelöst, das allgemeine Stimmrecht wieder eingeführt, zugleich aber der Belagerungszustand über Paris verhängt wurde. Man erfuhr die Verhaftung von Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Thiers, Dupin u. a., kurz all der Generäle und einflußreichen Männer, von denen Louis Napoleon Widerstand erwarten konnte. Ich war ja, wie die meisten jungen Leute, gut republikanisch gesinnt, aber die Fixigkeit, mit der die Umwälzung gemacht war, imponierte mir. Im Atelier waren nur wenige Arbeiter, alles war in Bewegung, man schwatzte, man fragte, die Wenigen, die sich zur Arbeit eingefunden hatten, verließen die Werkstatt. Es wurde unheimlich. Auf dem Heimweg nach der Rue de Vaugirard, wohin die Familie Bein Anfang Oktober gezogen war, fand ich einen großen Teil dieser Straße von Militär abgesperrt, den Luxembourg umstellt. Ich eilte auf Umwegen nach Hause und der Vater Bein litt nicht, daß ich wieder ausging. Während der nächsten Tage und Abende hörte man das Feuern auf den Boulevards und in den Arbeitervorstädten. Nach heftigem Widerstand war der Sieg Napoleons entschieden. Damit begann seine 20 jährige Herrschaft über Frankreich.

An politischen Ereignissen erlebte ich während meines Pariser Aufenthalts als Fortsetzung dieses ersten die Weihe und Verteilung der Adler an die Armee auf dem Marsfeld, wobei 800 Priester amtierten; die Abstimmung über das Kaiserreich; die Proklamation desselben; die glanzvolle Brautfahrt des neuen Imperators und das imposante Fest, welches die Stadt Paris dem Kaiserpaar im Hotel de ville gab. Dazu hatte mir der Onkel Viktor Baltard eine Eintrittskarte verschafft, und ich konnte in nächster Nähe Eugenie bewundern, die in Schönheit und Stolz strahlte. In der Pension Bein verkehrten manche sehr interessante Leute, u. a. Walter Bagehot, der sich später als politischer Schriftsteller einen Namen machte, ein junger Schleswig-Holsteiner Arzt, Esmarck, in dem ich wohl den später so berühmten Chirurgen vermuten darf, und der damals schon behauptete, die französischen Ärzte seien rückständig; ferner eine Anzahl württembergischer Offiziere, die nach Paris kommandiert waren, unter ihnen ein Fabre du Faur, wahrscheinlich der spätere Bevollmächtigte beim Norddeutschen Bund.

Von besonderer Wichtigkeit aber wurde für mich die Ankunft des Malers Canton aus Mainz, der zu meinem Vater in geschäftlicher Beziehung stand. Er hatte eine Studienreise nach den Pyrenäen vor und regte in mir den Gedanken an, ihn dahin zu begleiten, um unter seiner Leitung nach der Natur zu zeichnen. Das leuchtete mir natürlich sehr ein;

Canton wußte auch den Vater dafür zu gewinnen, und so gaben wir uns Stellbicheln in einem kleinen Badeort, Eau-Chaudes, der in einer Schlucht des Hochgebirges besonders schön gelegen sein sollte. Er reiste über die Provence und Toulouse dorthin; ich nahm nach dem Eintreffen der väterlichen Erlaubnis den kürzeren Weg über Poitiers und Bourdeaux. Es war eine qualvolle Reise. Die Eisenbahn war erst stredenweise fertig und ich legte den größten Teil der Fahrt in einer Diligence zurück, die auf meine langen Beine nicht eingerichtet war, so daß ich fortwährend die Knie im spitzen Winkel hinaufziehen mußte. Diese Marter dauerte drei Tage und drei Nächte. Der Dienst der Messageries war so schlecht wie die Wagen. Die Relais waren oft nicht vorhanden, und die totmüden, abgehetzten Pferde taumelten in der letzten Nacht zwischen Bourdeaux und Pau derart hin und her, daß eines über einen Haufen Chausseeesteine am Wegrand stolperte, zusammenbrach und nicht wieder aufgerichtet werden konnte. Wir waren durch den Sturz des Tieres vor dem Umfallen in den Graben bewahrt worden. Das Pferd wurde aus den Strängen gelöst, blieb liegen, und wir fuhren mit verminderter Bespannung weiter. Das alles aber war vergessen, als ich in der Frühe in Pau ausstieg und das wunderbare Panorama der Pyrenäenkette im Morgenglanze vor mir ausgebreitet sah. Ich war davon so ergriffen und gerührt, daß ich am liebsten der Schildwache auf der Esplanade um den Hals gefallen

wäre. Ich habe später Größeres und Mächtigeres in der Alpenwelt gesehen, aber einen so tiefen Eindruck hat mir nichts mehr gemacht, als dieser erste Anblick des Hochgebirges. Ich besah mir das schöne Schloß Heinrichs IV. und fuhr dann durch die Vorberge und in immer wilderer Gebirgslandschaft, zuletzt dem Gard d'Oloron entgegen nach Caux-Chaudes, wo ich am 20. Juli eintraf und im Hotel de Franco einkehrte. Dort wartete ich auf Canton, der zu meiner Verwunderung sehr lange ausblieb. Die Wartezeit benutzte ich, um nach Caux-Bonnes, einem benachbarten Badeort, und nach Gabas, das am Ende der Gebirgsschlucht, so ziemlich am Fuße des Pic du Midi lag, zu reiten. Auch machte ich in diesen Tagen allerhand Erfahrungen, z. B. daß eine schöne junge Dame, die bei Tisch neben mir saß und sich sehr freundlich mit mir unterhalten hatte, von einem alten General „engagiert“ wurde, und daß ein junger Mann aus der Gesellschaft, der den Vermittler gemacht hatte, ganz ruhig über die Bedingungen sprach, unter denen das Geschäft zustande gekommen war. Viel hatte nicht gefehlt, daß ich mich der „jungen Dame“ als Kavaliere zu Landpartien, „die sie doch nicht allein unternehmen könne“, angeboten, und wer weiß, was der Gimpel in solcher Gesellschaft nicht alles gelernt hätte! Endlich kam Canton; er war schon einmal in Caux-Chaudes gewesen, hatte mich überall gesucht, nur nicht da, wo ich war; mein Hotel schien ihm zu elegant. Darauf war er nach Pau gefahren, wo er

zum Glück im Fremdenbuch des Schlosses meinen Namen entdeckte, der am Anfang einer Seite stand. Daraufhin reiste er nach Caug-Chaudes zurück, suchte und fand mich endlich. So herrlich mir die Pyrenäen erschienen waren, so wenig war er davon erbaut. Er meinte, die Alpen seien unvergleichlich viel schöner, auch sei das Leben hier doppelt und dreimal so teuer als in Tyrol; vor allem war es ihm schrecklich, daß er der Landessprache nicht mächtig genug war, um sich mit den Einwohnern verständigen zu können. Er veranlaßte mich, meinem Vater zu schreiben, und schrieb ihm selbst, daß er mit mir in die Alpen wolle, was, die Reise eingegriffen, immer noch viel billiger sein werde, als der Aufenthalt in den Pyrenäen. Da der damalige Gang der Posten ein sehr langsamer war, konnten wir die Antwort nicht abwarten und reisten über Paris, Straßburg, den Schwarzwald, Schaffhausen, den Bodensee und den Arlberg nach Innsbruck, und von da nach Mayrhofen im Zillertal. Meine guten Eltern hatten kein Wort des Tadelns für mich, daß ich ihnen den Entschluß über den Kopf weggenommen hatte. Um so mehr hielt ich mich für verpflichtet, die mir gewährte Zeit gut auszunutzen. Wir machten uns denn auch sogleich auf den Weg in den Zemmgrund, über Dornauberg nach dem Breitlahner. Dort standen damals nur einige elende Hütten; uns wurde zum Schlafen der Heuboden über einem Ziegenstall angewiesen. Wir hatten uns aus Mayrhofen Leintücher mitgenommen, da-

von jeder eines unter sich ausbreitete, das andere als Decke nahm und mit Heu bedeckte. Des Morgens wurde das Lager mit den Bergstöcken neu bearbeitet; die Kost war dem Quartier entsprechend: Fleisch bekamen wir in den 17 Tagen, die wir da oben hausten, nicht zu sehen; wir nährten uns hauptsächlich von Knödeln mit der Brühe, in der sie gekocht waren, als Suppe. Wein gab es nicht, nur Schnaps. Mit uns hausten in der Stube, wo wir aßen, greulich schmutzige Hirten; auch erhielten wir in derselben den Besuch von allerhand Vieh, selbst von einer Sau. Der Aufenthalt war wirklich, wie Canton es versprochen hatte, sehr billig — die Landschaft wunderbar schön. Voll Lust und Eifer ging ich ans Zeichnen; kaum hatten wir jedoch begonnen, so öffnete der Himmel seine Schleusen und schüttete unerbittlich Wasser auf uns, so daß wir die meiste Zeit auf unsere, d. h. die allgemeine Stube angewiesen waren. Da saßen wir denn ungeduldig auf der Lauer, nutzten jede heitere Stunde aus, aber die Sonne schien leider nur ausnahmsweise. Dennoch habe ich da oben viel gelernt und eine ganze Reihe guter Studien gezeichnet. Einen herrlichen Ausflug unternahmen wir an einem schönen Tage nach dem Wazegg, wo heute die Berliner Hütte steht. Da kam ich direkt an den Fuß mächtiger Gletscher und hatte den großartigen Anblick eines Sees, der sich am Fuße einer abgestürzten Eiswand gebildet hatte, und in dem nun die silbernen und blauen Eistrümmel lagen und schwammen.

Wir wären im Breitlahner trotz der mehr als primitiven Unterkunft noch länger geblieben, wenn nicht Canton eines Morgens geklagt hätte, daß er sich sehr unwohl fühle. Der Gedanke, daß der Mann, entfernt von jeder Hilfe, ernsthaft krank werden könne, trieb mich an, auf sofortigem Abmarsch zu bestehen. Der Marsch bekam dem Patienten sehr gut, und er befand sich schon viel besser, als wir in Mahrthofen ankamen. Ich aber, der während 16 Nächten in den Kleidern geschlafen hatte, war von der Wonne eines guten Bettes so aufgeregt, daß ich vor lauter Wohlbehagen lange keine Ruhe fand.

Nach einigen Tagen unternahmen wir nochmals einen Vorstoß nach Dornauberg, leider mit nicht besserem Erfolg als vorher. Wieder ergriff Jupiter pluvius das Regiment und duldete uns kaum im Freien. Das Jahr 1852 machte keine Ausnahme von den gräßlichen, naßkalten Sommern, die den glorreichen Weinjahren 1857—59 vorhergingen, und welche die Befürchtung wachriefen, das Klima in Deutschland habe sich gründlich verschlechtert. Natürlich war das Wetter in den Nordalpen noch viel schlechter als draußen in der Ebene. Es trieb uns früher zur Heimreise, als Canton beabsichtigt hatte. Wir reisten, unterwegs soviel als das Wetter erlaubte zeichnend,<sup>3</sup> über Innsbruck, Miemingen und den Fernpaß nach München, wo wir Ende September eintrafen. Da sah ich denn wieder viel Neues und Schönes. Einen besonders großen Ein-



druck machten mir die Rottmannschen Fresken unter den Arkaden. Durch sie wurde in mir die lebhafteste Sehnsucht nach Italien erweckt, die mich nie mehr verlassen und bestimmend auf mich eingewirkt hat.

Nach kurzem Aufenthalt bei den Meinigen in Mainz und auf der Hammermühle reiste ich nach Paris zurück, wo meiner ein überaus trauriger Empfang harrte. Als ich abends spät ankam und schon glaubte, von der Treppe herab eile Gustav, um mich zu begrüßen, empfing mich statt seiner ein Freund des Hauses, der mir mittheilte, daß Gustav am Tage vorher gestorben sei; ich war wie vom Blitz getroffen. Der Onkel Viktor Baltard, der mit seiner Familie auf dem Lande war, hatte mir seine Wohnung zur Verfügung gestellt, in der ich die nächsten zwei Tage zubrachte. Das Wiedersehen mit der Familie Wein war sehr ergreifend. Der alte Vater, der sich seiner untröstlichen Frau wegen zu fassen suchte, gab mir schweigend die Hand, hielt sie lange fest und weinte bitterlich. Marie und Lea zerflossen in Thränen.

Der Tod des armen Gustav hatte zur Folge, daß ich mehr Anschluß an andere suchte. Ein lieber Umgang war mir ein anglikanischer Pfarrer, ein prächtiger, frischer Mann namens Ffolkes, mit dem ich viel umherstreifte, der mit mir sogar einmal den für einen Reverend höchst unpassenden Opernball besuchte.

Die musikalischen Freunde nahmen mich wieder herzlich auf; doch fand ich Stadtfeld sehr verändert,

schwer leidend; er ist bald nach meiner Abreise von Paris gestorben. Zwei junge, deutsche Maler, rheinische Landsleute, Willy Lindenschmidt aus Mainz und Ludwig Knaut aus Wiesbaden, der jetzt erst seine ruhmvolle Laufbahn beschlossen hat, besuchten mich. Zuletzt kam unser alter Freund Professor Roßmähler, auf einer wissenschaftlichen Reise nach Spanien begriffen. Er nahm mich mit zu der Schroeder-Devrient, damals Frau von Bod, die zur Zeit in Paris lebte; so habe ich diese große Künstlerin wenigstens von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Meine Studienzeit ging zu Ende; ich hatte genug gelernt, um unserer Druckerei in Ehren vorstehen zu können. Die Sehnsucht nach den Meinigen und nach Deutschland wuchs von Tag zu Tag. Wohl hatte ich in Paris viel Freundlichkeit genossen, ich hatte auch den Fleiß und die geschäftliche Tüchtigkeit der Franzosen, besonders der Handwerker und Arbeiter schätzen gelernt. Aber mich trennte von ihnen doch eine Grundverschiedenheit des Wesens in mehr als einer Beziehung. Schon das Verhältnis der Franzosen zur Kunst erschien mir anders, als das der Deutschen; bei aller Achtung vor ihrem großen Können vermißte ich bei ihnen die innere Wärme, die herzliche Liebe, die volle Hingebung an die Sache, ohne die wir uns keine Kunstübung denken mögen. Dann war es mir peinlich zu sehen, wie daselbe Volk, das so emphatisch „Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit“ in die Welt hinausgeschrien

hatte, nun so demütig vor dem neuen Herrscher froh. Die Familie Wein, vorher gut orleanistisch, begrüßte enthusiastisch das neue Regiment. Auch hatte ich erfahren, daß in der Fantasie eines wohl-erzogenen Jungen von kaum 16 Jahren, wie Gustav Wein, und seiner gleichaltrigen Freunde „la femme“ bereits eine Rolle spielte, die so sehr abtach von der Art, wie Knaben und Jünglinge in unseren heimischen Kreisen über Mädchen und Frauen dachten, daß mich die Sehnsucht nach dem unbefangenen Verkehr unter dem jungen Volk der Heimat, mit den Kameraden meiner Jugend, mit den Freundinnen meiner Schwestern, mit deutschen Mädchen immer mehr überkam.

So schied ich aus Frankreich mit einer gewiß übertriebenen Abneigung gegen die Franzosen; Ende April reiste ich nach Hause.

---

## Wandlungen und Wanderjahre.

1853—1858.

Wieder in der Heimat, in den alten, traulichen Räumen, unter den lieben, bekannten Gesichtern und Gestalten! Wie gern übernahm ich die mir zugewiesene Aufgabe, die technische Leitung der Lithographie und der Druckerei! Der Vater hatte einige tüchtige Künstler gewonnen, und es wurde u. a. die Herausgabe einer großen Serie von Originalzeichenvorlagen für die Jugend in Angriff genommen, wie sie damals beim Unterricht noch viel im Gebrauch waren. Ein Maler Lucas lieferte dafür sehr hübsche Landschaften, Canton treffliche Tierstücke und der Better Wilhelm Bogler prächtige Muster von Florentiner Ornamentik, außerdem auch schöne, einfache Zeichnungen von Blumen und Früchten nach der Natur; andere reproduzierten Köpfe und Figuren aus Bildern der italienischen Renaissance — kurz, ich hatte die Freude, mich an der Herstellung von Verlagsartikeln zu beteiligen, die weit über das Niveau des bisher von der Firma Geleisteten hinaustraten.

In seinem Bestande war der häusliche Kreis derselbe geblieben; er wurde nur zeitweilig durch längere Anwesenheit meines Betters Karl Scholz er-

weitert, dem der Vater gestorben war und um dessen Fortkommen sich mein Vater, der ihn sehr liebte, besonders bemühte; Vetter Karl trat uns durch diese wiederholten Besuche nahe wie ein Bruder. In seinem Wesen aber war unser Kreis doch sehr verändert. Als ich 1851 nach Paris reiste, waren alle meine Schwestern noch Kinder, Bäschen May stand an der Schwelle des jungfräulichen Alters. Nun war das Bäschen voll erblüht, Schwester Käthe nahezu 17 Jahre alt und umgeben von liebenswürdigen, teilweise sehr hübschen, jungen Mädchen, mit denen meine Freunde und die unseres Hauses in der ungezwungensten, freiesten Art verkehrten.

Unter den Freundinnen meiner Schwester standen ihr zwei besonders nahe und bildeten mit ihr ein unzertrennliches Kleeblatt: Lina Strecker und Bertha Jung. Mit Lina theilte auch ich allerfrüheste Kindheitserinnerungen; es gab keine Zeit, in der ich sie nicht gekannt hatte. Sie war ein ganz besonders reizendes Geschöpf; ihr hatte ich schon als blutjunger Knabe auf dem Altar meines Herzens ein — freilich unbeachtetes — Opferflämmchen angezündet; ich habe ihr das erst an ihrem 70. Geburtstag gestanden; es verband mich mit ihr bis zu ihrem Tode eine echte, treue Freundschaft. Sie wurde die Gattin ihres Veters, des namhaften Chemikers Adolf Strecker, mit dem sie in glücklichster Ehe lebte, eine jener seltenen Frauen, die sich unbeschadet ihrer Würde den ganzen Zauber jugendlicher Anmut bis in das höchste Alter erhalten.

So ist es denn kein Wunder, daß sie die Verehrung und Liebe vieler und der besten Männer, vorzüglich der Dichter genoß, von denen ich nur Berthold Auerbach, Theodor Storm, Paul Heyse und Wilhelm Herz nennen will. Bertha Jung war ein herrliches, treues Gemüt, dabei ein gescheites Mädchen, später des Dichterkomponisten Peter Cornelius beglückende Frau.

Es war viel Besuch hinüber und herüber, Landpartien wurden ohne die beengende Aufsicht älterer Personen unternommen, und die Eltern hatten keine Ursache, ihr Vertrauen zu bereuen. Die Hammermühle war namentlich des Sonntags belebt durch das lustige, frische Treiben einer großen Schar jungen Volks. Der Großvater unternahm öfter mit mir und dem Bäschen Ritte in die Umgegend; wenn er dazu keine Lust hatte oder sonst verhindert war, ritt ich mit Rösschen allein aus. Ich habe guten Grund zu glauben, daß das gern gesehen wurde, und daß Großvater und Eltern den heimlichen Wunsch eines engeren Bandes zwischen uns hegten. So hübsch und liebenswürdig aber das Bäschen war, ich sah in ihr nichts anderes, als eine Schwester; war sie doch wie eine solche neben mir aufgewachsen! Daran änderte auch nichts eine Reise, die der Großvater mit uns und Fräulein Stürz zu Verwandten der letzteren, die große Güter im Magdeburgischen bewirtschafteten, unternahm. Ich sah es sehr gleichmütig an, als jüngere und ältere Männer sich um das liebe Mädchen

bemühten: Keiner fand Gnade vor Rösschens Augen. Mit einem derselben trieben wir sogar schändlichen Schabernack. Es war freilich ein etwas absonderlicher und dazu älterer Herr, aber aus einer guten, adeligen, nassauischen Familie. Stundenlang strich er um die Hammermühle herum und schaute mit einem Fernrohr nach Rösschens Fenster, ein moderner Loggenburg. Ritten wir aus, so trafen wir ihn seltsamerweise oft auf unsern Wegen. Waren wir an ihm vorbei, so zügelten wir unsere Pferde zum Schritt; dann setzte er sich unfehlbar in Trab, um uns zu überholen. Dann trabten wir an ihm vorüber und wiederholten das böse Spiel. So quälten wir den armen, alten Narren. Rösschen war sonst die Güte selbst, aber doch auch ein Evasstöchterlein. Musik wurde nach wie vor eifrig gepflegt; sie war ein Bindemittel mehr für das junge Volk. Ich trat in die Mainzer Liedertafel ein, welche gemeinsam mit dem Damengesangverein Choraufführungen veranstaltete. Außerdem wurde mir gestattet, einen kleinen Privatchor zu bilden, der sich allwöchentlich in unserem Hause zusammensand; ich durfte mit Luise Seyler vierhändig spielen und ihren Gesang begleiten. Die Eltern hatten nicht bedacht, welch ein mächtiger Mittler Musik für die Herzen ist.

In diese Zeit fällt das Erscheinen des Tannhäuser und Lohengrin; das regte die ganze musikalische Welt mächtig auf; auch mich begeisterte das innige Zusammenwirken von Poesie und Musik. Ich fuhr

nicht weniger als fünfmal hintereinander zu den Aufführungen des Lohengrin nach Wiesbaden, wo Wagners Opern, von einem recht guten Personal unter Schindelmeißers Leitung aufgeführt, einen außerordentlichen Erfolg hatten. Selbst mein alter Großvater, der im Kultus von Haydn und Mozart aufgewachsen war und weder vom letzten Beethoven, noch von Schubert oder gar von Robert Schumann etwas wußte, wurde davon ergriffen und erwiderte dem alten Verleger Hannes Schott auf dessen Ansprache: „Das is nix for uns alte Leut!“ sehr bestimmt: „Erst recht, Herr Schott, erst recht!“ Das Haus Schott hat unter den Nachfolgern seines damaligen Chefs den Wert von Wagners Opern besser zu taxieren verstanden.

In unsern Kreis schneite plötzlich eine fremdartige Erscheinung herein. Der Procurator Wilhelmj in Wiesbaden, Vater des nachmals berühmten Violinvirtuosen August Wilhelmj, selbst ein guter Dilettant, führte Eduard Reményi, einen ungarischen Geiger, bei uns ein. Der war namentlich für die jungen Mädchen mit einem besonderen Nimbus umgeben, weil man sich zuflüsterte, er habe, wie einst David dem König Saul, im Feldlager der ungarischen Insurgenten dem General Görgey die quälenden Sorgen durch sein Spiel verscheucht. Er war übrigens damals ein lieber, netter Kerl, dem die Huldigungen unserer Schönen sehr gefielen, ohne daß er die Grenze des gesellschaftlich Erlaubten überschritt. Reményi lebte mehrere Wochen lang halb in Wies-



baden, halb in Mainz und veranlaßte so einen lebhaften Verkehr zwischen Wilhelmjs und uns, was meinen musikalischen Neigungen zustatten kam. Frau Wilhelmj war eine vortreffliche Sängerin, ursprünglich für die Bühne ausgebildet; sie hatte aber über dem Hauswesen ihre Kunst nicht vernachlässigt, und von ihr hörte ich eine große Zahl mir noch unbekannter Lieder von Schubert. Natürlich musizierte ich viel mit Reményi, der ein unbestreitbar großes, aber ganz ungezügelt, zigeunerisches Talent war. Ein Verdienst hat er sich jedenfalls erworben: er war es, der in Hamburg Johannes Brahms, welcher in den kümmerlichsten Verhältnissen lebte, entdeckt, ihn dem Lisztschen Kreise in Weimar zugeführt und ihm somit den ersten Schritt ins Freie gebahnt hatte. Es wurde für Reményi ein gutbesuchtes Konzert arrangiert, bei dem ich als Begleiter mitwirkte, und das selbst von der österreichischen Generalität, die von Reményis früheren Erlebnissen nichts ahnte, besucht wurde.

Durch Reményi trat ich damals in nähere Beziehungen zu meinem Landsmann Peter Cornelius. Der war gerade zu Besuch bei unserm Freund und Nachbarn Hestermann, welcher seine Schwester Susanne an Kindesstatt angenommen hatte.

So wurde ich von allen Seiten mehr und mehr zur Musik hingezogen. Ich hatte bis dahin niemals erwogen, ob für mich auch eine andere Laufbahn als die, zu welcher der Vater mich bestimmt hatte, möglich sei. Zum ersten Male traten Gedanken dieser

Art an mich heran, als Adolf Glaser mir vertraute, daß er den Kaufmann an den Nagel hängen und wie unser Vetter Bernhard Scholz in Wiesbaden Schriftsteller werden wolle. Wünsche, die bis dahin in dem dunkelsten Winkel meines Herzens geschlummert hatten, erwachten und fingen an, mich zu beschäftigen. Ich hatte schon manchmal gedacht, welch ein erhebendes Gefühl es sein müsse, an der Spitze eines Orchesters zu stehen, und ich traute mir auch zu, ein solches zu beherrschen; aber man sagte mir immer, es sei viel schöner, Musik nur zu eigener Freude und nicht als Beruf, zum Erwerb, zu treiben. Dem hatte ich wohl zugestimmt; jetzt begann diese Ansicht erschüttert zu werden.

Der Vater, der eine Ahnung von meiner Stimmung haben mochte, nahm sich vor, diese durch ein Experiment zu bekämpfen, daß seiner Absonderlichkeit wegen bemerkenswert und für meinen Vater sehr bezeichnend ist. Ein längerer Aufenthalt Reményi in Deutschland wurde für bedenklich gehalten; er sollte nach England, und mein Vater gewährte ihm die dazu nötigen Geldmittel. Zugleich aber erlaubte er mir, ihn dahin zu begleiten; er nahm an, die Erfahrungen, die mir auf einer Konzertreise bevorständen, würden wohl die Wirkung haben, mir die Künstlerlaufbahn zu verleiden. Wir reisten über Holland. In Amsterdam spielte Reményi in einem Konzert der Gesellschaft Felix Meritis; mehr Lorbeeren zu ernten war ihm auf

unserer Fahrt nicht beschieden. Erst nach längerer Zeit fand er in London eine Anstellung in dem Orchester der Königin, the Queens band. Ich benutzte die Gelegenheit, um meinen Lehrer Bauer und meinen Pariser Freund Ffolkes zu besuchen, derzeit Pfarrer in Hillington, einem kleinen Ort bei Lynn Regis, wo sein Vater Gutsherr war. Da lernte ich das reizende Landleben in England kennen, fürchte nur, daß ich gegen die festen Formen, die jenseits des Kanals Geselligkeit und Gastlichkeit beherrschen, recht oft verstoßen und den Eltern meines Freundes manches „Hodding“ entrissen habe. Ffolkes zeigte mir auch Ely mit seiner prachtvollen Kathedrale und Cambridge, wo ich die herrlichen Bauten der Universität bewunderte. Von ganz besonderem Interesse war es mir aber, Ludwig Kossuth zu sehen, dem mich Reményi in London vorstellte. Wir besuchten den vielbewunderten Mann, der damals in Alfa-Road, umgeben von einer Schar ihm ergebener Landsleute, die gleich ihm im Exil waren, eine Art Hof als Ex-Diktator hielt. Ein schlanker Mann mit sanftem, fast weichem, sympathischem Gesicht trat mir entgegen; auch der Klang seiner Stimme, für mich in der Schätzung von Menschen jederzeit entscheidend, gewann mich sofort. Den jungen Landsmann begrüßte er sehr freundlich, und, um auch mir eine Aufmerksamkeit zu erweisen, befragte er mich um die politische Stimmung in den Rheinlanden. Ich antwortete natürlich, wie das erwartet wurde, ohne jedes Bedenken, daß man

allgemein unzufrieden und sehr anti-österreichisch sei. Ob er's geglaubt hat?

Der Vater hatte seine Absicht erreicht; für einige Zeit hatte mich die etwas kläglich ausgefallene Konzertreise von der Idee, Musiker zu werden, abgebracht. Zudem nahmen mich die Vorbereitungen zur Feier der Silberhochzeit meiner Eltern, welche am 18. Oktober 1854 stattfand, in Beschlag und gaben mir Beschäftigung. Die Festlichkeiten, zu denen alle Verwandten von nah und fern kamen, gipfelten in einem Zyklus lebender Bilder aus dem Leben der Jubilare, was selbstverständlich großen Beifall fand, obwohl die dazugehörigen Dekorationen von zwei Malern herrührten, die beide farbenblind waren, von Better Wilhelm Vogler und mir.

Mittlerweile war Adolf Glaser nach Berlin übergesiedelt. Sein Beispiel wirkte gar zu verlockend; auch trat ein stärkeres Gefühl in den Bund mit der Musik und weckte den eigenen Schaffensdrang. Von den Liedern, die ich damals geschrieben habe, sind mir einige noch heute, nachdem mehr als ein halbes Jahrhundert seit ihrer Entstehung verflossen ist, lieb und wert, und nicht etwa nur in dem Erinnern an jene Zeit zarter Sehnsucht, süßen Hoffens.

Daß sie derjenigen, der sie galten, gefielen, war ja natürlich; aber sie fanden auch den Beifall musil-verständiger Freunde, wie Wilhelm Dilthey und eines Meisters wie Spohr. Ihm hatte ich eine Anzahl derselben eingesandt mit der Bitte um ein

offenes und strenges Urtheil, weil ich davon meinen Entschluß, mich der Musik zu widmen, abhängig machen wolle. Es ist mir später vertraut worden, daß auch der Vater an Spohr geschrieben hatte. Dieser antwortete mir eingehend und ermutigend; dem Vater, wie es scheint, dementsprechend. Wochenlang kämpfte ich mit mir, ehe ich diesem meinen Wunsch anvertraute; ich durfte voraussetzen, daß er mir nicht willfahren werde. War es ihm zu verdenken? Er hatte dem Sohn ein bequemes Bett bereitet, und dieser wollte hinaus in die Fremde, ins Ungewisse! Der Vater erwiderte, er könne mich nicht zwingen, Kaufmann zu werden; wenn ich mich aber der Musik zuwenden wolle, müsse ich für mich selbst einstehen; dazu biete er nicht die Hand. Ich sah, wie die Eltern unter meiner Absicht litten; ich liebte sie zu sehr, um darauf zu beharren und drängte noch einmal meinen Wunsch zurück. Aber dafür zog mich die weiche, sympathische Stimme, das reiche Empfindungsleben und das schöne Talent des Mädchens, mit dem ich um so eifriger musizierte, in dessen Bann; hier fand ich volles Verständniß für das, was mich im Innersten bewegte; das Beispiel meiner sehr jungen Schwester Minna, die sich mit Wilhelm Strecker, dem Sohne des uns befreundeten Hauses verlobte, goß neue Unruhe in mein Herz, und so war es denn kein Wunder, daß am Abend des 22. Januar 1855, als ich Luise Seyler aus der Chorübung nach Hause begleitete, eine Aussprache zwischen uns erfolgte.

Aber auch da erfuhr ich entschiedenen Widerspruch von seiten meiner Eltern. Die Familie Seyler war durch Differenzen im Schoße der deutschkatholischen Gemeinde in Opposition zu meinem Vater getreten. Diese Opposition war von der Seylerschen Seite, namentlich von einigen Frauen der Familie in leidenschaftlicher Weise bis zur Feindseligkeit gesteigert worden, die so weit ging, daß sie meinen Eltern den Gruß verweigerten. Diese waren zu großdenkend, um die Zwistigkeiten der Eltern auf die Kinder zu übertragen, und störten den Verkehr zwischen Luise und uns nicht; als ich ihnen aber meine Verlobung gestand, legten sie ihr veto ein; sie hatten wohl ein Recht dazu, denn abgesehen von allem anderen war ich erst 19 Jahre alt und unselbständig.

Damit hörte natürlich auch das gemeinsame Musizieren auf; und gerade damals erfuhr ich einen neuen Schmerz: mein lieber Karl Specht, der durch widertwärtige Verhältnisse im Elternhaus tief bedrückt war, hatte Vergessenheit im Strudel wilden Studentenlebens gesucht und sich in tolle Raufereien gestürzt. Da er als vorzüglicher Schläger gefürchtet war, mußte er in einem der unsinnigen Studentenduelle, die um nichts und wieder nichts kontrahiert werden, eine Forderung auf Pistolen annehmen, wurde durch den Leib geschossen und starb nach einigen Tagen qualvollen Leidens.

Ich verlebte trübe Tage. Da überraschte mich der Vater mit dem Anerbieten, er wolle mich ohne

Präjudiz für die weitere Zukunft auf zwei Jahre freigeben und mir so lange die Mittel zum Musikstudium gewähren. Ich darf wohl annehmen, daß bei ihm die Hoffnung, die Entfernung von Mainz werde mich meiner Liebe entfremden, zu diesem Entschlusse beigetragen hat. Wie dem auch sei — ich griff zu, aber nicht leichten Herzens. Ich wußte zu wohl, wie schwer dem Vater das Anerbieten fallen mußte und welchen Kummer ich ihm bereitete, wenn ich das Geschäft, dessen Emporblühen seine Lebensarbeit gewesen war, verließ und ihm die erhoffte Mitwirkung an demselben entzog; konnte er doch auf die Hilfe meines Bruders, der noch ein Kind war, erst nach langen Jahren rechnen! Wie lange habe ich noch unter Rückfällen in diese Erwägungen und Stimmungen gelitten! Immer wieder fragte ich mich, ob ich ein Recht gehabt habe, dem Vater eine so schwere Enttäuschung zu bereiten.

Dem Rate von Peter Cornelius folgend wählte ich den hervorragenden Theoretiker Siegfried Wilhelm Dehn in Berlin zum Lehrer. Anfangs Juni reiste ich dahin ab, begleitet von Schwester Käthe, Lina Strecker und dem Better Karl Scholz. Die beiden Mädchen wollten eine Schwester Linas, die an den Naturforscher Otto Ule in Halle verheiratet war, besuchen, Better Karl die Berliner Universität beziehen. Unsere Reise war von herrlichem Better begünstigt, mir eröffnete sie den Blick in eine Zukunft, die meinen Wünschen entsprach, und so war ich trotz Trennungsschmerz und aller Bedenken über-

mütig wie meine Reisegefährten. Eine zweitägige Wagenfahrt von Eisenach durch den schönsten Teil des im frischen Buchengrün prangenden Thüringer Waldes gehört zu meinen sonnigsten Erinnerungen. Jugend und Frühling im Bunde mit der Liebe im Herzensgrunde übten ihren Zauber aus.

In Halle blieben die beiden Mädchen zurück, während ich mit dem Vetter Karl nach Berlin weiterreiste, wo uns Adolf Glaser und Wilhelm Dilthey, der gleichfalls dort studierte, empfingen.

Wie verschieden war das Berlin von 1855 von dem heutigen! Wie klein an Umfang, wie dürftig die Verkehrsmittel, wie bescheiden die Lebensführung! Imposant, großstädtisch war nur der Stadtteil vom Brandenburger Tor bis zum königlichen Schloß, im übrigen die Straßen monoton, die Häuser mit den aufgeklebten Gipsfassaden geschmacklos. Fragwürdige Droschken und einige wenige Omnibusse humpelten über das meist recht schlechte Pflaster. Charlottenburg, ja schon das „türkische Zelt“, lag weit draußen; der Exerzierplatz, auf dem heute die Siegessäule steht, war eine Wüste. Am Kanal lagen inmitten kümmerlicher Grasplätze und Hütten, wo „Familien Kaffee kochen“ konnten, die Gartenlokale von Moritzhof und Albrechtshof; da aß man für billiges Geld eine Satte bider Milch oder trank eine „Weiße“, wenn man nicht den schlechten Kaffee vorzog. Für ein anspruchsvolleres Publikum war der „Hofjäger“ ein beliebter Vergnügungsort; dort gab der Arme-



musikdirektor Wieprecht seine Militärkonzerte mit Schlachtenmusik und Feuerwerk. Das alles ist jetzt von dem langweilig prunkhaften Berlin-W. verschlungen. Das alte bot uns jungen Leuten gar manche Vorzüge in leiblicher und künstlerischer Beziehung: wir konnten in anständigen Wirtschaften für sechs Silber Groschen zu Mittag essen, und in Hennigs Garten und Sommers Salon von der Liebig'schen Kapelle für ein Spottgeld alle Symphonien von Beethoven, Mozart und Haydn hören, auch die, welche von den großen Konzertgesellschaften jetzt so schmählich vernachlässigt werden. Diese Aufführungen mit ausschließlich klassischem Programm entsprachen natürlich nicht den höchsten Anforderungen, waren aber ganz respektabel und vermittelten dem guten Publikum, das sich da zusammenfand — vorwiegend Studenten, Gelehrte, Beamte und Künstler — eine Kenntnis der musikalischen Literatur in so ausgedehntem Maße, wie sie heute in unseren Konzerten überhaupt nicht mehr erworben werden kann.

Ich zögerte nicht, mich Dehn vorzustellen. Ich fand in ihm einen rüstigen Mann von etwa 60 Jahren von kräftig aufrechter Gestalt mit einem energischen Charakterkopf, an dem der jüdische Typus wenig bemerkbar war. Er trug eine Brille, aber sein Blick war fest, sein Organ volltönend; die ganze Erscheinung nahm mich sofort für ihn ein, und ich habe in den leider kurzen Jahren unseres Verkehrs keinerlei Anlaß gehabt, meinen ersten Ein-

druck zu korrigieren. Er war für seine Schüler täglich zu sprechen, ehe er in die Königl. Bibliothek ging, deren musikalische Abteilung ihm unterstellt war. Ich nahm ein Zimmer, das in der Marienstraße seiner Wohnung gerade gegenüber lag und hatte somit zum Unterricht nur über die Straße zu gehen\*).

Die Harmonielehre hatte ich in weniger als 14 Tagen absolviert, weil es da nur etwas Ordnung zu schaffen galt. Dann begannen die kontrapunktischen Studien, die Dehn überaus anregend zu gestalten wußte. Seine umfassende Literaturkenntnis befähigte ihn, jede Anweisung durch ein schönes Beispiel aus den Klassikern zu belegen; seine Kritik traf stets den Nagel auf den Kopf und war dadurch fruchtbar. Da er selbst unproduktiv war, lief man nicht Gefahr, durch seinen Einfluß in eine Manier verstrickt zu werden, wie dies beispielsweise bei den meisten Schülern Mendelssohns der Fall war; erzählte doch der alte Moriz Hauptmann schmunzelnd gar gern, wie er da neulich ein Stück in so Mendelssohnscher Weise gehört habe, daß er überzeugt gewesen sei, es sei von M., aber es sei von K. gewesen. Die Vorbilder für den Vokalatz entnahm Dehn meistens den Italienern des 16. und 17. Jahrhunderts, weil er deren schöne, klare Stimmführung und den herrlichen Klang ihrer Chöre besonders liebte. Erst später machte er mich mit Hän-

---

\*) Es war dasselbe Zimmer, in dem wenige Jahre vorher ein berühmter Schüler von Dehn, der russische Komponist Glinski gestorben war.

del und mit J. S. Bach vertraut, die er voll zu würdigen wußte; hatte er doch den größten Teil der Handschriften Bachs, die heute die Königl. Bibliothek zieren, für diese erworben! Aber er unterließ es nicht, darauf hinzuweisen, wie Bachs Chorsatz von dem Meister der Orgel beeinflusst, während den Italienern das Singen die angeborene Ausdrucksweise sei. Im Instrumentalen wies er auf unsere Großmeister von Bach bis Beethoven hin, deren Mannigfaltigkeit und Freiheit in der Behandlung ihrer Themen er trefflich herauszuheben verstand. Franz Schubert liebte er so, daß er sich dessen A-moll-Quartett, das damals nur in Stimmen gedruckt war, selbst in Partitur setzte. Welch einen Riesensleiß besaß er überhaupt! In Zeiten, als er sich die Originale der alten italienischen Theoretiker nicht kaufen konnte, weil sie zu teuer waren, schrieb er sich die umfangreichen Traktate von Berardi und Jarlino eigenhändig ab. Er zeigte mir mit Stolz die beiden handschriftlichen Bände; sie waren so sauber und zierlich geschrieben, daß es eine Freude war, sie zu betrachten.

Ich begleitete Dehn oft auf die Bibliothek, um dort zu arbeiten, aber auch auf seinen Spaziergängen, meistens nach dem nahegelegenen Exerzierplatz. Höchst drollig war es, mit welchen Blicken der stattliche Mann die etwas kurz und grotesk geratene Gestalt des ihm verhaßten Theoretikers A. B. Marx musterte, wenn wir diesem auf unsern Wegen begegneten. Dehn war mir bald persönlich

zugetan; er führte mich in seine Familie ein, die aus seiner liebenswürdigen, herzenguten Frau, zwei Kindern und einer Anzahl Tanten, höchst achtbaren älteren Damen, Schwestern seiner Frau, bestand, welche Unterricht in verschiedenen Fächern gaben. „Ist es nicht ein Jammer,“ sagte Dehn im Hinblick auf diese, „daß solche arme Wesen, die keinen Mann gefunden haben, nicht einmal ein Kind haben dürfen?“ Die Tanten widmeten nun ihre ganze Liebe den Dehnschen Kindern, die sich dabei sehr wohl befanden. In diesem sympathischen Kreise habe ich viele Abende verbracht und bin mit Frau Dehn jahrzehntelang in freundschaftlicher Beziehung geblieben. Dehn war ein trefflicher Violoncellist, und so wurde auch oft und gut bei ihm musiziert. Zu seinem Hausquartett gehörte als Bratschist Gustav Reichardt, der Komponist des „Deutschen Vaterlandes“, welches damals ein Hauptstück aller Liedertafeln war.

Nach einigen Wochen fand sich für Ad. Glaser ein Zimmer neben dem meinigen, Better Karl und Dilthey wohnten im selben Viertel, und wir verkehrten viel miteinander. Regelmäßig trafen wir uns in den Liebig'schen Konzerten. Ich hatte mich mit wahrer Wut auf meine Studien gestürzt und war infolge davon nach wenigen Monaten so überreizt, daß ich kaum mehr Ruhe fand und im Schlafe von absonderlichen Vorstellungen gequält wurde; ich vermied es z. B. ängstlich, mich unter der Bettdecke zu bewegen, um ja nicht etwa ein

Glied neben dieser herauszustreden, was mir im Traume vorkam, als hätte ich im Chorsatz den Umfang der Singstimmen überschritten. Ich habe später noch einmal einen ähnlichen Zustand der Überreizung erlebt, als ich in Nürnberg Kapellmeister war und mit wenigen, furchtbar anstrengenden Orchesterproben den Lannhäuser herausbringen mußte. Da sah ich des Nachts die Fenster im Dreivierteltakt, die Gardinen im Sechssachtel und ähnlich Berrücktes.

Kurz und gut, ich mußte ausspannen, und machte mit Adolf Glaser eine Harzreise. Wir reisten über Halberstadt und Quedlinburg nach dem „Waldkater“, damals einem kleinen, unansehnlichen aber behaglichen Wirtshaus im Bodetal; da konnten wir in völliger Stille und Einsamkeit die herrlichen Wälder durchstreifen, welche das liebliche Tal und die steilen Hänge des Hexentanzplatzes und der Roßtrappe bedecken. In Suderode hatten wir das seltene Schauspiel eines Mondregenbogens. Dann ging es auf dem klassischen Wege über Schierke und Elend auf den Brocken und über Klauenthal wieder zurück nach Berlin. Ich war durch diesen Ausflug von 8—10 Tagen wieder völlig ins Gleichgewicht gebracht. Wieviele glückliche und heilbringende Stunden habe ich in meinem Leben dem intimen Verkehr mit der Natur zu danken!

Im Laufe des Winters führte mich Dehn in einige musikalische Familien und bei Freunden ein, von denen ich nur das Hansemannsche Haus, sowie

Adolf Menzel, damals noch nicht Erzellenz, und seinen Schwager Krigar erwähne. Durch Georg Bierling, der früher Dirigent der Mainzer Liedertafel gewesen war, kam ich in Verkehr mit hochgebildeten Künstlern und Gelehrten, mit dem Dichter Otto Roquette, mit Friedrich Eggers und Wilhelm Lübke; durch Dilthey wurde mir das Haus des Philosophen Moriz Lazarus erschlossen, der mit seiner geistvollen Frau einen Kreis bedeutender Männer um sich versammelte, unter ihnen sein Schwager Steinthal und Wehrenpffennig, zu jener Zeit noch cand. theol. — So empfing ich fördernde Anregung von allen Seiten.

Nach Neujahr erhielt ich beunruhigende Nachrichten über das Befinden meines Großvaters; er starb am 16. Februar 1856; ich reiste zur Beerdigung des teuren Mannes, die auf dem neuen Friedhof unweit der Hammermühle stattfand. Er weihte das schöne, schattige Plätzchen ein, auf dem noch andere meiner Lieben ihre Ruhestätte finden sollten!

Ich blieb nur wenige Tage in der Heimat; es drängte mich, meine Studien bei Dehn zum Abschluß zu bringen, was ich auch in weniger als einem Jahr erreichte. Für den Unterricht in der Instrumentierung hatte er mir den Kgl. Balletdirigenten Hertel empfohlen, der im Orchesterwesen trefflich Bescheid wußte. Vor meinem Abschiede von Berlin, im Mai 1856, veranlaßte Dehn, daß ich im Saale der Kullak'schen Akademie eine Matinee gab, in welcher ich einem geladenen

Publikum ein Streichquartett, Präludien und Fugen für Klavier, einige Lieder und eine Sonate für Geige und Klavier vorführte. Die gesamte tonangebende Berliner Kritik jener Tage, Gumprecht (Nationalztg.), Engel (Voss. Ztg.), Kossat (Montagspost) und Wüerst (Fremdenblatt), war erschienen. Das wird einem unbekanntem, jungen Musiker heute nicht mehr passieren, noch weniger aber, daß in den Blättern ausführliche Besprechungen kommen. Ich muß ehrlich gestehen, daß meine damaligen Leistungen über Gebühr anerkannt und hervorgehoben wurden. Das hatte ich wohl dem Ansehen meines Lehrers zu danken.

Nun riet mir Dehn, nach Mailand zu gehen, um nach all den theoretischen Arbeiten Gesang zu studieren. Meine eigene Stimme war freilich der Ausbildung nicht wert; er empfahl mir, mich mit dem dortigen Gesanglehrer Micheroux in Verbindung zu setzen, mir vorsingen zu lassen und Gesangstücke zu schreiben, die ich dann der Kritik des Gesangmeisters unterbreiten sollte, um auf diese Art zu lernen, wie man die Stimmen zu behandeln habe.

Auf der Reise nach Italien begleiteten mich die Eltern und Schwester Käthe bis in die Schweiz, wo wir in Zürich bei Jac. Moleschott, der dorthin berufen worden war, Station machten. Von da fuhr ich allein weiter nach Mailand. Leider war der Lehrer, an den mich Dehn weisen wollte, schon seit einigen Jahren tot. Ich erkundigte mich bei

dem Verleger Ricordi nach einem anderen, der für meine Zwecke geeignet wäre. Er empfahl mir Sangiovanni, früher Sänger, der durch Krankheit seine Stimme verloren hatte, einen noch jungen, schönen und liebenswürdigen Mann von großer allgemein musikalischer Bildung; seine Gesangstechnik erwies sich bei fast stimmlosem Vortrag als vorzüglich, kurz, ich fand bei ihm, was ich suchte. Ich komponierte eine ganze Reihe von italienischen Kanzenen und Romanzen, die er in bezug auf ihre Sangbarkeit kritisierte. Einige davon gefielen ihm so gut, daß er sie Ricordi zum Verlag empfahl. Sie sind als „*Serate Milanese*“ erschienen.

Ich wollte in Mailand auch einen Berliner Musiker auffuchen: Hugo Ulrich, von dem ich eine Symphonie in den Liebig'schen Konzerten gehört hatte. König Friedrich Wilhelm IV. hatte ihm ein Stipendium gewährt, das er in Mailand, oder vielmehr an den oberitalienischen Seen verzehrte. „Da sitzt er nun“, sagte Ricordi, „und wartet auf Inspiration; aber sie kommt nicht, während Verdi in einem der reizlosesten Nester Italiens sitzt und eine schöne Oper nach der anderen schreibt.“ Ubrigens hat sich Ulrich durch Arrangements ein wirkliches Verdienst erworben; so hat er die herrlichen Klavierkonzerte Mozarts vierhändig gesetzt, und es wäre sehr zu wünschen, daß in den Kreisen der Musikfreunde und Musikbesessenen diese treffliche Arbeit mehr gewürdigt und fleißig benutzt würde.



Einige deutsche Musiker, welche Oberitalien bereisten, unter ihnen Woldemar Bargiel und Robert Radeke, besuchten mich; auch wurde ich mit zwei jungen Schwaben bekannt, Tafel und Palm, der erstere ein Sohn aus der in politischen Kreisen wohlbekannten Familie Tafel. Ich verbrachte mit ihnen manche gute Stunde; Sonntags aßen wir gemeinschaftlich in einer Gartenwirtschaft vor dem Triumphbogen zu Mittag, all' isola bella. Damals — Mailand war noch österreichisch — bedurfte es zu dem einfachsten Spaziergang einer Legitimation, die am Lore vorgezeigt werden mußte, und zu einem Ausflug nach den Seen bekam man, wenn man unverdächtig war, auf der Polizei eine besondere Erlaubnis. Es lag eine schwüle Luft auf Stadt und Land, aber nicht nur in politischer Hinsicht. Mein Aufenthalt in Mailand fiel in die heißen Monate Juli und August. In meinem Zimmer sank auch des Nachts trotz allem Wassergeplätscher auf dem Estrich die Temperatur nicht mehr unter 22° Reaumur, so daß selbst ich, der ich ein gutes Teil Hitze vertrage, darunter litt und heftiges, andauerndes Kopfweh bekam. Der österreichische Militärarzt, an den ich mich wenden wollte, war verreist; die italienischen Ärzte erfreuten sich zu jener Zeit keines besonderen Vertrauens, und so ließ ich mich von meinen schwäbischen Freunden überreden, ein drastisches Mittel, das mir unbedenklich schien, zu gebrauchen: ein sehr heißes Fußbad mit Senf. Das wirkte aber so stark, daß mir bei vollem Bewußtsein

plötzlich das Augenlicht erlosch; es wurde finster um mich her, und ich sah nicht mehr die Flamme einer Kerze, die mir dicht vor die Augen gehalten wurde. Mich ergriff Entsetzen; doch dauerte es zum Glück nicht lange, denn als ich die Füße aus dem Bade herausgezogen hatte, stellte sich nach und nach die Sehkraft wieder ein, und das Experiment hatte keine üblen Folgen. Ein kurzer Ausflug nach den Seen, den ich mit Palm unternahm, brachte mir die erwünschte Erholung.

Ein Brief der Mutter rief mich nach Interlaken, wo meine Schwester Käthe sich durch unvorsichtiges Baden in der kalten Aare einen bedenklichen Lungenkatarrh zugezogen hatte und krank darniederlag. Ich sollte hinkommen, sie abholen und nach Hause geleiten. Als ich aber nach Interlaken kam, waren Mutter und Schwester bereits abgereist.

Zunächst wandte ich mich nach München und besuchte dort Franz Wüllner, damals Lehrer an der Kgl. Musikschule. Der theilte mir mit, daß an dieser eine Lehrerstelle für Kontrapunkt und Komposition frei sei; da er meine als op. 1 herausgegebenen Präludien und Fugen kannte, machte er mir das Anerbieten, mich dafür vorzuschlagen, was mir natürlich hochehreulich war. Wüllner stellte mich Franz Hauser, dem Direktor der Schule, vor, und durch diesen erhielt ich denn auch das Dekret meiner Anstellung mit der Verpflichtung zu 12 wöchentlichen Stunden und zur Verwaltung der Bibliothek gegen ein Gehalt von 400 Gulden

ährlich. Ich war 21 Jahre alt, meine Schüler ämtlich älter als ich; dennoch behauptete ich mich diesen gegenüber in gutem Ansehen, und einer derselben, Robert Steuer aus Nürnberg, ist mir ein lieber und treuer Freund geworden.

Ich war eigentlich dazu ausersehen, Mutter und Schwester nach Madeira zu begleiten, wo Rätke auf Mosele'schotts Rat Heilung für ihre angegriffene Lunge suchen sollte; aber nach meiner Ernennung in München sahen die Eltern davon ab. Mutter bat Rätchens Freundin Berta Jung, sie zu begleiten, und es wurde ein Reifemarschall engagiert. Da ich meine Stellung aber erst am 1. Oktober anzutreten hatte, konnte ich vorher noch einige Wochen in Mainz zubringen, und während dieser erfolgte eine Verständigung zwischen den Familien Scholz und Seyler, wodurch mir eine schwere Last vom Herzen fiel. Meine Braut hatte eine jüngere Schwester, Lotte, ein hübsches und liebes Mädchen, welches gleichzeitig mit meiner Schwester an einem Lungenleiden erkrankt war; das gemeinsame Mißgeschick wirkte versöhnend auf die beiden Elternpaare. Während aber meine Schwester Rätke Genesung fand, starb die arme Lotte etwa ein Jahr nachher.

Der Direktor der Münchener Musikschule war, wie bereits gesagt, Franz Hauser, ehemals ein berühmter Sänger, Sammler von Manuskripten (namentlich Bach'scher), in den Briefen von Felix Mendelssohn öfter genannt und gerühmt, ein Original, dem

aber für seine Stellung die umfassende allgemeine musikalische Bildung abging. Dabei hatte er, wie alle derartige Leute, sehr autokratische Neigungen, die ihn manchmal in Konflikt mit seinem Lehrerkollegium brachten. Gewöhnlich süddeutsch behaglich, wurde er im Zorn sehr ausfahrend und heftig, ja böshaft. Talentlose Schüler, und deren gibt es bekanntlich mehr als talentvolle, konnten ihn ganz aus dem Häuschen bringen und wild machen. Ich sah ihn einst furchtbar aufgebracht über eine Schülerin, die unrein sang. Wütend ging er um sie herum, bis er plötzlich stehen blieb, sie von der Seite scharf betrachtete und in die Worte ausbrach: „Ja, wie kann man denn auch rein singen, wenn man so schmutzige Ohren hat!“

Unter meinen Kollegen waren einige hervorragende Künstler, unter ihnen Franz Wüllner und Johannes Heuchemer. Dem ersteren brachte mich sofort der Umstand näher, daß auch er eine „entfernte Geliebte“ hatte, die er denn auch bald heimführte, und die mir und meiner Frau eine besonders liebe Freundin wurde. Den letzteren, einen frischen, liebenswürdigen, als Musiker hochbegabten Rheinländer, raffte der Tod schon frühe, zwei Jahre nach unserer Begegnung dahin. Seinem Andenken habe ich mein Requiem, op. 16, gewidmet.

Franz Wüllner bewohnte mit seinem Bruder Adolf, dem späteren Direktor der Aachener polytechnischen Hochschule, und zwei anderen jungen Landsleuten ein schönes Quartier in der Karlstraße,

in dem Hause „zum Frohsinn“, und frohsinnig ging es da wahrlich zu. Eine alte, brave Person führte das Hauswesen, um das man die vier Junggefallen beneiden durfte; Sonntags war ich dort ständiger Mittagsgast. Durch Wüllner kam ich auch in das höchst anregende Haus Wilhelms von Kaulbach. Alle die Männer der Wissenschaft und Kunst, welche König Max nach München berufen hatte, Liebig, Jolly, Bluntzli, Carrière, Geibel, Bodenstedt u. a., verkehrten in zwangloser Weise mit ihren Familien in dem gastfreien Künstlerheim, und jeder Sonntagabend versammelte dort eine auserwählte Gesellschaft um den geistvollen Hausherrn und seine herrliche, in Schönheit und Liebenswürdigkeit strahlende Frau. Er, inmitten seiner Gäste behaglich plaudernd, wohl auch hie und da fein schmunzelnd wie Reinecke Fuchs; sie mit ihren so warmen und gütigen Augen um jeden bemüht, daß es ihm wohl sein möge, ein vornehmes Menschenbild von der Rasse, die sich so stolz aufrecht in den Bergen ihrer Heimat zu tragen weiß, aber vergeistigt und gehoben im Verkehr mit ihrem genialen Manne und mit so vielen bedeutenden Menschen.

Durch meinen früheren Lehrer Bauer war ich an Franz Lachner, den damals allmächtigen Musikgewaltigen in München, empfohlen; auch der war höchst liebenswürdig gegen mich und führte mich in seine Familie ein. Bei ihm traf ich wiederholt den Meister Moriz von Schwind; ich war überglücklich, wenn die beiden alten Herren auf ihre Wiener Zeit,

auf ihr Zusammenleben mit Franz Schubert zu sprechen kamen. Durch Lachner wurde ich veranlaßt, mit ihm die Mozartfeier in Salzburg zu besuchen, deren Leitung er übernommen hatte, und damit verknüpft sich die Erinnerung an einen Ausflug nach dem Königsee, den ich mit Lachners unternahm. Der Königsee war damals noch nicht der Tummelplatz für eine bunt zusammengewürfelte, laute Menschenmenge, wie sie ihn heute entheiligt. Man konnte dort noch einsam träumen; unser Schifflein war das einzige auf der stillen Flut. Als wir St. Bartholomä näher kamen, tönte uns Gesang entgegen. Da trafen wir den Wiener Männergesangsverein, der auch zur Mozartfeier nach Salzburg gekommen war. Lachner wurde begeistert begrüßt; durch seine Anwesenheit befeuert überboten sich die Sänger in Vorträgen, Chören und Soloquartetten. Mir fiel eine besonders helle und doch weiche Tenorstimme auf; es war die von Dr. Gustav Gunz, damals noch Mediziner. Wir lernten uns an jenem Tage nicht kennen, und ich ahnte nicht, daß diese Stimme mich später noch oft entzücken würde. War die Begegnung mit den frischen, fröhlichen Wienern an dem einzig schönen Ort erfreulich, so gestaltete sich die Heimfahrt zu dem poetischsten, was ich je erlebt habe. Oben leuchteten die Gipfel im Abendgold, in tiefem Schatten glitt unser Rahn auf dem See dahin; von den anderen Schifflein, die uns umschwärmten, klangen die weichen österreichischen Volksweisen und andere Lieder im

Wechselgesang her und hin. Berauschend zogen die Tonfluten über die Wasserflut. Es war zauberhaft, ein Traum wurde Wirklichkeit.

Ich wurde Lachner noch in besonderer Weise zu Dank verpflichtet; er hat mir eine neue Laufbahn eröffnet. Er selbst war ein ausgezeichnete Dirigent. Wenn der kleine Mann mit dem Napoleonskopfe am Pulte stand, übertrug er durch das Feuer seines Blicks und straffe, kurze Bewegungen seine Energie auf das Orchester, alle die Mäpchen verschmähend, durch welche die modernen Herren Kapellmeister die Aufmerksamkeit des Publikums von dem aufzuführenden Werke ab und auf ihre liebe Person zu lenken pflegen. Er mochte wohl meinen, daß ich zu jung sei, um mich als Lehrer festzusetzen, und empfahl mich ohne mein Vorwissen dem Direktor des Theaters in Zürich, Karl Scholl, als Leiter seiner Oper. Der engagierte mich denn auch für den Winter 1857—58, obwohl ich für meine neue Aufgabe gar nicht geübt und geschult war. Nach einiger Unterweisung im Dirigieren von Rezitativen aus den Gluckschen und Mozartschen Opern meinte Lachner, es werde gehen, und vorgreifend darf ich sagen: es ging.

In den Winter 1856—57 waren zwei Familienereignisse gefallen, zunächst ein freudiges: die Hochzeit meiner Schwester Minna mit Wilhelm Strecker, durch welche nicht weniger als drei Naturforscher, Jakob Moleschott, Adolf Strecker und Otto Ule mit uns verschwägert wurden, was meinen Vater, der

die Fortschritte der Naturwissenschaften mit lebhaftem Interesse verfolgte, sehr erfreute. Tiefen Kummer dagegen bereitete uns allen der Tod von Röschen May. Die Mutter, welche mit besonderer Zärtlichkeit an dem letzten Kinde des geliebten Bruders hing, empfand es doppelt traurig, daß Röschen starb, während sie in weiter Ferne weilte, und bei der Heimkehr erneuerte sich ihr herber Schmerz. Das eigne Kind brachte sie geheilt zurück.

Im Herbst trat ich meine Stellung in Zürich an. Ich hätte keinen besseren Direktor finden können als Karl Scholl. Idealist durch und durch, wollte er durch die Bühne erziehllich wirken, wie früher als Sprecher der freien Gemeinde in Mannheim. Danach richtete er im großen und ganzen das Repertoire ein; er drängte mich auch nie, eine Oper früher herauszubringen, als ich es für richtig hielt, und so erschien mir das erste Wirken am Theater in verklärtem Lichte. Die Sänger waren natürlich an der kleinen Bühne nicht hervorragend, aber sie brachten mir mit wenigen Ausnahmen den besten Willen entgegen; selbst die Choristen ließen es daran nicht fehlen, da sie bemerkten, wieviel mir an guten Leistungen auch von ihrer Seite gelegen war. Der Chordirektor war unfähig, und ich ließ es mich nicht verdrießen, alle Chorproben selbst abzuhalten; damit brachte ich es so weit, daß der Priesterchor in der Zauberflöte, der Gefangenenchor im Fidelio und ähnliche Stücke durch lebhaften Beifall ausgezeichnet wurden; das hob den Eifer



der Leute und mein Ansehen. Schon die erste Oper, die ich dirigierte, „Mattha“ von Flotow, ging sehr flott. Eine absonderliche Aufgabe fiel mir beim Gastspiel einer italienischen Truppe zu. Sie führte keine Aufzeichnung der Seccorezitative mit, welche die einzelnen Nummern des „Barbiers von Sevilla“ verbinden, und es blieb mir nichts anderes übrig, als der oft zweifelhaften Intonation der Sänger so gut es ging folgend, die mir dazu passend scheinenden Akkorde auf dem Klavier, das ich an das Dirigentenpult hatte stellen lassen, anzuschlagen. Damit gerieten wir aber mitunter in recht entfernte Tonarten, und ich mußte am Ende mehrerer Rezitative durch einige Akkorde rasch in die Tonart modulieren, in der das folgende Stück anheben sollte. Mich amüsierte das ungemein; das Publikum hatte keine Ahnung von dem Kunststückchen, das ich da ausführte. An den kleineren Bühnen lernt der Kapellmeister Schlagfertigkeit.

Quartier hatte ich im Schwan am Mühlbach gefunden, auf demselben Flur, wo Freund Molechott mit den Seinen wohnte. Wie hätte ich eine bessere Nachbarschaft finden können? Molechott war eine ungemein liebenswürdige und anziehende Persönlichkeit, von einer unglaublichen Frische und Heiterkeit, begeistert für alle Kunst, besonders für Musik, ein Liebling aller derer, die mit ihm verkehrten, und nicht zum wenigsten seiner Schüler. Holländer von Geburt, hat er sich später ganz italianisirt. Er liebte leidenschaftlich das Land, wo er die Mittags-

höhe seines Ruhmes erreichen und ein ehrenvolles Alter erleben sollte, während er ungerecht gegen Deutschland wurde, wo er unter dem Druck der Reaktion gelitten hatte. Im Gegensatz zu diesem fühlte er sich auch in der Schweiz sehr wohl und stand mit angesehenen Männern der Regierung in freundschaftlicher Beziehung. Ich darf ihn als herrlichen Menschen um so freier und unbefangener preisen, als ich mich mit den Folgerungen, die er aus physiologischen Studien für seine Weltanschauung zog, nicht befreunden konnte. Bei ihm sah ich — wenn auch nur flüchtig — Gottfried Keller, damals noch ein dunkler Krauskopf, und Georg Herwegh, eine sentimentale Poetenerscheinung im schwarzen Samtrock. In täglichen Verkehr jedoch trat ich mit zwei Männern, denen nachmals eine hervorragende politische Laufbahn beschieden war. Es waren die Lehrer für französische und italienische Literatur am eidgenössischen Polytechnikum: Chalemel-Lacour, der spätere Senatspräsident, und de Sanctis, nachmals italienischer Unterrichtsminister. Mit ihnen aß ich im Schwan regelmäßig zu Mittag. Beide waren hochgebildet und anregend, der Franzose nicht ganz ohne Eitelkeit, de Sanctis von jener Einfachheit und Schlichtheit, die uns Deutsche an den Besten seiner Volksgenossen so überaus sympathisch berührt. Ich machte oft Spaziergänge mit ihm. Eines solchen auf den Utliberg entsinne ich mich, auf dem er mir seinen tiefen Schmerz über das Schicksal Orsinis klagte,

der gerade das Attentat auf den Kaiser Napoleon verübt hatte, daß er mit dem Tode büßen mußte. Einige Jahre nachher, als de Sanctis Minister geworden war, durfte ich ihn daran erinnern, wie es der Wunsch unseres Freundes Moleschott sei, in Italien zu lehren, und diese Mahnung war nicht erfolglos. Er konnte ihr entsprechen; wahrlich zum Segen seines Landes, denn durch ihn wurden zuerst die jungen italienischen Ärzte auf die deutsche Wissenschaft hingewiesen. Moleschott wurde nach Turin, dann nach Rom berufen und starb dort als Senatore del Regno.

Ein anderer interessanter Mann, der in einer Dachstube des Schwans hauste, sich aber den Luxus des gemeinsamen Mittagstisches versagen mußte, war Albert Flocon, im Jahre 1848 Mitglied der provisorischen Regierung in Paris, ein stiller, dulddender Märtyrer seiner Überzeugung. Er beschäftigte sich damit, Moleschotts Lehre von den Nahrungsmitteln ins Französische zu übersetzen; er war so arm und so sparsam, daß er, am Schreibtisch sitzend, keine Hosen trug; er mußte deren Boden schonen. Ich habe ihn oft in seinem Dachstübchen besucht.

Mit Züricher Kreisen kam ich nicht in Berührung; die Eingefessenen schlossen sich gegen die Fremden, unter denen viele politische Flüchtlinge waren, vollständig ab; aber ich trat in persönliche Beziehung zu dem Verleger Rieter-Biedermann in Winterthur, der neben dem Geschäfte die Musik auch um ihrer selbst willen pflegte und jüngere Künstler för-

bern wollte. Er übernahm von mir u. a. ein Heft Duette (op. 11), für die ich heute noch eine Vorliebe habe. Durch ihn lernte ich auch Theodor Kirchner kennen, damals Organist in Winterthur, von dem man sich mehr versprach, als er gehalten hat. Mir war sein großtuendes, dabei zersahrenes Wesen von vornherein unsympathisch.

Ich wohnte auch einer Begegnung bei zwischen Klara Schumann und Richard Wagner, der damals in Zürich lebte. Frau Schumann gab ein Konzert, und da ich ihr von Freunden empfohlen war, suchte ich sie im Künstlerzimmer auf. Da trat Richard Wagner ein; so sehr ich von Tannhäuser und Lohengrin begeistert war, hatte ich es doch unterlassen, ihn zu besuchen. Das widerwärtige Gebaren seiner Anhänger, namentlich der jüngeren Künstler, die ihm huldigten und sich in verächtlichen Ausdrücken über die Götter, zu denen ich betete, überboten, hatten mir den Mann verleidet; ich nahm es ihm übel, daß er das duldete. Das war töricht, denn Wagner brauchte in der Zeit seiner Verbannung Vorkämpfer in Deutschland, mit denen er es nicht verderben durfte. Ich zog mich, als er eintrat, etwas zurück, war aber Zeuge der mehr als kühlen und sehr kurzen Unterhaltung zwischen den beiden Künstlern. Wagner sagte, es sei ihm leid, daß Frau Schumann kein „großes Werk“ auf dem Programm habe. „Was will er denn?“ fuhr Frau Schumann auf, als er fort war: „ist die Waldstein-Sonate von Beethoven etwa kein großes Werk?“ Der wahr-

haftigen Frau war es nicht gegeben, Antipathien zu verbergen.

Im Laufe des Winters hatte ich 24 verschiedene Opern, alle zum erstenmal, dirigiert und lehrte somit als erfahrener Theaterkapellmeister nach Mainz zurück.

Im Sommer stellte ich meine Braut Frau Schumann vor, die sich zur Kur in Wiesbaden befand und im Hause meines Veters, Konrektor Vogler, wohnte. Wir wurden freundlicher begrüßt als Wagner in Zürich; ich ahnte nicht, daß es mir später vergönnt sein würde, jahrelang mit der großen Künstlerin gemeinsam zu arbeiten.

Es ist auch in diesem Sommer gewesen, daß ich von der Witwe meines vor kurzem verstorbenen Lehrers Dehn aufgefordert wurde, dessen Lehre vom Kontrapunkt herauszugeben; das vorhandene Material sei allerdings lückenhaft, aber mir, als einem seiner letzten Schüler, werde es nicht schwer fallen, es zu ergänzen. Ich übernahm den Auftrag gern; konnte ich mich doch der Witwe des verehrten Mannes für den trefflichen Unterricht, den ich von ihm genossen hatte, dankbar erweisen.

Nun wurde mir die Kapellmeisterstelle am Nürnberger Stadttheater angeboten. Zu meiner freudigen Überraschung erbot sich mein Vater, mir einen derartigen Zuschuß zu gewähren, daß ich meine Liebste heimführen und den eigenen Hausstand begründen konnte. Vor 3½ Jahren hatte ich mich verlobt. So reizend ein kurzer Brautstand sein mag,



Joseph Joachim  
1862.

so peinlich wird er, ins Ungemessene verlängert; man lebt nicht mehr im Frieden des Elternhauses, da die Sehnsucht hinausstrebt, man befindet sich zwischen Tür und Angel. Jetzt sollte dem ein Ende werden. Am 1. September 1858 schloß ich den Ehebund mit Luise Seyler. Die Hochzeitsreise führte uns zunächst nach Zürich, wo wir in meinem alten Nest, dem Schwan am Mühlbach, einkehrten. Wir meldeten uns bei Moleschotts an, die uns jubelnd begrüßten. Mit ihnen und Lisbeth Semper, der Tochter des berühmten Architekten, verlebten wir schöne Tage. Dann fuhren wir in strömendem Regen über den Gotthard; aber schon in Airolo begrüßte uns das liebe Italien mit blauem Himmel und strahlender Sonne. Lugano hielt uns einige Tage fest; nach einem Besuch des Lago maggiore und der Bortomäischen Inseln ging es nach Mailand, dem wir einige Tage widmeten, wir besuchten Opern- und Balletaufführungen in der Scala. Das prachtvolle Ballet machte meiner jungen Frau, die so etwas auch nur annähernd nie gesehen hatte, großen Eindruck. Auf dem Rückweg machten wir Halt in Chiavenna, der letzten italienischen Station. Bei einem Besuch der Hauptkirche fanden wir den Kreuzgang mit Schädeln und Knochen auf das abenteuerlichste ausgeputzt. Die Schädel trugen auf der Stirn aufgeklebte Zettel mit den Namen ihrer einstigen Besitzer. Im nebligen Norden hätte dies Memento mori vielleicht unheimlich gewirkt. Aber hier lachte die Sonne darüber, und von der Orgel

der angrenzenden Kirche ertönte die sehr lustige Einleitung der Sonnambula mit Glöckchen und Echo. Weiter ging die Fahrt über den Splügen über Chur und Lindau nach München. Gleich an der Pforte des Nordens, der Via mala, empfing uns wieder Regenwetter. Desto erfreulicher und wärmer war der Empfang bei meinen alten Münchener Freunden. Die mütterlich liebevolle Aufnahme durch Frau von Kaulbach entschädigte uns dafür, daß wir den Meister selbst nicht antrafen. Wir sahen aber Frau Kreling, beider Tochter, der wir in Nürnberg nahetreten sollten. Am 22. erreichten wir dieses, wo uns das erste Mittagessen im eigenen Heim erwartete.

---



## Die eigene Häuslichkeit. Nürnberg. Hannover.

1858—1866.

Nürnberg, damals noch von den alten Stadtmauern umschlossen, nahm uns ganz gefangen. Unsere Wohnung war durch einen Geschäftsfreund meines Vaters gemietet und durch eine langjährig erprobte Dienerin unserer Familie während unserer Reise eingerichtet worden. Sie befand sich im dritten Stockwerk eines Hauses, welches, neben dem Ratsfauer Hause rechtwinklig in die Karolinenstraße einspringend, mit seinem zackigen Giebel gerade dem Portal der Lorenzer Kirche gegenüber lag. Die Wohnung war äußerst bescheiden, die Zimmer wohl groß und hell, aber niedrig, die weißgetünchte Decke von Balken durchzogen; aber sie dünkte uns mit der Aussicht auf die volle Front der herrlichen Kirche wunderschön, und wir haben eine sehr glückliche Zeit in derselben verlebt.

Meine dienstlichen Verhältnisse waren grundverschieden von denen in Zürich. Zwei Direktoren teilten sich in die Herrschaft, der eine, der das Geld gab und vor allem verdienen wollte, Red, ein früherer Kavallerieoffizier, der andere, Moriz Ernst, ein etwas optimistisch leichtblütiger Österreicher,

dem die künstlerische Leitung des Unternehmens oblag. Dieser, der mit wechselndem Geschick, bald erfolgreich, bald mit Verlust Theaterdirektor in einer ganzen Reihe von Städten, auch in Mainz, gewesen war, hatte mich engagiert. Die beiden Chefs gerieten sich öfter in die Haare; es kam so weit, daß Ernst eines schönen Tags in meiner Gegenwart die Direktionsräume versiegelte und dann mit mir so übermütig vergnügt frühstücken ging, als habe er eine Heldentat vollbracht, obwohl er sich sagen mußte, daß sein Vorgehen ihm keinerlei Vorteil bringen konnte. Red war im Grunde ein verträglicher Mann, und so gab es nach jedem Streite immer wieder einen Friedensschluß, der den Betrieb des Theaters ermöglichte. In der ersten Hälfte des Winters brachte ich meine erste Oper zur Auf- führung. Wohl jeder halbwegs begabte junge Kapellmeister fühlt das dringende Bedürfnis, eine solche zu schreiben. Mein Better Bernhard Scholz in Wiesbaden hatte mir dazu den Text verfaßt, eine romantische italienische Räubergeschichte; ohne kritische Bedenken komponierte ich ihn frischweg. Die Oper wurde einigemal gegeben (später auch in Wiesbaden) und verfiel dann ihrem verdienten Schicksal.

Von Kaulbachs Schwiegersohn, dem Direktor der Kunstschule, Kreling, der im Landauer Kloster eine reizende Wohnung hatte, wurden wir auf das herzlichste aufgenommen; bei ihm und bei dem Begründer des Germanischen Museums, dem Frei-

herrn von Aufseß, haben wir sehr fröhliche Abende verbracht. Eine uns vorher ganz fremde Familie, die des Bankiers Enopf, öffnete uns ihr gastfreies Haus, und selbst unser dicker Hauswirt, der Spielwarenfabrikant Renner, bemühte sich um uns und führte uns in seiner Kutsche spazieren. Auch lebte mein Schüler Robert Steuer in Nürnberg, der als treuer Hausfreund zu uns hielt und einen künstlerisch sehr begabten jungen Mann namens Demmer, der in der Stadtverwaltung tätig war, bei uns einführte. Dazu kamen Besuche meiner Mutter und der Schwester Pauline, sowie der intimsten Jugendfreundin meiner Frau, der reizenden, lieblichen Mathilde Mayer, welche später in nahe Beziehung zu Richard Wagner trat. So ist es denn kein Wunder, daß die Nürnberger Zeit meiner Frau wie mir in lichtester Erinnerung geblieben ist.

Ganz unerwartet erhielt ich einen Ruf nach Hannover. Kapellmeister Fischer, auf dessen Schultern dort die Hauptarbeitslast lag, war schwer erkrankt. Heinrich Marschner, der berühmte Komponist und erste Hofkapellmeister, schon bei Jahren, vermochte sie nicht zu bewältigen und war namentlich den Wagner'schen Opern gegenüber ratlos. Da traf es sich, daß einer unserer Sänger in Hannover gastierte und mich rühmte; daraufhin forderte mich die Kgl. Intendanz auf, Fischer für einige Monate zu vertreten. Natürlich tat ich sofort Schritte, um vom Nürnberger Theater loszukommen, und ich muß es den beiden Direktoren nachrühmen, daß sie

mich ohne Schwierigkeiten aus meiner Verpflichtung entließen, als ich ihnen einen halbwegs genügenden Vertreter stellte. Ich ließ meine Frau im Schutze unserer Freunde und reiste am 3. März erwartungs- und hoffnungsvoll nach Hannover ab\*).

Die erste Oper, welche ich dort unter Marschners Leitung hörte, waren die jetzt vergessenen „Puritaner“ von Bellini. Die Besetzung der Gesangspartien war nicht gerade hervorragend, aber der Klang des Orchesters, seine Feinheit und Elastizität im Begleiten überraschten mich. Ich selbst debütierte als Dirigent in der „Weißen Dame“ von Boieldieu. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich sogleich, wie im Theater der Wille des Königs ohne jede Rücksicht auf das Publikum entscheidend war; der Hof war zu spät gekommen, und der König befahl deshalb im ersten Zwischenakt die Wiederholung der Overtüre.

Das Personal der Kgl. Oper wies hervorragende Stimmen und Talente auf. Da war Albert Niemann in der Blüte und Fülle seiner Kraft, der erklärte Liebling des Hofes und des Publikums, der Bassist Schott und der Bariton Rudolf, beide allerdings mehr durch starke Organe als durch deren künstlerische Behandlung ausgezeichnet, der junge, sehr begabte Bariton Degele,

---

\*) Die Verlagshandlung von W. Spemann in Stuttgart und Berlin hat mir freundlichst gestattet, einiges aus meinem Buche „Musikalisches und Persönliches“ in die vorliegende Darstellung meiner hannöverschen Zeit zu verweben.

der vorzügliche Spielbaß Haas. Nur fehlte der lyrische Tenor. Theodor Wachtel, der berühmte Postillon von Lonjumeau, war vor kurzem abgegangen und noch nicht ersetzt. Für die komische Oper waren von unschätzbarem Wert Duffle und Berens, ersterer der letzte wirkliche Bassbuffo der deutschen Bühne, letzterer ein Tenorbuffo von unverwüßlicher Laune. Das Zusammenwirken der beiden, z. B. in Vorhings „Undine“ als Kellermeister und Knappe, war von unwiderstehlich erheiternder Wirkung und dabei niemals plump oder aufdringlich. Von den Damen war Frau Nottes als dramatische Sängerin hoch in Ehren gehalten, obwohl ihre Kraft gebrochen war; sie starb bald nach meiner Berufung. Neben ihr stand Frau Michaelis-Fischer-Nimbs, ein Mezzosopran mit mächtiger und umfangreicher Stimme, aber robuster Sing- und Spielweise. Die Koloratursängerin Fräulein Geißhardt mit ihrem silbernen Sopran und tadelloser Gesangkunst, leider allzu korpulent und dennoch in den meisten, selbst in jugendlichen Rollen entzückend, Frau Caggiati, eine Sängerin von großer Verwendbarkeit, und endlich „die kleine Held“, eine Soubrette, wie sie liebenswürdiger und reizender nicht gedacht werden kann, eine Künstlerin, deren Gesangstechnik nicht immer einwandsfrei war, welche aber kleine Mängel in dieser Beziehung durch die Lebhaftigkeit, Frische und Anmut ihrer Darstellung, durch Temperament und Humor mehr als wett machte. Der Theaterchor bot Leistungen, wie ich sie auch nur

annähernd an keiner der größten Bühnen wieder gehört habe. Er bestand aus 70—80 Mitgliedern und war von Gustav Langer, der als Chordirektor der Berliner Oper später ein trauriges Ende nahm, in musterhafter Weise geschult. Die Präzision war unübertrefflich, der Klang auch in den höchsten Lagen von so idealer Schönheit, daß Joachim es wagen konnte, die 9. Symphonie von Beethoven mit dem Theaterchor aufzuführen. Das Orchester war herrlich. An der Spitze der Oper standen, wie bereits gesagt, Marschner und Fischer. Zum Ruhme des ersteren etwas sagen, hieße Eulen nach Athen tragen; der zweite war ein erfahrener, schlagfertiger Theaterkapellmeister, der die Massen fest in der Hand hatte und die Solisten vortrefflich zu begleiten verstand. Seine Wiedergabe klassischer Opern entsprach nicht immer meiner Auffassung, aber er verehrte die großen Meister und hätte sich nimmer gestattet, mit deren Werken so pietätlos umzuspringen wie manche seiner heutigen Kollegen. Wohl ließ er sich vor jeder Opernvorstellung vom Theaterfriseur die Haare brennen und dirigierte in weißen Glacéhandschuhen mit einer etwas bewußten Eleganz, aber ruhig, bestimmt und ohne auffallende Evolutionen.

Das rezitierende Drama war der Oper ebenbürtig. Ich brauche nur die zwei hervorragendsten Mitglieder zu nennen, um die Höhe zu bezeichnen, auf der es stand: Marie Seebach und Karl Devrient, den genialsten unter dem berühmten Brüderdrei-

gestirnt. Eine glänzende Salondame war Frau von Bärndorff, ein etwas äußerlicher, aber doch tüchtiger Heldenspieler Alexander Liebe, ein Bonbivant sondergleichen Karl Sontag, Herr von Lehmann ein trefflicher Darsteller feinkomischer Rollen; in derbkomischen wirkte noch Köllner mit, der einstens als Sarastro in der „Zauberflöte“ gastiert hatte und daraufhin als Paßbuffo engagiert worden war. Er war der Veteran der hannoverschen Bühne; wenn wir manchmal über Mangel an Verständnis beim Publikum murrten, pflegte er zu sagen: „Was wollt denn ihr Zungen? Als ich nach Hannover kam, trochen sie noch auf allen Bieren und bellten.“ Als meine junge Frau und ich zum ersten Male Lehmann und Köllner als Gerichtsdienner in Shakespeares „Viel Lärm um Nichts“ sahen, schlugen wir ein solch homerisches Gelächter an, daß die ganze wohl- anständige (sprich: wohlankständige) Gesellschaft in den benachbarten Logen die hochgetragenen Nasen rümpfte.

Chef des Hoftheaters und der Hofkapelle war Graf Julius von Platen-Hallermünde, ein Bruder des Ministers, der das Königreich Hannover so geschickt in den Schiffbruch zu steuern wußte. Er hatte Ehrgeiz für seine Bühne und scheute keine Mühe, um gute Kräfte zu gewinnen. Der Glanz der hannoverschen Hofbühne war sein Ziel; künstlerische Überzeugungen hatte er nicht und glaubte auch nicht an solche bei anderen. Selbständige Charaktere waren ihm unbequem. Marschner haßte er bitter;

auch Joachim, der eine dominierende Stellung gewonnen hatte, erfreute sich bei ihm geringer Gunst. Freilich bedeutete der allein für das hannoversche Musikleben so viel wie das ganze Hoftheater. Die von ihm geleiteten Konzerte der Kgl. Kapelle, das von ihm mit den Gebrüdern Evertt und August Lindner gegründete Streichquartett und nicht zum wenigsten seine Persönlichkeit lockte bedeutende Musiker von nah und fern nach Hannover: Spohr, Robert und Klara Schumann, Jenny Lind, Niels Gade, Ferdinand Hiller, Stephen Heller, Stockhausen, Laub, Vieuztemps, Charles Hallé u. a. — Brahms blieb wochenlang da und probierte seine neuesten Werke; die beiden Serenaden, die Klavierquartette in G-Moll und A-Dur, das Quintett in F-Moll, und zwar in seiner ersten und zweiten Gestalt, sind zuerst in Hannover erklingen. Die Musikdirektoren der umliegenden Städte, Albert Dietrich aus Oldenburg, Karl Reinthaler aus Bremen, J. D. Grimm aus Münster, Bargheer aus Detmold kamen häufig zu Besuch. Begabte Schüler aus allen Ländern fanden sich ein: Pinelli aus Rom, der Ungar Leopold Auer, der Holländer De Graan, unser Landsmann Richard Barth, noch ein Knabe, der den Bogen mit der linken Hand führte.

Es gab auch einen Kgl. Domchor, der die liturgischen Gesänge in der Schloßkirche ausführte. Sein Dirigent war Arnold Behner, der in den Chören von J. S. Bach die „Härten“ ausmerzte, welche Se. Majestät nicht liebte. Der zweite Diri-



gent, welcher die Hauptarbeit leistete, war Otto Heinrich Lange, ein trinkbarer Mann von großen geselligen Gaben und entsprechender Beliebtheit in weiten Kreisen. Daß Hannover in jener Zeit so vieles bot, verdankte es dem lebhaften Interesse, welches König Georg an der Musik und an dem Schauspiel nahm. Darin fand er Ersatz für das mangelnde Augenlicht. Das Publikum kam bei den Kunstinstituten des Königs wenig in Betracht; des Königs Befehle waren allein maßgebend. Der Adel hatte wenig ernsten Kunstsinne; er bevorzugte die italienischen Opern; die Bürgerschaft freute sich der glänzenden Darbietungen und ließ sich die Bevormundung durch den König gern gefallen, da sie für wenig Geld viel Genuß hatte. Adel und Bürger hatten kaum Verkehr miteinander, bekämpften sich vielmehr auf das heftigste; die Bürgerschaft rang mit dem Ministerium Borries, das der Adel stützte; dieser vertrat mit der Geistlichkeit der Schloßkirche die strengkirchliche Richtung, während jene es mit dem Pastor an der Marienkirche, Voedeker, hielt, einem Manne, der die praktische Betätigung christlicher Liebe für wertvoller erachtete als alle Dogmatik. Der Gegensatz der Stände äußerte sich neben dem ernsthaften Kampfe auf politischem und religiösem Gebiet späßhafterweise auch in den Gepflogenheiten des alltäglichen Lebens: adelige Damen ließen sich zum Heimweg aus Theater und Konzert, wie in den alten guten Zeiten nächtlicher Dunkelheit, von ihren Dienern mächtig große La-

ternen voraustragen, während den bürgerlichen Frauen die moderne Gasbeleuchtung hell genug schien. Bildung, und zwar tüchtige Bildung war am meisten vertreten in dem trefflichen Beamtenstand, der sich ja auch später in Großpreußen auszuzeichnen wußte. Das Rendezvous aller derer, die mit den Künstlern Verkehr suchten, war der Kunstverein. Hannover war damals kaum eine Stadt mittlerer Größe; die Neustadt, welche sich vom Georgenwall bis zum Bahnhof erstreckte und nur längs der Landstraßen noch einige Ausläufer entsandte, trat zurück gegen die Altstadt mit den engen Straßen und Plätzen; diese barg interessante Bauten, wie das alte Rathhaus und das Leibnizhaus. Handel und Gewerbe, obwohl im Aufschwung begriffen, bewegten sich noch in kleinen Verhältnissen; nur im Vorort Linden begann sich die Großindustrie zu entwickeln.

Das war der Boden, den ich, gerade 24 Jahre alt, betrat. Ein so junger Mann hatte den dort eingeseffenen, samt und sonders älteren darstellenden Künstlern gegenüber zuerst eine sehr schwierige Stellung; allein ich kam mit Sängern und Orchester bald auf den besten Fuß. Selbst Niemann behandelte mich in der ersten Zeit mit Auszeichnung, nahm mich mit zur Jagd und lud mich zum Polsterabend, der seiner Hochzeit mit Marie Seebach vorherging, ein. Ich blieb die ersten Wochen allein in Hannover, und ließ erst dann, als meine Position gesichert schien, meine Frau nachkommen. Wir

wohnten im Hotel Royal, wo gewöhnlich die Künstler abstiegen. Auch Joachim aß dort zu Mittag; er blieb aber zunächst sehr zugeknöpft und begegnete mir sogar mit Mißtrauen, da ich durch den Grafen Platen berufen war. Unser Verhältniß sollte sich erst im Laufe des nächsten Winters, als wir uns genauer kennen lernten, zu einem innigen gestalten.

Unter den Künstlern, welche in den Frühlingsmonaten 1859 Hannover besuchten, war weitaus der bedeutendste Julius Stockhausen. Wie er die Sprachen der vier größten Kulturvölker Europas beherrschte, so wußte er auch den Stil und die Vortragungsweise ihrer Musik zu treffen. Mochte er eine Händelsche Arie englisch, die des Seneschal aus „Johann von Paris“ französisch oder eine Arie aus der „Gazza ladra“ italienisch singen, es war immer die gleiche Vollendung. Am herrlichsten aber war er als der Sänger des deutschen Liedes. Wer Stockhausen in seiner guten Zeit nicht gehört hat, weiß nicht, welcher Wirkung deutscher Liedgesang fähig ist. Bei ihm wirkten Sprache und Gesangston in solchem Einklang zusammen, daß man zweifelte, was am meisten zu bewundern war. Nicht nur, daß die charakteristischen Lautelemente zu ihrem vollen Rechte kamen, er wußte jedes Wort sinnlich so zu beleben, daß es schon an sich Empfindung kundgab und Stimmung erzeugte. Und dies nun in Verbindung mit einer, jeder Anforderung gewachsenen Gesangkunst! Stockhausens Stimme war angenehm, doch keineswegs groß oder durch Reiz

bestehend; aber wie wußte er sie zu verwenden! Meisterhafte Atemtechnik gestattete ihm eine Phrasierung, die lediglich vom musikalischen Gedanken diktiert war; die Stimme war in allen Lagen ausgeglichen, über Koloratur und Triller (so wichtig bei Händel wie bei Rossini) verfügte er souverän; aber Sprache und Ton standen ganz im Dienste seiner unglaublich blühenden Fantasie; sie wurden von dieser in den feinsten Schattierungen gefärbt. So kräftig das Wort wirkte, es machte sich nie auf Kosten des Tones geltend, und weit entfernt von der heute modischen Unart, ein kleines Liedchen zu zerpfücken und auseinander zu zerren, um es dramatisch zu steigern, rief er mit den einfachsten Mitteln und stets im Rahmen des Liedes die stärksten Wirkungen hervor. Sein Vortrag der Worte „und über den Wassern weht's kalt“ in Schumanns „Frühlingsfahrt“ ist mir unvergeßlich. Lediglich seine Aussprache des Konsonanten W wirkte wie kalter Nordwind, und mich durchschauerte es jedesmal aufs neue, so oft ich auch das Lied von ihm hörte. Der Eindruck, den ich empfang, als er mir zum ersten Male Schuberts „An die Leher“ vorsang, gehört zu den befelegendsten meines Lebens. Um das Bild des großen Sängers zu vervollständigen, muß ich, vorgreifend, noch zweier Leistungen gedenken, mit denen ich erst später bekannt wurde. In welcher wunderbarer Verkörperung ließ er mit den Einsetzungsworten des Abendmahls in der Matthäuspassion die Person Christi erscheinen! Wie

tiefdurchdacht und tiefempfunden war sein Vortrag des Schumannschen „Faust“! Wie überfelig war der Klang seiner Stimme bei der Erscheinung der Himmelkönigin, wenn er im zartesten Pianissimo die Worte hinhauchte: „Ich seh's am Glanze!“ Man wurde mit ihm ekstatisch und visionär. Oft habe ich mich nach seinem Tode danach gesehnt, noch einmal von ihm „Waldeſnacht“ von Schubert oder „Stirb, Lieb und Freud“ von Schumann zu hören. Aber uns Menschen bleibt nur die Klage, „daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.“

Ich habe auch von Stockhausen gelernt. Mir wurde oft die Freude zuteil, ihn mit dem Orchester oder am Klavier zu begleiten. Anfangs bemühte ich mich, jeder kleinen Inflexion seines Vortrags zu folgen; da bat er mich, ruhig und gleichmäßig im Takt zu bleiben, auch wenn er sich hie und da kleine Abweichungen gestatte; die werde er schon wieder ausgleichen; er bewege sich vollkommen frei nur auf fester, rhythmischer Basis. Das ließ ich mir ein für allemal gesagt sein. Mir ist durch ihn der Charakter des „Tempo rubato“ erst völlig klar geworden: Freiheit der Phrasierung auf unerschütterlicher rhythmischer Grundlage. Das ist es ja auch, was Chopin nach dem Zeugnis seines Schülers Mikuli für den Vortrag seiner Musik verlangte.

Ein Künstler weniger hoher Art und doch auch ein Künstler war Alfred Jaell. Er hatte einen weichen, schönen Anschlag und außerordentliche Fingerfertigkeit. Perlende Läufe und Trillerketten

schüttelte er nur so aus dem Armel; eine Karikatur stellte ihn mit zehn Fingern an jeder Hand dar. Am meisten Erfolg hatte er mit zierlichen Salonstücken; doch wußte er sich auch leidlich gut zu Beethovens C-Moll-Konzert zu stellen. Stets munterer Laune, ein liebenswürdiger Gesellschafter und überall gern gesehen, war er zu lustigen Streichen immer aufgelegt. Wenn ich einen davon erzähle, so geschieht es zugleich, um zu zeigen, welche Art von Leuten sich an den kleinen Höfen (vielleicht auch an den großen) einzunisten versteht. Im selben Gasthaus mit uns wohnte ein unbedeutender Violoncellspieler, dessen ganzes Repertoire aus einigen sentimentalischen Fadaisen bestand, Feri Kleber, einer von den fahrenden Musikanten, die das Künstlerthum diskreditieren. Er hatte eine ganze Sammlung von Orden deutscher Duodezfürsten ergattert und ließ sich von Hof zu Hof empfehlen. Man erzählte, daß er einem fürstlichen Haupte auf die Frage, was denn die Ursache der schmerzlichen Stimmung einer von ihm komponierten und stets gespielten Elegie gewesen sei, die verblüffende Antwort gegeben habe: „Die Geldkrisis in Nordamerika.“ Dieser Kleber hatte bei einem früheren Besuch in Hannover vom König ein wertvolles Violoncell zum Geschenk erhalten; diesmal hoffte er auf einen Orden und erwartete täglich dessen Zusendung. Darauf baute Jaell; er kam zu uns auf's Zimmer, verpackte eine Orange in unzählige Hülsen und gab dem Päckchen durch Siegelabdrücke

von Talerstücken und entsprechende Aufschrift einigermaßen das Ansehen einer Zusendung vom Hofe. Er übergab das Päckchen einem Kellner zur Abgabe an Kleber und eilte rasch zu diesem, um den Effekt zu beobachten. Der Streich gelang vollkommen; Jaell kam nach kurzer Zeit zu uns zurück und berichtete, indem er sich vor Lachen schüttelte, wie Kleber eine Hülse nach der andern, vor Ungeduld zitternd, abgerissen hatte, um zuletzt die bitterste Enttäuschung zu erfahren und vor Zorn außer sich zu geraten.

Er war leider nicht der einzige Unwürdige, der am Hofe verkehrte. Einige Jahre vorher war ein Klavierspieler durch ein Hofprädikat ausgezeichnet worden, der bald darauf unter sehr gravierenden Umständen verschwand, und kurz vor dem Ende des Königreichs Hannover spielte sich noch eine Musikantengeschichte ab, welche dem Ansehen des Königs selbst bei den Treuergebenen schadete; davon werde ich später erzählen. Die Blindheit des armen Herrn und der dadurch bedingte Mangel an Menschenkenntnis mag das alles entschuldigen.

Meine definitive Anstellung vollzog sich unter Umständen, die mir unvergänglich sind. Ich hatte den „Lohengrin“ dirigiert; die Vorstellung war glatt und gut verlaufen, die Oper „wie aus der Pistole geschossen“gegangen; der Hof war aber nicht zugegen. Tags darauf sagte mir Graf Platen, der König habe die Wiederholung der Oper befohlen, und von dem Ausfall dieser Vorstellung

werde meine Anstellung abhängen: ob ich noch eine Probe wünsche? Da mir eine solche unnötig, somit eher schädlich schien, lehnte ich sie ab. Als ich am Abend ins Theater kam, wurde mir gemeldet, daß zwei von den „Königstrompetern“ krank und durch zwei andere ersetzt seien. Das war schon fatal; doch waltete überhaupt ein Unstern über der Aufführung; es passierten allerlei kleine Fehler im Orchester; namentlich brachte mich ein Klarinetist, der an einer exponierten Stelle zu früh einsetzte, in die größte Verlegenheit. Des andern Morgens ging ich nicht eben zuversichtlich ins Hoftheater. „Nun was denken Sie?“ fragte der Intendant; ich konnte meine Besorgnis nicht verhehlen. „Beruhigen Sie sich,“ erwiderte Graf Platen, „der König hat seine ganz besondere Befriedigung über die gestrige Vorstellung ausgesprochen: er habe den Lohengrin noch nie so gut gehört.“ Das konnte ich mir gefallen lassen. Marschner wurde als Generalmusikdirektor pensioniert und behielt das Ehrenrecht, seine eigenen Opern zu dirigieren; Fischer rückte dem Rang nach in die erste Stellung, ich in die seinige, in den Funktionen war ich ihm jedoch völlig gleichgestellt. Ich erhielt ein Gehalt von 1200 Talern, was nach heutigen Begriffen eine Lumperei ist und auch für jene Zeit nicht viel war. Doch ist dabei in Erwägung zu ziehen, wie billig man vor 50 Jahren lebte; für meine erste, allerdings kleine Wohnung zahlte ich 28 Louisdor: 462 Mark; aber auch die zweite, welche gut gelegen,



geräumig und für damalige Ansprüche hübsch war, kostete nicht mehr als 40 Louisdor: 660 Mark.

Nachdem ich mit dem Grafen Platen eine leider vergebliche Entdeckungsreise nach einem guten lyrischen Tenor gemacht hatte, verbrachte ich mit meiner Frau den Vorfommer 1859 auf der Hammermühle. Diese war durch den Tod von Köschen May meiner Mutter allein zugefallen und wurde das Hauptquartier der Scholz'schen Kinder und Enkel während der Sommerzeit. Der Vater schließ zwar in Mainz, kam aber täglich zum Mittagstisch auf die Mühle und blieb daselbst bis zum Abend. Natürlich pflegte er nach wie vor die Beziehungen zu den Freunden des Großvaters, die ja auch die seinigen waren. Eine allwöchentliche Whistpartie mit den alten Teilnehmern, Kirchenrat Dilthey, Bürgermeister Reinhardt und Oberförster Holz wurde wieder eingerichtet. Neu traten dazu Vater Heß aus Mainz und Franz von Holbach, zuletzt nassauischer General und Kriegsminister. Holbach war ein Freund des Vaters aus der Kinderzeit und gehörte, wie einst dieser, der katholischen Gemeinde in Wiesbaden an. Die Knaben hatten sich geliebt; Differenzen religiöser und politischer Art trennten sie in späteren Jahren; doch Knabenfreundschaften überdauern Zerwürfnisse, die nicht in Charaktereigentümlichkeiten begründet sind. Die beiden Männer hatten sich wiedergefunden und freuten sich herzlich an und mit einander. Wenn sie sich sahen, waren sie wieder der „Franz“ und

der „Christian,“ wie vor fünfzig Jahren, und erinnerten sich mit wahrhaft kindlichem Vergnügen an alle die kleinen Erlebnisse und dummen Streiche der Jugendzeit. Aber mehr und mehr trat eine neue Generation und neuer Verkehr in den Vordergrund. Zunächst die Familien, mit denen ich und die Schwestern verschwägert wurden. Zwei von ihnen, Strecker und Heß, waren uns von lange her befreundet; nun kamen noch die Familien Seyler, Pauli und nach der Heirat meines Bruders Karl die Familie Henkell dazu; auch zu diesen pflegten unsere Eltern gute Beziehungen; alle waren auf der Hammermühle herzlich aufgenommene und freundlich bewirtete Gäste.

Mutter und Schwester Käthe hatten auf Madeira die Bekanntschaft liebenswürdiger Männer, der Brüder Krohn, gemacht, die wiederholt zu längerem Aufenthalt bei uns blieben. Auch meine und meiner Geschwister Freunde waren stets willkommen. Wie viele bedeutende Menschen sind auf der Hammermühle von jenen Tagen an bis zum Tode unseres Vaters eingekehrt! Die Naturforscher Kofsmäppler und Molechott habe ich bereits genannt; zu ihnen gehören auch Desor, Heinrich Will, ferner Adolf Strecker und Otto Ule, wie Molechott Schwieger söhne des Strecker'schen Hauses. Von meinen Berufsgeossen waren Clara Schumann, Hermine Spieß, Teresina Singer, Amalie Kling, Jenny Hahn, Ferd. Hiller, Peter Cornelius, Joseph Joachim und seine Frau, Johannes Brahms, Franz

Wüllner, Jul. Stockhausen, Louis Ehler, Ferd. David, Joachim Raff, Wilhelm Jahn, Ettore Pinelli, Karl Reiß, Jul. Buths, Max Stägemann Gäste der Hammermühle, von Männern wissenschaftlicher oder literarischer Bedeutung Berthold Auerbach, Wilhelm Dilthey, Hermann Usener, Erich Schmidt, der eine Tochter meiner Jugendfreundin Lina Strecker heimgeführt hatte, Ludwig Pietich, Gabriel Monod und viele andere.

Der Vater war von klein auf ein großer Naturfreund gewesen. Schon in frühen Jahren führte er uns fleißig spazieren und machte uns auf alles Schöne und Erfreuliche in der freien Natur aufmerksam. Seine ganze Liebe aber war der Wiesbadener Wald; dort hatte er die glücklichsten Stunden der Kindheit mit seinem Bruder Karl verbracht, und dahin zog es ihn mächtig bis in das höchste Lebensalter. Da taute der meist so ernste Mann auf, da wurde er fröhlich wie ein Kind. Um den Wald so recht mit uns genießen zu können, ließ er einen großen Familientwagen bauen, der von drei Pferden gezogen, zwölf Personen aufnehmen konnte. Unter die Sitze waren Blechkasten eingefügt, um Speis' und Trank in Eis verpackt mitzuführen, und nun ging's hinaus, um auf dem Wallufer Kopf, den Frauensteiner Felsen, dem grauen Stein, im Rabengrund oder sonst an einem schönen Fleck des Waldgebirges zu lagern. Freunde wurden zu dem Rendezvous bestellt, und wir bewirteten oft mehr als vierzig Personen im Freien.

Anfang August reiste ich mit meiner Schwester Pauline nach Nürnberg, um unsere dortige Einrichtung nach Hannover zu befördern. Die Plakerei dieses Geschäftes wurde aber aufgewogen durch erfreulichstes Zusammensein mit Krelings, bei denen Wilhelm von Kaulbach gerade zu Besuch war. Er malte im Germanischen Museum an einem Wandbild, den Besuch Kaiser Ottos III. im Grabgewölbe Karls des Großen darstellend. Da meine Schwester eine schöne, wohlgebildete Altstimme hatte, bat er sie, seine Arbeit durch ihren Gesang zu beflügeln. Es wurde ein Pianino auf die Empore des Saals im Museum geschafft; dort musizierten wir tüchtig, dem Meister und uns selbst zur Freude. Ein wunderbarer Sommerabend auf der Burg, wo Krelings ein Gärtchen und eine Laube mit der herrlichsten Aussicht auf die reichbetürmte, alte Stadt hatten, die im Goldglanz der untergehenden Sonne vor uns ausgebreitet lag, beschloß unsern Aufenthalt.

In den Sommer 1859 fiel der Krieg zwischen Oesterreich und Piemont, das mit Frankreich verbündet war. In ganz Süddeutschland gab sich ein großer Enthusiasmus für Oesterreich kund. Auch das Herzogtum Nassau rüstete. Better Karl und einige seiner Studienfreunde wurden, obwohl sie nicht gedient hatten, nach kurzer Instruktionsstunde zu Leutnants befördert; ich konnte, als wir nach der Scheibe schossen, konstatieren, daß einer derselben nicht das Geringste von der Handhabung des Ge-

wehrs verstand. Ein Glück für uns, daß es nicht zum Schlagen kam. Karl Vogt verspottete damals die Begeisterung der Süddeutschen für Oesterreich in einer Schrift: „Zuckhe, nach Italien!“ und befand sich, was ihm gewiß nur das eine Mal passiert ist, in Übereinstimmung mit Bismarck, der auch von einem Krieg der Deutschen für das Haus Habsburg nichts wissen wollte.

Gegen Ende August richteten wir, meine Frau und ich, unterstützt von Schwester Käthe, unsere Wohnung in Hannover ein. Ich wurde nochmals auf die Suche nach einem Tenor geschickt, nach Wien und über die Semmeringbahn nach dem reizend gelegenen Graz. Solche Entdeckungsfahrten gehören zu den unangenehmsten Aufträgen, die einem Kapellmeister erteilt werden können. Findet er nicht den gewünschten Künstler, so wird er schief angesehen, und bringt er einen mit, so wird dieser natürlich streng beurteilt. Wie schwer ist es, zu entscheiden, ob ein Sänger, der sich unter dem Personal eines kleineren Theaters auszeichnet, den größeren Ansprüchen an der heimischen Bühne genügt, zumal man ihn in einem fremden Raume hören muß! Ich brachte denn auch von dieser Reise nicht den gewünschten Wandervogel mit, sondern nur einen Sänger, der als genügende Aushilfe gelten konnte. Später gelang mir's besser.

Am 18. September, an einem Sonntag Nachmittag, erblickte mein ältestes Töchterchen das Licht der Welt. Es hatte, wie die meisten Neugeborenen ein

runzliches Gesichtchen; meine Frau aber war gleich nach der Geburt des Kindes so guter Laune, daß sie es mit den Worten: „Ach, du armes Ding, du kriegst auch keinen Mann!“ in die Arme nahm. Leider erkrankte Luise nach wenigen Tagen recht ernstlich. Meine Mutter, telegraphisch herbeigerufen, widmete ihr die hingebendste Pflege, so daß sie nach einigen angstvollen Wochen hergestellt war. Das Kindchen wurde in der Schloßkirche zu Hannover am 27. Oktober auf die Namen Helene Charlotte getauft, und meine gute Mutter konnte beruhigt nach Hause reisen.

Am 8. November wurde ich zum Könige befohlen und überreichte ihm meine gerade erschienene Bearbeitung von Dehns Kontrapunkt. Er empfing mich sehr gnädig; da wir allein waren, brauchte ich auch ein Lächeln nicht zu unterdrücken, als er das Buch verkehrt in die Hand nahm und darin blätterte. Am 10. Nov. wurde, wie überall in Deutschland, auch in Hannover der hundertste Jahrestag von Schillers Geburt glänzend gefeiert. In Wallensteins Lager sangen die ersten Mitglieder der Oper, Niemann an der Spitze, das Reiterlied. Karl Devrient rezitierte eine der Schiller'schen Balladen — ich glaube, es war die Bürgschaft — einfach und dabei höchst ausdrucksvoll. Es war eine Meisterleistung der Sprechkunst, wie ich noch keine gehört hatte.

Mit dem Herbst 1859 begann für mich ein herrliches Leben in Musik. Ich hatte in sehr jungen

Jahren eine Stellung errungen, in der ich mit hervorragenden Künstlern schaffen konnte. Joachim hatte sein Mißtrauen überwunden und trat mir nahe. Er stand damals im jugendlichen Mannesalter; noch verhüllte nicht der Bart den schön geschnittenen, energischen Mund, das mächtige Kinn; sinnende, sanfte Augen, die er beim Spielen seines Instruments, in sich gekehrt, fast ganz schloß, wie um die Außenwelt, den „rauen Odem der Wirklichkeit“ abzuwehren, erweckten Vertrauen und Neigung. Er wurde heimisch in unserem Hause; die impulsive, süddeutsche Art meiner Frau tat ihm sichtlich wohl. Wir widmeten ihm eine begeisterte, hingebende Liebe, und er bezeichnete diese als den Feuerball, der seine Existenz in Hannover erleuchte und erwärme. Er war nicht nur ein hoher, wunderbarer Künstler, er war auch ein vielseitig gebildeter Mann, noch ganz erfüllt von den Anregungen, die er im Verkehr mit Bettina und dem Arnim-Grimm'schen Kreise in Berlin, mit Robert Schumann und, obwohl nun von ihm abgewandt, auch von Liszt und den jüngeren Künstlern, die diesen umgaben, erhalten hatte. Er schwärmte für die Romantiker und wir lasen mit ihm Schriften von Clemens Brentano, Achim von Arnim und Ludwig Tieck. Er machte uns mit seinen hannöverschen Freunden bekannt und mit den hervorragenden Männern, die ihn von auswärts besuchten.

Unter diesen nenne ich vor allen Björnstjerne

Björnson und Friedrich Preller den älteren, den Schöpfer der Odysseebilder. Björnson war damals noch nicht der einflußreiche Volksmann, dem sein Volk in Vertrauen und Liebe zujubelte; man kannte ihn erst als den Dichter einer Reihe von norwegischen Königsdramen und reizender Dorfgeschichten. Wir waren vom „frischen Burschen“ und von „Arne“ entzückt, aber noch mehr von der prachtvollen, nordischen Redenerscheinung, die uns später wohl begreiflich erscheinen ließ, daß er seinen Volksgenossen als Herzog voranschritt. Er gedachte nur einen flüchtigen Besuch in Hannover zu machen; unsere Musik hielt ihn aber mehrere Tage lang fest, und er war jeden Abend unser lieber Gast. Preller kannte Joachim von Weimar her, und teils durch ihn, teils durch seine junge Freundin Marie Soest veranlaßt, blieb er mehrere Wochen in Hannover und in lebendiger Beziehung zu uns. Er gestattete mir den Einblick in seine Skizzenbücher, und ich hatte neben der Freude, seine zeichnerischen Meisterwerke zu bewundern und zu genießen, noch den Vorteil, daß sich mir die schönsten Punkte der römischen Campagna fest ins Gedächtnis einprägten, so daß er mir später zum Cicero bei meinen Wanderungen wurde.

Sonntag morgens spielte Joachim regelmäßig bei sich Quartett; dazu lud er nur solche Leute ein, bei denen er wirklichen Verständnisses für diese Musikgattung gewiß war. Die Abende verbrachte er oft bei uns. Wir führten ein gemüt-



liches Zusammenleben in der denkbar einfachsten und zwanglosesten Form. Zuerst wurde musiziert; Joachim spielte am liebsten mit mir die Stücke, die er nicht in Konzerten bringen konnte, wie Bach'sche und Mozart'sche Sonaten für Geige und Klavier, auch die kleineren von Beethoven und Trios von Haydn, bei denen ja zum Hausegebrauch der Klavierspieler die Violoncellstimme mitvertreten kann. Manchmal vereinigte sich August Lindner mit uns zu unsern Lieblingstrios von Beethoven und Schubert. Nach dem bescheidenen Abendessen trieben wir Allotria; so spielten Joachim und Brahms eifrig mit uns das kindliche „Glocke und Hammer“; doch wurde auch Ernstes vorgenommen. Genußreiche Abende verschafften uns die gerade damals erscheinenden Erzählungen Fritz Reuters. Frau Regierungsrat Wächter, eine geborene Medlenburgerin, also mit dem Dialekt innig vertraut, las sie uns in unübertrefflicher Weise vor.

Unter den Freunden Joachims war der ausgezeichnete Porträtmaler Friedrich Kaulbach, dem König Georg eine reizende Villa mit geräumigem Atelier an der Leine erbaut hatte. Dort traf ich auch zum erstenmal mit diesem zusammen. Kaulbach hatte einer jungen, hochbegabten Bildhauerin, Elisabeth Mey, die eine Büste des Königs modellierte, sein Atelier zur Mitbenutzung eingeräumt, und auf Joachims Veranlassung musizierte ich mit ihm, um Se. Majestät während der Sitzungen zu

erheitern. Kaulbach mußte das Entgegenkommen gegen weibliche Kunst teuer bezahlen. Fräulein Rey, die sich mit einem gewissen Nimbus umgab, hatte ihn ersucht, während ihrer Anwesenheit im Atelier nicht zu rauchen, obwohl dieses sehr hoch und geräumig war. Als galanter Mann hatte sich Kaulbach, der die Zigarre sehr liebte, dieser Bitte gefügt. Später erfuhren wir, daß Fräulein Rey selbst den Tabak nicht verschmähte; wir lachten noch oft über des Freundes liebenswürdige Entfagung. Dem Könige machte unsere Musik Freude und er befahl mich von da ab mit Joachim zu seinen privaten Musikabenden, von denen ich noch erzählen werde. Bald nach der ersten Begegnung ließ er mich durch Prof. Dr. Rabert, Vorstand der Singakademie, deren Protektor er war, ersuchen, die Leitung dieses Chorvereins zu übernehmen. Bezüglich der Abonnementskonzerte der königl. Kapelle wurde auf meinen Antrag ein Abkommen getroffen, wonach ich allein Joachim in diesen unterstützen sollte. Ich wußte, daß das sowohl dem Hofkapellmeister Fischer wie Joachim angenehm war. Der erstere war früher Joachims Vorgesetzter gewesen, und es verdroß ihn, daß er jetzt in den Konzerten nur die Rolle eines Begleiters der Solostücke spielen sollte; Joachim gab mir seinerseits zu verstehen, daß er lieber mit mir als mit Fischer zusammen wirkte. Aus diesem Zusammenwirken erblühten mir glückselige Stunden. Wie herrlich spielte Joachim die Konzerte von Biotti, Spohr

und Mendelssohn! Welche Freude war es für mich, ihm seine Konzerte, das ungarische und das in G-Dur zu begleiten. Das Violinkonzert von Beethoven ist wohl niemals wieder so schön vorgetragen worden als zu jener Zeit von Joachim und dem hannoverschen Orchester. Der Meister stand auf der Höhe unfehlbarer technischer Vollendung, und bei aller männlicher Größe seiner Auffassung machte sich doch auch das blühende, überschwengliche Empfinden der Jugend geltend; wir aber, die Begleitenden, waren so innig vertraut mit seiner Weise, standen so völlig im Bann seiner Zauberorgel, daß wir jeder leisesten Inflexion seines Vortrags unwillkürlich folgten. Ich habe ihm nie sekundiert, ohne in dem Adagio, dem er einen wahrhaft überirdischen Klang zu verleihen wußte, zu Tränen überströmenden Glücks gerührt zu werden.

Die Meinigen besuchten mich fast alle nach und nach an der Stätte meines Wirkens und wurden Zeugen sowohl der künstlerischen Anerkennung, die ich fand, als auch meines glücklichen Familienlebens. Im Frühjahr 1860 kam meine jüngste Schwester Therese zu uns.

In diese Zeit fällt meine erste Begegnung mit Johannes Brahms. Sein feingeschnittener Jünglingskopf mit der mächtigen Stirn machte auf mich, wie wohl auf jeden, der ihn sah, sofort einen bedeutenden Eindruck. Näher trat ich ihm erst allmählich; denn er hatte etwas Zurückhaltendes und

Sprödes im Benehmen, und denselben Eindruck machte mir seine Musik, bis mich die Frische und der Wohlklang, der warme Schubertsche Ton seines ersten Sertetts für ihn gewann. Als Klavierspieler entzündete er mich sofort. Damals war er nicht nur der warme und mächtige, der er zeitlebens geblieben ist, sondern er spielte auch sauber, weich und zart, was man in späteren Jahren nicht mehr von ihm behaupten konnte.

Es fand sich bald ein Anlaß zu gemeinsamem Vorgehen. Die Brendelsche Zeitung behauptete, daß eigentlich alle ernsthaften Musiker der sogenannten neudeutschen Richtung angehörten, und daß eine Opposition gegen diese nur bei Dummköpfen zu finden sei. Dagegen wollte Brahms Verwahrung einlegen und redigierte mit Joachim, Julius Otto Grimm und mir eine protestierende Erklärung, zu deren Unterzeichnung auch sofort eine Anzahl namhafter Musiker bereit war. Indessen mäkelte man an dem Wortlaut herum; auch wurden einige unserer Gefinnungsgeossen zweifelhaft, ob eine solche Erklärung nützen werde, und die Veröffentlichung unterblieb — wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht — auf den Rat Ferdinand Hillers, der mit Recht sagte: Das beste Kampfmittel sei, gute Musik zu schaffen. Die Sache war aber durch die Indiskretion eines Unberufenen an das Tageslicht gezerrt worden und erregte den Zorn der Heißsporne auf der anderen Seite. Max Kalbeck hat in seiner Biographie von Brahms (I. 417 u. ff.) ausführlich

darüber berichtet. Hans von Bülow forderte seinen Freund Felix Draeske auf, die vier Kerls, welche Liszt nicht würdigten, „abzutun“. Ein Menschenalter später mußte er sich gestehen, daß er die beste Kraft seines Lebens als Vorkämpfer für Tendenzen, die er dann verurteilte, vergeudet hatte.

Im Sommer war ich wieder, diesmal mit Frau und Kind, auf der Hammermühle. Es fehlte nicht an erfreulicher Abwechslung. Joachim kam zum mittelrheinischen Musikfest nach Mainz und wohnte bei meinen Eltern; Freund Steuer besuchte uns; dann unternahm ich mit meinen drei ledigen Schwestern, dem Better Karl und dem Schwager Wilhelm Strecker eine Fußtour, deren letztes Ziel der einsame, schöne, waldumkränzte Laacher See mit der herrlichen romanischen Abtei war. Der Ausflug, der uns durch den Taunus und dann durch das malerische Lahntal an den Rhein führte, war durch allerhand Abenteuer gewürzt; wir blieben aber bei glühendem Sonnenbrand wie unter wild herabstürzendem Gewitterregen gleich unverdrossen und übermütig. Wie schön wandert sich's im rheinischen Land! Ein junger Freund aus Hannover, der uns auf der Hammermühle besuchte, und den wir mit unsern Wäldern und den lachenden Hügeln und Tälern des Rheingaus bekannt machten, sagte wohl mit Recht: „Ihr, in eurer Gegend, ihr habt leicht liebenswürdig sein!“

Das erste Konzert, das ich mit der Hannoverschen Singakademie gab, brachte den „Samson“ von

Haendel. Der König war für diesen Komponisten besonders eingenommen, „weil er ein so treuer Diener seines Hauses gewesen war.“ Da in diesem Falle die Vorliebe des Königs mit meinem Geschmack harmonierte, so entsprach ich gern seinen Wünschen, und ließ dem Samson das Dettinger Tedeum und nach einiger Zeit mit Unterstützung des Domchors und des Männergesangvereins zweimal den Israël in Agypten folgen. Die Aufführung des Dettinger Tedeums, in dem Stockhausen die Basspartie sang, ist mir durch die begleitenden Umstände in besonderer Erinnerung geblieben. Es wurde zur Vorfeier des Geburtstags Sr. Majestät in der Orangerie des Schlosses Herrenhausen am 28. Mai 1861 gesungen; den zweiten Teil des Konzertes bildete Beethovens siebente Symphonie unter Joachims Direktion. Der König gefiel sich im Gedanken, daß vielleicht unter Haendels eigener Leitung das Tedeum in denselben Räumen aufgeführt worden sei. Er selbst und die Königin hörten mit der größten Aufmerksamkeit zu. Das konnte man von der geladenen Hofgesellschaft nicht sagen; die langweilte sich gründlich und fing an, sich laut zu unterhalten. Mahnungen, welche die Königin wiederholt durch die Adjutanten und Kammerherren ergehen ließ, fruchteten nichts; auch der blinde König war seiner Umgebung gegenüber wehrlos. Nun kam noch eine weitere Störung hinzu: es war ein schöner Frühlingsabend, die Fenster der Orangerie waren gegen den Garten



Julius Stodhausen  
1862.

weit geöffnet, und zahlreiche Maitäfer flogen herein und vermehrten die Unruhe. Während der Symphonie krabbelte einer derselben am Boden grade auf die Fußspitze der Königin zu und ließ sich, mehrfach weggescheucht, nicht von seinem Ziele abbringen, so daß zuletzt auch Ihre Majestät das Lachen nicht mehr ganz unterdrücken konnte. An jenem Abend kamen Haendel und Beethoven gegen die Hofgesellschaft und die Maitäfer nicht auf.

Der König hörte Musik am liebsten im Familienkreise; Joachim und ich wurden sehr oft des Abends nach Herrenhausen beschieden. Der König war freundlich, die Königin die Güte selbst, die königlichen Kinder waren artig und bescheiden. Zwei Kesseln des Königs, Prinzen Solms, gehörten zu den ständigen Gästen; ebenso war die Hofdame der Königin, Fräulein von Gabelentz, eine würdige Dame, und in den letzten Jahren der schwedische Gesanglehrer Lindhult immer zugegen, abwechselnd einer der diensttuenden Adjutanten, hie und da der Vater der jungen Prinzen Solms, ein Stiefbruder des Königs. Zu längerem Besuch kam alljährlich der alte Herzog von Altenburg, Vater der Königin, in Begleitung von deren Schwester, Prinzessin Therese. Wiederholt erschienen auch zwei Schwäger des Königs, Großfürst Konstantin, Bruder des Kaisers Alexander II., mit seiner wunderschönen Frau, die an stolzer Haltung und Anmut der Bewegung selbst die Kaiserin Eugenie übertraf, und der Großherzog mit der Großherzogin von Olden-



burg. Der Großfürst, der selbst Violoncell spielte, hörte gern Musik; der Großherzog hingegen hatte dafür kein Interesse, heuchelte aber auch keines, sondern zog sich in ein anstoßendes Zimmer zurück, um Kupferstiche zu betrachten oder zu lesen. Der König konnte unglaubliche Quantitäten Musik vertragen; ihm gefiel namentlich das freundlich Anmutige und unter Voraussetzung dieser Eigenschaft auch das Gute; so wußte er eine Beziehung zu Joachims Kunst zu finden. Gewisse gefällige Stücke, z. B. eine Barcarole und Gavotte von Spohr, verlangte er immer wieder. Wie oft haben wir ihm die vorgespielt! Daneben ließ er sich gern eine der Mozartschen und der leichteren Beethovenschen Sonaten oder die Variationen aus der Kreuzersonate gefallen. Ein Programm wurde vorher nicht gemacht; der König wählte unter den mitgebrachten Sachen; Joachim wußte ja, was er liebte. Nach der Musik setzten sich die hohen Herrschaften mit uns zum Tee bei zwangloser Unterhaltung, die der König sehr gut zu leiten verstand. Eine der Hofdamen, oder, wenn sie zugegen war, die Prinzessin Therese selbst bereitete zum Schluß ein vorzügliches Warmbier.

Und doch boten diese Musikabende durch die Blindheit des Königs allerhand Schwierigkeiten und Verlegenheiten. Manchmal befand man sich gerade am anderen Ende des kleinen Saales, wenn der König rief; dann galt es, rasch hinzuschlüpfen, vor ihm aufzutauchen und zu antworten. Eines

Abends, als wir mit Lindner Trio spielten, rückte er uns in seinem Entzücken mit dem Stuhl immer näher. Noch ein Ruck — und er warf die Pulte um! Da hielt ihn die Königin fest und flüsterte ihm etwas ins Ohr; uns aber sah sie verlegen lächelnd an. Da ihm so wohl bei der Musik war, bemühte sich der König, es auch den Künstlern bei sich behaglich zu machen. Manchmal ging das selbst zu weit. Moritz Hauptmann war auf Einladung des Königs mit seiner kleinen Frau nach Hannover gekommen; er sollte besonders geehrt werden, und der König fragte Behner, der mit Hauptmann genauer bekannt war, womit man den alten Herrn besonders erfreuen könne. Behner schlug den Vortrag einer Hauptmannschen Violinsonate vor, der König stimmte zu. Nun hatte er bis dahin von der Existenz dieser Sonaten keine Ahnung gehabt; das hinderte ihn aber nicht, am Abend Joachim zuzurufen: „Lieber Joachim, spielen Sie doch eine der schönen Sonaten von Hauptmann, die ich so sehr liebe; Sie wissen ja, welche Sie mir immer vorspielen müssen!“ Joachim war außer sich, daß man ihm bei solch einer Komödie eine Rolle aufzwang; ich hatte nachher die größte Mühe, ihn zu überreden, daß der König damit doch nur dem greisen Meister eine besondere Ehre erweisen und eine Freude machen wollte, und daß diese Unwahrheit niemandem schade.

Wunder erfreulich waren meine Erlebnisse am Hoftheater. Ich habe schon berichtet, wie schlecht

Graf Platen mit Joachim stand. Auch ich sollte bald erfahren, wes Geistes Kind er war; doch muß ich, um gerecht zu sein, mildernde Umstände für ihn geltend machen. Der König liebte direkten Verkehr mit seinen Künstlern und verwöhnte seine Lieblinge, allen voran Niemann, der sich alles erlauben durfte und dem zu Liebe fünf gerade sein mußten. Wenn er etwas wollte, fuhr er mit Umgehung des Intendanten direkt zum Könige und erreichte fast immer seinen Zweck. Ebenso war es mit Marie Seebach. Diesem Beispiele folgten alle, die sich beim Könige wohlgefittten wußten: man ließ sich melden und wurde gnädig empfangen. Daß dadurch die Stellung des Intendanten unleidlich werden mußte, bedachte der König nicht; so riß eine von oben geförderte Anarchie ein. Wäre Graf Platen ein Charakter gewesen, so hätte er das nicht geduldet, sondern die Kabinetsfrage gestellt. Das tat er aber nicht; er ließ sich schlecht behandeln und blieb. Dagegen verlegte er sich aufs Intriguieren und suchte nach dem Grundsatz „Divide et impera“ einen gegen den andern auszuspielen: Fischer gegen Marschner, mich gegen Fischer und so con grazia weiter. Ein klares „Nein“ konnte er nicht sagen, aber es war auch kein Verlaß auf sein Wort. Wie der König ihn im Stiche ließ, so ließ er seine Beamten im Stiche, wenn die Ausführung einer von ihm angeordneten Bestimmung ihm Unannehmlichkeiten zu bringen drohte. Das sollte ich bald erfahren. Er selbst hatte die Pflgetochter und

Schülerin der berühmten Unger-Sabatier, Fräulein Anna Regan, die später als Konzertsängerin so großen Ruf erwarb, für das höhere Soubrettenfach neben Fräulein Held engagiert und mir den Auftrag gegeben, ihr verschiedene Partien in Spielopern, z. B. die Jenny in der „Weißen Dame“ zuzuteilen. Sobald Fräulein Held dies erfuhr, ging sie zum Intendanten, um sich zu beschweren. Der erklärte ganz ruhig: davon wisse er gar nichts; das sei ein Streich von mir! Das war mir eine Lehre: ich suchte von da an, wie die andern, meine Stütze direkt beim König, statt bei meinem Chef. Daß dem Grafen Platen der Einfluß Niemanns bei Hofe fatal war, ist wohl begreiflich; ihm gegenüber schwand seine Autorität völlig dahin; darum ließ er nun andere auf ihn los, und mein Diensteifer, wie meine Unerfahrenheit kamen ihm gelegen. Niemann versäumte die Proben, wann es ihm beliebte; der Intendant hegte, ich solle mir das nicht bieten lassen, und so entstand zwischen dem berühmten Sänger und mir eine Spannung, die sich in einem Zusammenstoß im königl. Hoftheater entlud, welcher ex officio bestraft werden mußte. Ich gebe dem Könige das Zeugnis, daß er dem Rechtspruch gegen seinen Liebling vollen Lauf ließ; er hatte mir Genugthuung zugesagt und hielt sein Wort. Graf Platen wollte mich fallen lassen; aber Joachim und Kaulbach gaben dem Könige zu verstehen, daß sie mit mir Hannover verlassen würden, wenn man mein Recht beugte. Nachdem Niemann vierzehn

Tage im Gefängniß gefessen hatte, beantragte ich selbst beim Könige seine Begnadigung, und der Rest seiner Strafzeit wurde ihm erlassen. Ich habe den Konflikt mit Niemann immer bedauert; ich bewunderte den genialen Darsteller und mußte es anerkennen, wie er sich mit ganzer Seele in seine Aufgaben versenkte; ich war Zeuge davon, wie er in den Proben zu Mehüls „Joseph“ und zu Wagners „Rienzi“ tief ergriffen, zu Tränen gerührt war.

Neben Niemann war früher Theodor Wachtel ein Stern der hannoverschen Oper gewesen; keiner der nach ihm engagierten Iyrischen Tenöre hatte ihn ersetzt. Da wurde ich nach Wien entsandt, um mit Gustav Walter, der damals neben Ander in zweiter Linie stand, zu verhandeln. Das führte zu keinem Resultat; wohl aber empfahl mir Hofkapellmeister Heinrich Esser, ein ausgezeichnete Musiker und Dirigent, der mir einst als Knaben den ersten theoretischen Unterricht erteilt hatte, einen jungen Sänger mit einer außergewöhnlich süßen und wohlgebildeten Stimme, der es aber neben den Größten des Kärntnertortheaters höchstens bis zum Fischer im „Tell“ brächte; das war Dr. Gunz, der mich einst am Königsee, ohne daß ich ihn kannte, entzückt hatte. Er war in Wien noch auf mehrere Jahre gebunden, und der Oberstkämmerer, Graf Landoronski, wollte ihn nicht freigeben. Ich berichtete darüber nach Hause und wurde angewiesen, mich an den hannöverschen Gesandten in Wien, Baron von Stodhausen, zu

wenden, damit dieser die Sache betreibe. Ich wurde von ihm zu Tisch eingeladen und lernte seine liebenswürdige Frau und zwei Töchter kennen, von denen die eine, nachmals Frau von Herzogenberg, in so herzliche Beziehung zu Brahms trat. Baron Stockhausen erzählte mir mit großem Behagen, wie er einst Joachim dingfest gemacht habe. Dieser hatte ihm seinen Paß zum Visum geschickt; der Gesandte ließ ihm offiziell sagen, er müsse selbst kommen, um denselben abzuholen. Als Joachim befremdet auf der Gesandtschaft erschien, löste sich alles in Wohlgefallen und Heiterkeit auf.

Die Intervention des Gesandten hatte den gewünschten Erfolg; Dr. Gunz wurde freigegeben. Das war das erstemal, daß ich die Diplomatie mit Theaterangelegenheiten befaßt sah; später erlebte ich es noch einmal bei einer Angelegenheit, die mich selbst betraf. Was Dr. Gunz in den 30 Jahren, während deren er in Hannover wirkte, für das kgl. Institut, was er überhaupt als Oratorien- und Liederfänger für die deutsche Kunst bedeutete, brauche ich nicht erst zu verkündigen. Der König interessierte sich sofort für ihn und sandte ihn nach Paris zu Delfarte, um sich bei diesem Meister in Gesang und Darstellung weiterzubilden. Auf der Höhe seines Ruhmes sang Gunz beim Fürstentag in Frankfurt neben Adelina Patti als Rosine den Grafen Almaviva im „Barbier von Sevilla“.

Meine Familie erhielt um die Weihnachtszeit des Jahres 1860 wieder einen Zuwachs; am 29. De-

zember wurde mir mein ältester Sohn geboren; zur Pflege meiner Frau kam Schwester Paula nach Hannover. Sie gab Anlaß zu häufigen abendlichen Zusammenkünften, in denen bildende und klingende Kunst wetteiferten. Friedrich Kaulbach zeichnete ein schönes Bild meiner Schwester, während Joachim und ich musizierten. Im Frühling folgte ich einer Einladung meines Freundes Franz Wüllner zum niederrheinischen Musikfest nach Aachen, wo er städtischer Musikdirektor geworden war; Joachim reiste mit mir. Zu jener Zeit hatten diese Feste eine größere Bedeutung als heute. Die Chöre der einzelnen Städte waren noch nicht zu der Stärke herangewachsen, die man — mit Recht oder mit Unrecht — für unerläßlich hielt, wenn die Schöpfungen unserer großen Chormeister, vor allen Haendels, zu ihrer vollen Wirkung gelangen sollten. An jedem Pfingstfest vereinigten sich abwechselnd in den drei Städten die Chöre von Köln, Düsseldorf und Aachen zu gemeinsamen Auführungen und beriefen hervorragende Dirigenten zur Leitung derselben. Die Feste waren zugleich das Stelldichein einer zahlreichen Schar von Musikern, welche trotz der Versicherung der Neuen Zeitschrift für Musik noch immer nicht die Meisterwerke unserer Klassiker für einen „überwundenen Standpunkt“ hielten. Dort fanden sich regelmäßig Ferd. Hiller, Berhulst, Kufferath, und von den jüngeren Dietrich, Grimm, Bargiel, von Perfall, Reinthaler, Gouvy, von Sahr, Breunung, die beiden Barga-

heer u. a. zusammen. Die Städte schmückten sich festlich; der Frühling und das Rheinland übten auf die Festgenossen ihren Zauber aus, man lebte einige Tage lang von morgens bis abends unter dem frischen, lebensfrohen, angeregten und anregenden Volk in einer gesteigerten, künstlerischen Atmosphäre. Diesmal war Franz Lachner zur Direktion des Festes gekommen, und ich freute mich, den feurigen, strammen, begeisterten und begeisternden alten Herrn an der Spitze eines mächtigen Chors und Orchesters wieder zu begrüßen und Zeuge der Ehren zu sein, die man ihm erwies.

Wüllner erwiderte meinen Besuch auf der Hammermühle; das gab Anlaß zu Wanderungen in den gesegneten Breiten des Rheingaus und zur Einkehr in seinen herrlichen Weinorten. Hatten doch gerade die letzten Jahre nach längerem Versagen wieder Tropfen edelsten Rebenbluts gespendet!

Später unternahm ich mit meiner Mutter, zwei Schwestern und deren Freundinnen eine Reise über den Gotthard nach den oberitalienischen Seen, zurück über den Simplon, das Rhonetal, die Grimsel, das Berner Oberland und den Rigi. Die Reise wäre noch schöner gewesen, wenn ich nicht für sechs Damen hätte sorgen und die Kasse führen müssen, und wenn ich nicht durch voreiliges Baden im Luganersee bald nach Tische mir einen bedenklichen Kolikanfall zugezogen hätte, der meine Begleiterinnen, besonders meine gute Mutter, furchtbar aufregte.



Der herbeigerufene italienische Arzt wollte mit sogleich zur Ader lassen; da aber kurz vorher Graf Cavour unter solcher Behandlung sein Leben hatte lassen müssen, protestierte ich energisch, und ich erholte mich auch ohne Blutabzapfung.

Meine Frau konnte die Reise nicht mitmachen und wurde durch eine Fahrt nach Köln entschädigt, die wir in Begleitung meines Schwagers und meiner Schwester Strecker zum Besuch der zweiten allgemeinen deutschen Gemäldeausstellung unternahmen. Sie lernte bei dieser Gelegenheit die schönen Rheinufer und die prachtvollen Kirchen Kölns kennen. Untwegß trafen wir mit Moritz von Schwind, mit unserm Nürnberger Freund Kreling und Friedrich Kaulbach zusammen.

Am 14. Dezember 1861 starb Heinrich Marschner. Er war in seinen letzten Lebensjahren sehr verbittert, verlangte freilich auch von denen, die mit ihm verkehren wollten, Huldigungen, die über das rechte Maß hinausgingen, und weder Joachim noch ich waren ihm nahe getreten, so hoch wir den genialen Künstler ehrten. Die Trauerfeier im Hoftheater leitete ich (soviel ich mich erinnere) allein. Marschner hatte wiederholt den Wunsch geäußert, er möchte dereinst im Sterben das wunderbare süße und sanfte Larghetto aus Beethovens zweiter Symphonie hören; seine Kunstgenossen wußten das, und deshalb nahm ich das Stück in das Programm der Feier auf. Bei der Beerdigung des Meisters wußte der Diener Gottes am offenen Grabe nichts

anderes zu sagen, als daß es nichts bedeute, ob der Verstorbene ein großer Künstler gewesen sei oder nicht; er wolle nur hoffen, daß derselbe mit seinem Gott versöhnt dahingeshieden sei. Ich war indigniert und überlegte mir, während der Prediger sprach, was ich als Kunstgenosse, nach demselben das Wort ergreifend, erwidern könne. Es trat aber schon während der Rede des Geistlichen ein Schneegestöber ein, das sich am Schlusse derselben so heftig steigerte, daß das ganze Trauergesleit auseinanderstob und meine Rede ungehalten blieb.

Im Künstlerpersonal der Oper hatte manche Veränderung stattgefunden; Fräulein Geisthardt und Frau Michaelis waren abgegangen. Für die erstere war Fräulein Asminde Ubrich eingetreten, für die andere mußte noch Ersatz beschafft werden. Fräulein Ubrich besaß eine höchst sympathische Sopranstimme, ausgesprochenes Gesangs- und Spieltalent und war bald beim Könige wie beim Publikum sehr beliebt. Selbst Joachim war nicht unempfindlich gegen ihre Anmut, und mußte sich später von uns weidlich darüber reden lassen, daß er zu einer Arie aus Herolds *Pré aux clercs* mit obligater Violine für sie und sich eine Cadenz geschrieben und die Arie mit Fräulein Ubrich im Hofkonzert vorgetragen hatte. Er mußte es damit büßen, daß der König das Stück nun öfter zu hören wünschte. Die junge Dame wuchs mehr und mehr in die königliche Gunst hinein und sollte mir recht viel Verdruß bereiten.

Außerdem wurde der junge, hochbegabte Neffe Karl Devrients, der Bariton Max Stägemann engagiert und ein tüchtiger junger Geiger aus Wien, Jacob Grün, dessentwegen Joachim später mit dem Könige in Differenzen geriet. Die Beiden, frische, lustige Gesellen, wurden bald innig befreundet, verkehrten viel in unserm Hause und erfüllten es mit ihrem Frohsinn und hellem Lachen; als Stägemann wenige Jahre später eine liebliche Künstlerin heimführte, trat auch diese in herzliche Beziehung zu uns.

Noch fehlte an der Oper der Mezzosopran. Da nannte mir Dr. Gunz eine junge Sängerin, die, obwohl sehr begabt, dennoch gleich ihm am Kärntnerthheater zu nichts Rechtem kam, da Frau Esillag alle guten Partien ihres Faches sang. Das war Fräulein Amalie Weis, eigentlich Schneeweiß. Ich wurde abermals nach Wien geschickt. Ich werde es nie vergessen, wie ich in der bescheidenen Wohnung ein junges Mädchen traf, das mit einem zierlichen Häubchen auf dem Kopf, eine blütenweiße Schürze vorgebunden, mir weit eher wie ein bürgerliches Haustöchterchen denn als eine Bühnenkünstlerin erschien. Die von mir eingeleiteten Unterhandlungen führten zum Abschluß eines Vertrages. Auf derselben Reise engagierte ich in Würzburg den gleichfalls von Gunz empfohlenen Bassisten Bletzacher, der dann bis zu seinem Tode der hannoverschen Bühne angehörte. Daß ich dieser drei so ausgezeichnete Künstler zuführte, hat mich stets mit einigem Stolz erfüllt.

Fräulein Amalie Weis debütierte in zwei hochdramatischen Partien, Fides und Azucena. Sie riß das Publikum sofort durch ihre herrliche Stimme, ihren temperamentvollen und doch immer edlen Gesang wie durch ihr lebendiges Spiel hin. Sie wußte sich auch als Nancy in Flotows „Martha“ durch ihr anmutiges, frisches Wesen geltend zu machen. Rührend gab sie die alte Margarethe in der „Weißen Dame“. Endlich hatte sie die Stelle gefunden, wo ihr reiches Talent zur Geltung kam. Daß sie an der hannöverschen Bühne zwei junge Wiener antraf, machte ihr den neuen Wirkungskreis gleich behaglich und gemütlich. Das österreichische Trio hielt gute Freundschaft und verstand sich auch mit dem Kapellmeister, der es nach Norddeutschland verpflanzt hatte; es herrschte ein fröhlicher Ton unter den jungen, frisch aufstrebenden Künstlern. Nach einer Klavierprobe zu „Martha“, die ich mit den dreien hielt, spielte ich Straußsche Walzer, wozu sie flott tanzten. Die Tänzer sind heute alle dahingegangen; nur der Spielmann lebt noch.

Den sonnigen Sommer des Jahres 1862, eines der großen Weinjahre, verbrachte ich wie gewöhnlich mit den Meinigen auf der Hammermühle. Fräulein Weis, die keine Verwandten mehr hatte, schloß sich uns an und nahm Wohnung in dem benachbarten Diebrich am Rhein. Sie war damals mehr als schlank, die einzig Überlebende einer schwindfüchtigen Familie aus Marburg a. d. Drau. Der Gesang, als Lungengymnastik, hatte sie vor frühem

Tod bewahrt. Ein reizendes Köpfchen saß anmutig auf der biegsamen Gestalt. Ein Paar liebe, gute und freundliche Augen von sanftem Blau kontrastierten gar schön mit dunklem, reichem und welligem Haar. Heiter und unbefangen, dem Augenblicke hingegeben, echt österreichisches Naturell, gewann sie bald die Herzen aller derer, die ihr näher traten. Sie wußte auch meine Eltern rasch für sich einzunehmen; mein Vater war glücklich, wenn sie ihre schöne, volle und dabei so sammetweiche Stimme erklingen ließ oder ihn durch ihr unbefangenes, fröhliches Wesen erheiterte. Bei unseren Ausflügen in die Umgegend war sie immer bereit, wo sich irgendwo ein Klavier vorfand, dem alten Herrn die Arie des Orpheus „Che farò senza Euridice“, den „Lindenbaum“ oder sonst schöne Lieder von Schubert vorzusingen. Noten brauchten wir nicht, da ich die Begleitung ihrer Lieblingsstücke auswendig wußte. Auch meine Frau gewann sie bald und ebenso unsere Kinder, mit denen sie gar herzig zu spielen verstand. Sie erzählte uns oft von ihrer Wiener Zeit. Da waren der jungen Sängerin manche Anfechtungen nahegetreten; dagegen war ihr außer ihrem tüchtigen Naturell die zarte Reigung zu einem jungen Mann Schutz und Schirm gewesen. Den drolligen Namen „Urji“, mit dem sie später ausschließlich gerufen wurde, hatte sie sich selbst beigelegt, als ein Unberufener sie fragte, wie sie heiße. Freilich hatte sie sich rein aus toller Laune auch in gewagte Abenteuer be-

geben. So war sie einst in Männertracht auf die Straße gegangen und hatte obendrein, um das Schicksal recht herauszufordern, einen Schußmann um Feuer für ihre Zigarette gebeten. Derartige Züge des Übermuts erklären es, daß sie im späteren Leben manchmal die nötige Vorsicht außer acht ließ und dadurch dem Gerede und der Verleumdung, die sie verachtete, Nahrung bot.

Gegen das Ende der Ferienzeit fand in Mainz die Doppelhochzeit meiner Schwestern Pauline und Therese statt; dazu hatten wir anderen Geschwister ein Festspiel verfaßt. Fräulein Weis stellte darin mit königlicher Würde die „Moguntia“ dar. Welch eine schöne Zeit war das für uns wie für sie! Einer weinseligen Stunde in diesem gesegneten Sonnenjahre verdankt auch der Orden der schwarzen Kaze, von dem durch Schwinds allerliebste Zeichnung Kunde in weitere Kreise gedrungen ist, seine Entstehung. Man sagt im Rheingau, daß auf dem besten Faß im Keller eine schwarze Kaze als Hüterin des Schazes sitze. Nun hatte mein Vater einen wunderbaren Rauenthaler 1857er erstanden, der bei uns kurzweg mit dem Namen der schwarzen Kaze bezeichnet wurde. Der wurde die Veranlassung, daß wir, Fräulein Weis, ich und meine Frau einen Orden gründeten für diejenigen unter unseren Freunden, welche sich durch „kazenhaftes Betragen“ eines so edlen Tropfens würdig machten. Wir drei konstituierten uns als das Kapitel der Oberkazen. Der erste, dem der Orden zuteil wurde, war na-

türlich Joachim, der später oft darüber scherzte, wie er als gewöhnlicher Kapellenritter seiner Frau als Oberkapellmeister untergeordnet sei. Einer der nächsten war Moritz von Schwind, der sich für die erwiesene Ehre durch die in Reproduktion erschienene Kapellenmusik erkenntlich zeigte. Ende August lehrte Fräulein Weis mit mir nach Hannover zurück, während meine Familie noch einige Wochen bei meinen Eltern blieb. Damals schrieb die junge Künstlerin an meine Frau: „Die verflossenen, angenehmen Wochen, sowie die liebe Hammermühle sind mir wie ein schöner Frühlingstraum in der Erinnerung, und oft verschwimmt mein Vaterhaus mit der Mühle; ich weiß nicht — war ich zu Hause, oder waren es wirklich mir bis vor kurzem fremde Menschen, welche mich so liebevoll aufnahmen!“

Den Sommer über hatten wir zusammen den Adriano im „Mienzi“ und die Leonore im „Fidelio“ studiert. Nach ihrer Leistung als Nancy durfte ich es wagen, ihr auch eine leichte, heitere Spielrolle zu übertragen, und ich gab ihr die Angela in Aubers „schwarzem Domino“. Natürlich war das mit ausdrücklicher Zustimmung des Grafen Platen geschehen. Man wird mein Erstaunen begreifen, als ich, von einer Dienstreise zurückgekehrt, erfuhr, daß die Angela dem Fräulein Weis abgenommen und Fräulein Ubrich zugeteilt worden war. Graf Platen, dem ich vorstellte, daß man dergleichen nicht ohne Vorwissen des Kapellmeisters tue, suchte die Achseln. In meinem Born fuhr ich sehr törichter



Johannes Brahms  
1862.



Weise zum König, um mich über diese Rücksichtslosigkeit zu beklagen. Der König sagte mir, daß er durch mich zum ersten Male von der Sache höre, und versprach mir genaue Untersuchung. Später erfuhr ich aus bester Quelle, daß Fräulein Ubrich zwei Stunden vorher bei ihm gewesen war. Ich holte die Gutachten einer Anzahl der ersten deutschen Operndirigenten ein, welche sich alle dahin aussprachen, daß die fragliche Partie der Mezzosopranistin gebühre, vorausgesetzt, daß sie das dazu unerläßliche Spieltalent habe. Diese Gutachten sandte ich dem Kabinettsrat des Königs, Dr. Leg, zu. Graf Platen hätte dem Fräulein Ubrich, die anfang, ihm unbequem zu werden, eine Niederlage gegönnt; deshalb beging er die Indiskretion, mir zu sagen: der König habe seiner Gesandtschaft in Paris die Nachforschung übertragen, wer dort die Angela sänge; er gab mir zu verstehen, daß das Resultat unzweifelhaft im Sinne Sr. Majestät ausfallen werde; ich solle mich versehen! Darauf schrieb ich direkt an Auber, der mir in einem zierlichen Billet vom 15. November antwortete: „Tout le monde sait, qu'il y a trois voix de femme: le Soprano aigu, le Mezzosoprano et le Contr'alto. Il suffit de jeter les yeux sur la partition du Domino noir pour reconnaitre, que le rôle d'Angela a été écrit pour un Mezzosoprano, ainsi que vous l'avez remarqué fort justement.“

Ich steckte Aubers Antwort in die Tasche, als der König mich bald darauf zu sich besah. Er theilte mir

mit, daß er in Paris angefragt und den Bescheid erhalten habe: an der opéra comique sei gar kein Mezzosopran engagiert, die chanteuse légère sänge stets die Partie der Angela; ja, nach der Aussage von Berlioz sei dieselbe von „Madame Damoreau-Cinti, un soprano tout ce qu'il y avait de plus aigu“ freiert worden. Darauf erwiderte ich: Das sei doch seltsam; ich hätte mich bei der kompetentesten Instanz, beim Komponisten selbst, erkundigt und von diesem den Bescheid erhalten, daß ich im Rechte sei. Ich zog Aubers Brieflein hervor und las es dem König vor. Er war betroffen; dann aber sagte er sich und sagte: „Auber ist ein alter Mann; es ist lange her, daß er den ‚schwarzen Domino‘ komponiert hat; er weiß es selbst nicht mehr genau.“ Dann belehrte er mich, wie es bei der Oper auf die Stimmlage der Darsteller so wenig ankomme; er habe seinerzeit die „Norma“ von Frau Hähnel gehört, die ein Mezzosopran gewesen sei, und für welche die ganze Partie transponiert werden müssen. Da blieb mir dann nichts anderes übrig, als zu erwidern: Se. Majestät habe zu befehlen; nur bäte ich untertänigst, wenn Allerhöchstdieselben die Übernahme der Partie durch Fräulein Ubrich anordneten, meinen Kollegen Fischer mit der Leitung der Oper zu betrauen. Das sagte der König zu; der schwarze Domino kam aber überhaupt nicht zur Aufführung. Das war die zweite Verwendung der Diplomatie im Dienste der Oper, die ich erlebte.

Ein anderer Fall zeigt, wie die fremde Diplomatie in Hannover auch bei unpolitischen Dingen intervenierte. Ein Lehrer der französischen Sprache, zugleich einer der Rezensenten, die von Erpressungen leben, brandschakte schamlos die Künstler am Theater, und sie sandten ihm fast alle aus Furcht vor seiner Feder Geld. Ich ließ mir Beweisstücke geben und legte sie der Polizeidirektion vor. Der saubere Herr erhielt einen Ausweisungsbefehl; da legte sich der französische Gesandte, Herr von Malaret, ins Mittel und erklärte, er bedürfe seiner Dienste. Daraufhin wurde ihm das Verbleiben in Hannover gestattet; doch mußte er einen Revers unterzeichnen, daß er sich fortan jeder kritischen Schreibererei enthalten werde.

Neben dem Rollenstudium wendete sich Fräulein Weis dem Oratoriengesang und den Liedmeistern Schubert und Schumann zu. Sie hatte bis dahin von diesen beiden nur wenig gekannt. Welche Freude war es mir, sie auf die Laufbahn hinzuweisen, wo sie später so reichen Lorbeer pflückte! Sie war wahrhaft genial im Verstehen und Auffassen; dabei hatte ihre Stimme den sammetweichen, innigen Klang, der für das deutsche Lied unerlässlich ist. Mir klingt es noch in den Ohren, welche Wärme, welche Zuversicht sie den Worten: „Suche treu, so findest du!“ in Blondels Lied von Schumann einhauchte. Ich instrumentierte für sie zwei der schönsten Arien von Haendel aus „Theodora“ und aus „Herakles“; sie sind lange

Zeit hindurch Biedernd ihres Repertoires geblieben. Die aus Theodora sang sie zum ersten Male in einem Abonnementskonzerte der Kgl. Kapelle, in dem auch Joachim mitwirkte, am 13. Dezember, mit der andern debütierte sie am 30. Dezember in Bremen; ich war mit hinübergefahren, um in demselben Konzerte meine Overtüre zu Goethes Iphigenie zu dirigieren; der Instrumentalist des Abends war August Wilhelmj, ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling mit seltsam verträumtem Gesichtsausdruck, der uns durch seinen edlen großen Ton entzückte und durch seine stupende Virtuosität im Vortrag des Lipinski'schen Militärkonzerts verblüffte. Als ich nachher im Privatkreise eine Mozartsche Sonate mit ihm spielte, merkte ich freilich sehr bald, wie weit seine musikalische Ausbildung hinter der technischen zurückstand. Zwischen diesen Konzerten in Hannover und Bremen lag die erste Aufführung meines Requiems in Köln, bei welcher das österreichische Trio mitwirkte, und durch welche Dr. Gunz und Fräulein Weis mit einem Schläge im Rheinlande gesuchte und gefeierte Sänger geworden sind. Joachim hatte Fräulein Weis schon im Frühjahr kennen gelernt, und sie hatte in dem Konzert am 13. Dezember sein Interesse lebhaft erregt; es wuchs während der Reise nach Köln, die er mitmachte. Auf der Heimreise bemerkte ich, daß beide eine sehr starke Anziehung aufeinander übten. Sie sahen sich im Laufe der nächsten Monate oft in unserm Hause, und so

war ich nicht sonderlich überrascht, als uns Joachim eines Nachmittags seine Verlobung anzeigte und mich bat, seine Braut zu uns zu holen. Wir feierten die Verlobung am Abend des 11. Februar 1863 still unter uns; sie rief in den nächsten Tagen allgemeine Freude und Teilnahme in der Stadt hervor.

Fräulein Weiß sollte nach Ablauf des Winters von der Bühne scheiden und sich als Joachims Frau nur noch dem Konzertgesang widmen. Vorher waren ihr aber noch zwei große dramatische Aufgaben gestellt: „Orpheus“ von Gluck (von dem sie die Hauptrollen schon in einem Konzerte der Singakademie unter meiner Leitung gesungen hatte) und Beethovens „Fidelio“.

In dieser Zeit ging mir ein langgehegter Lieblingstwunsch in Erfüllung; mein Vater bewilligte mir die Mittel und der König den Urlaub zu einer längeren Reise nach Italien. Ich hatte schon vorher Joachim die Leitung des Schumannschen „Faust“ mit Stockhausen als Hauptfänger in einem Konzerte der Singakademie zugebacht; jetzt wußte ich die Königin darauf aufmerksam zu machen, welche eine Freude es für Joachim sein würde, die Ausführung des Orpheus mit seiner Braut zu leiten. Das genügte, und Joachim wurde mit der Direktion der Oper beauftragt, die am Geburtstage der Königin (14. April) gegeben werden sollte.

Eine Reise nach Rom war damals noch nicht so einfach wie heute, wo eine Eisenbahnlinie Anfang

und Ende verbindet. Ich besuchte erst unsern Freund Moleschott in Turin, wohin er als Professor der Physiologie berufen war, fuhr dann nach Genua, von da zu Schiffe nach Livorno und weiter nach Civita vecchia; dort fand ich wieder Eisenbahn, welche mich in kurzer Zeit nach Rom brachte. Auf dem Bahnhofe wurden alle Reisenden zunächst in einen Bretterschuppen gesperrt, ehe sie nach Revision der Pässe und genauer Untersuchung des Gepäcks und besonders etwa mitgeführter Bücher die Stadt der Päpste betreten durften. Für die erste Nacht fand ich nur ein Unterkommen gemeinsam mit einem mir wildfremden Menschen, was gerade nicht sehr angenehm war. Aber ich war in Rom, dem Ziele langjähriger Sehnsucht! Ich kann die Seligkeit nicht beschreiben, welche ich empfand, als ich vom Pincio aus, den ich, kaum untergebracht, aufsuchte, die ewige Stadt vor mir ausgebreitet sah. Mir war zumute, als sei ich in der Fremde gewesen und hätte nun erst die Heimat gefunden.

Rom war damals noch nicht die große Karavanserai wie heute, die geschäftige, unruhige Stadt, in der das Unterste zu oberst gekehrt wird und nichts vor Zerstörung im Interesse der Wissenschaft oder der Spekulation sicher ist. Noch war das Campo vaccino nicht aufgewühlt und zur archäologischen Sehenswürdigkeit hergerichtet; es lag noch unberührt, eine Stätte stiller Beschaulichkeit, durchzogen von einer Allee, die von dem kapitolinischen

Hügel zum Kolosseum hinführte, bei Vollmondschein von unsäglichem Zauber umflossen. Das Kolosseum selbst lag einsam, nicht neben scheußlichen vierstöckigen Mietskasernen, die heute geradezu beleidigend wirken.

Noch war die in vornehmer Abgeschlossenheit wunderbare Villa Ludovisi nicht verkauft und in ein geräuschvolles Fremden- und Hotelviertel verwandelt. Noch begegnete man nicht den Heerden von Engländern, die von Agenten der Firma Cook geführt, die Stadt und die Museen durchlaufen und mit aufgesperrten Mäulern zuhören, wenn ihre Instruktoren ihnen vorplappern, was sie pflichtschuldigst bewundern sollen.

O mein altes Rom! Es war eine Insel der Seligen, an die die Brandung der Zeit nicht schlug, auf der man weit draußen, abseits von dem modernen Treiben in Politik und Geschäft, in einer schöneren Welt lebte, einer Welt der Träume, umgeben von den Geistern einer gewaltigen Vergangenheit, die einem von Jugend auf bekannt und befreundet waren — „im Schatten der Titanen.“

Eine Erinnerung an diese und das Bewußtsein von der Bedeutung der ewigen Stadt, die einst die Welt beherrschte, lebt heute noch in dem geringsten ihrer Bewohner. Sagte mir doch ein Kutsher, der mich fuhr und mit dem ich plauderte: Er begreife nicht, daß die Engländer sich so aufspielten; Julius Cäsar habe doch Britannien unterworfen!

Eines haben die modernen Vandalen der herrlichen Stadt nicht rauben können: die römische Sonne, die alles mit Goldglanz umwebt und keine Trauer aufkommen läßt um so vieles, was dahingeschwunden ist. Nur eine sanfte Wehmut über die Vergänglichkeit alles Irdischen umfängt uns, und es bleibt der Trost, daß aus diesen Ruinen die ganze heutige Kultur erblüht ist.

Joachim hatte mir aufgetragen, seine Freunde Herman und Gisela Grimm, die in Rom weilten, zu besuchen. Herman Grimm förderte mich in mancher Weise und führte mich in das deutsche archäologische Institut ein, wo unter Leitung der Herren Henzen und Brunn junge Gelehrte ihren Studien oblagen. Unter diesen war mir Dr. Köhler besonders sympathisch. Ich verkehrte und wanderte gern mit ihm. So gingen wir auch zusammen nach Prima porta, als in der Villa der Livia „ad gallinas“ die herrliche Augustusstatue gefunden wurde, die jetzt eine Zierde der vatikanischen Sammlung ist. Das archäologische Institut befand sich in der Casa Tarpeja (auch Casa Prussiana genannt), die auf der Rupo Tarpeja erbaut ist. In demselben Hause war auch das deutsche Hospital, welches mir und einem jungen Berliner, Justus Friedländer, zwei Zimmer mietweise überließ. Wir hatten eine gemeinsame Loggia; unter dieser, auf dem berühmtesten Felsen und denselben krönend, befand sich ein üppig bewachsenes Gärtchen; darüber hinweg sahen wir auf den Palatin mit den Kaiser-



palästen und den Aventin mit seinen Kirchen und Klöstern; beide überragend erhob sich in blauem Dufte die wunderbare Linie des Albanergebirgs mit dem schön geschwungenen Gipfel des Monte Cavo, von dem herab wie ein Stern das weiße Kloster blinkte. Welch ein Bild! Schon als Landschaft entzückend, und belebt durch die Erinnerung an eine Geschichte, die bis in die Urzeiten der Menschheit zurückreicht!

Mit Friedländer durchstreifte ich die Campagna nach allen Richtungen. Aus Prellers Skizzenbüchern hatte ich mir manche Punkte gemerkt, wie die Osteria del pino an den herrlichen Aquädukten der Porta furba, die seggiola del diavolo unweit der Romentanischen Brücke, Tor' de' Schiavi u. a. m. Ein prachtvolles, aufregendes Schauspiel gewährten uns die berittenen Hirten, als sie über Gräben und Bäume setzend, den Spieß hoch schwingend, ihre Pferdeheerden zusammentrieben, um sie vor dem einbrechenden, heftigen Gewitter unter Obdach zu bringen. Mit solchen Reitern könnte es nur Buffalo-Bill aufnehmen! — Wir machten auch weitere Ausflüge, zuerst einen zweitägigen Marsch durch das liebliche und doch großartige Albanergebirg bis auf den Monte Cavo, wobei wir in Rocca di papa übernachteten; damals gab es dort kein Wirtshaus, ein biederer Schuster gewährte uns Obdach, und seine Frau bewirtete uns mit Eiern und Kopfsalat; mehr hatte sie nicht. Danach unternahmen wir von Tivoli aus

einen dreitägigen Ritt durch die Sabinerberge. Zaum und Zügel hatten unsere Pferde nicht; wir ritten sie an der Halfter, während der Vermieter nebenherging. Auf unglaublich wilden Pfaden über Bergrücken, wobei wir öfter absetzen und die Pferde führen mußten, gelangten wir nach Subiaco. Wir lehrten in der Pernice ein und besuchten die Klöster der heiligen Scholastika und des heiligen Benedikt, das letztere ein wahres Wunderwerk fantastischer, natürlichen Felsgrotten angelegener Architektur, ein steingewordenes Märchen. Weiter ging's nach Olevano, wo uns die bekannte Künstlerkneipe der Casa Valdi höchst primitiv, aber sehr anmutig beherbergte. Dort ist die Serpentara, der Hain uralter Eichen, den das Deutsche Reich neuerdings angekauft hat, um ihn vor dem Fällen zu schützen, eine herrliche, grüne Dase in dem öden Felsgebirge zwischen baumlosen, glatten Kalkwänden, von denen jede Erbkurve heruntergewaschen ist. Von da ging's am dritten Tage weiter nach Balmontone. Es war Sonntag, und die stolzen, schönen Sabinerinnen zeigten sich in ihrer bunten Landesracht, die sie wie Königinnen zu tragen wissen. Von Frosinone aus brachte uns die Eisenbahn wieder nach Rom.

Es war mir von jeher eine besondere Freude, das Leben des Volkes zu beobachten; in Italien, in Rom gibt es sich ungezwungener, bewegt sich freier als in unserer nordischen Heimat, mag man es in den ländlichen Aneipen vor den Toren bei

Wein und Tanz, oder in der Villa Borghese bei feinen Spielen auffuchen. Welch eine lebendige Theilnahme äußert es im Theater! Es ist, als ob es einem wirklichen Erlebnis beizwohnte. Da wo jetzt das Theater Correa erbaut ist, auf dem Mausoleo d'Augusto war damals ein Sommertheater, natürlich unter freiem Himmel, das vorzugsweise von den kleinen Leuten besucht wurde. Man spielte Komödie auf dem Grab des großen Kaisers — ein echt römischer Kontrast — und gab „Die Räuber“ zwar nicht von Schiller, aber doch frei nach Schiller; die politische Tendenz des Stücks war unter dem päpstlichen Regiment ausgemerzt und nur das Familiendrama übrig geblieben. Franz Moor, der, um seine innere Verworfenheit auch äußerlich darzustellen, mit einem Buckel und roten Haaren erschien, wurde immer mit Zeichen sittlicher Entrüstung bedacht, während Amalia, besonders als sie den Schändlichen in stolzer Haltung mit dem Schwert bedrohte, Stürme von Beifall entfesselte. Und mit wie primitiven Mitteln war das leicht erregbare Volk in Illusion versetzt! Die Dekorationen gaben doch nur die dürftigsten Andeutungen dessen, was die Szene vorstellen sollte. Fortwährend kamen Störungen von außen hinzu; so oft die Glocken der umliegenden Kirchen anschlügen, und das war so ziemlich jede Viertelstunde, mußten die Schauspieler schweigen und ruhig in ihrer Stellung verbleiben, bis das störende Geläute aufhörte; aber das Publikum nahm das als ein

Unvermeidliches gelassen hin. Ich bin überhaupt oft überrascht gewesen und bin es immer wieder, wenn ich sehe, mit welcher Geduld der Italiener erträgt, was bei uns die größte Empörung hervorrufen würde, z. B. die Unpünktlichkeit im Betrieb der Eisenbahnen und Trams, die Überfüllung der Wagen usw. — Es ist im italienischen Temperament eine uns fast unbegreifliche Mischung von Erregbarkeit und Phlegma.

Die musikalische Ausbeute meines Aufenthalts in Rom war gleich Null. Der Gesang der päpstlichen Kapelle, den schon Mendelssohn nicht sonderlich hoch bewertete, hatte sich seit dessen Tagen entschieden noch verschlechtert. Was ich hörte, war nicht erfreulich, die Stimme des alten Kastraten Mustafa sogar abscheulich medernd. Aber die kirchlichen Funktionen der Osterwoche in der Sixtina, mit Würde ausgeführt, waren interessant und boten mir Gelegenheit, Pius IX. und die Karbinäle, unter denen famose Charakterköpfe waren, mit Ruhe und in der Nähe zu sehen. Auch die große Prozession um den Petersplatz, bei welcher der heilige Vater, die Hände segnend erhoben, hochgetragen auf der Sedia gestatoria, und umgeben von seiner Schweizergarde in altertümlischer Tracht, über dem dichtgedrängten Volke zu schweben schien, machte einen feierlichen Eindruck. An dem Zug, der ihm voranschritt, beteiligten sich alle Mönche der verschiedenen Orden, von denen viele nur zu dieser einzigen Gelegenheit ihr Kloster ver-

lassen durften. Darunter waren merkwürdige Erscheinungen, Greise wie aus Grabesnacht erstanden. Im Gegensatz dazu wieder die farbenfrohe, bunte Menge des Landvolks, Männer, Frauen und Mädchen, die sich inbrünstig zu Boden warfen, wenn sie im Bereich des päpstlichen Segens zu sein glaubten. Überall Bilder!

Ein er musikalischen Soiree muß ich doch gedenken: Graf Stainlein, ein österreichischer oder bairischer Kavaliere, reiste zu jener Zeit mit seiner Frau, seinem Söhnchen, das wie ein Page aus der Renaissancezeit gekleidet war, seiner Schwiegermutter und zwei Streichquartetten eigener Komposition in Deutschland und Italien herum, um Künstler und Kunstfreunde mit seiner Musik bekannt zu machen. Er war mir schon in Hannover begegnet, und ich erhielt eine Einladung von ihm; auch der Abbate Franz Liszt erschien. Die Damen und das Söhnchen kamen gerade von Castel Gandolfo zurück, wo sie das hohe Glück genossen hatten, beim Vorübergehen des heiligen Vaters in der vordersten Reihe zu knien und so „gewissermaßen aus erster Hand“ dessen Segen zu empfangen. Liszt war, wie immer, liebenswürdig, besonders gegen die Damen. Sehr amüfant war es, ihn bei der Aufführung der Quartette zu beobachten, wie er, neben der Gräfin sitzend und verbindlich lächelnd, ihr bei einer Stelle, die sich so recht brav und philiströs kontrapunktisch anließ, wie erfüllt von der größten Hochachtung zuflüsterte: „Ah, une fugue!“ Der Ausdruck seines

Gefichts bei dieser anerkennenden Bemerkung ist mir unvergeßlich; die gute Gräfin nahm sie natürlich als bare Münze.

Aus Hannover erhielt ich die Nachricht von der glänzenden Aufführung des Faust und von dem tiefen Eindruck, den die beiden Leistungen Ursis als Orpheus und Fidelio gemacht hatten. Die junge Braut schrieb mir, daß sie bei der ersten Vorstellung des Orpheus, als sie den Geliebten am Pulte sah, am ganzen Körper gezittert und kaum mehr gewußt habe, was sie tue. „Aber im ganzen war's doch schön; schade, daß du nicht dabei warst!“ Joachim schrieb mir nach der Generalprobe des Fidelio: „Leonore hat recht Beethovensich gesungen, und es war eine Herzensfreude für mich. Sie läßt ihren eigentlichen Kapellmeister grüßen; der, welcher dirigierte\*), wars wahrlich nicht.“ Sie selbst meldete nach der Aufführung, daß sie den ganzen Abend geweint habe: „Der Rod von Gunz war ganz naß auf einer Seite.“ Aus Gunz' eignem Munde weiß ich, daß auch er an jenem Abend tief bewegt war. Kein Wunder, wenn auch die Hörer im Innersten ergriffen wurden! Nach diesen Aufregungen stellte sich bei der jungen Künstlerin die Sehnsucht nach dem Frieden des Hauses doppelt mächtig ein. Sie schrieb mir: „Du hast keine Ahnung, wie ich mich sehne, eine Heimat zu haben und eine Bedeutung zu bekommen; jetzt weiß ich oft nicht, warum ich auf der Welt bin; so schön es auch ist, schöne Partien

\*) Hofkapellmeister Fischer.

zu singen und durchzuführen, so gewinnt doch die Überzeugung, daß es noch was Schöneres gibt, immer mehr Boden bei mir. Was liegt mir daran, wenn mir die Menge zujubelt? Ich habe mehr davon, wenn ich in meinen vier Mauern singe und zwei oder drei liebe Freunde finden Gefallen daran.“  
Armes Herz! Wie kurz sollte der Frieden des Hauses währen!

Bei der Hochzeit der Freunde war weder ich noch meine Frau anwesend, ich in Rom, und sie mit den Kindern in der alten Heimat; aber sie hatte Ursi den Brautkranz und Schleier geschenkt.

Mitte Juni reiste ich mit Friedländer nach Neapel. Wir besuchten Pompeji, Sorrent, fuhren im Rahn über die herrliche tiefblaue Flut, von Delphinen umtanzt, nach Capri, erstiegen den „Salto di Timberio“ verlebten eine wunderbare Vollmondnacht auf dem Dache Don Paganos, badeten in den verschiedenfarbigen Grotten und fuhren abermals im Rahn um die ganze Zauberinsel und an den Sirenenfelsen vorbei nach dem unvergleichlich schönen Amalfi. Von da wollten wir zu Fuß über den Monte Sant' Angelo nach Castellamare wandern; das erlaubten aber die Karabinieri nicht, weil der Weg der Briganten wegen unsicher sei. Auf der Weiterfahrt nach Paestum bemerkten wir denn auch, daß sich auf den meisten uns begegnenden Fuhrwerken Bewaffnete befanden, und daß längs der ganzen Straße von Salerno bis Eboli Militärpikets disponiert waren. Uns begegnete jedoch selbst in der

Einöde bei den griechischen Tempeln keinerlei Abenteuer.

Drei Monate lang war es mir vergönnt gewesen, in der Herrlichkeit antiker Kunst, in dem Zauberkreis der ewigen Stadt und der Fülle und Schönheit des Südens zu schwelgen. Trotz all dem Lieben, das mich nach Hause zog, fiel mir der Abschied von Italien schwer. Übrigens hätte ich um ein Haar dort mein Leben gelassen: der Genuß Neapolitanischer Austern versetzte mich in einen höchst bedenklichen Zustand, den ich nur durch massenhaften Genuß von Roheis und Zitronensaft überwand. Ich betrat in großer Schwäche das Schiff, das mich in 36 Stunden direkter Fahrt nach Genua brachte. In Turin besuchte ich die alten Freunde und reiste dann nach der lieben Hammermühle, wo ich Frau und Kinder bei meinen Eltern antraf.

Als der Herbst uns mit den hannöverschen Freunden wieder zusammenführte, war das junge Ehepaar in ein hübsches Haus an der Masch, dem Wiesengrund, der sich von Hannover aus dem Lauf der Leine entgegen weit hinaus erstreckt, gezogen. Diese Wiesen wurden im Herbst durch Stauungen überschwemmt und boten im Winter eine große, spiegelglatte Eisbahn. Sie lockte auch Joachim, das Schlittschuhlaufen zu versuchen; er gab diese Studien aber verständigerweise sehr bald auf, obwohl ihn der unterstützende Dienstmann zur Fortsetzung derselben durch den Zuspruch ermutigte: „Herr Konzertdirektor, Sie haben ja



auch das Violinspielen gelernt, und das ist doch viel schwerer!“ Die Geschichte ist oft schärfer pointiert erzählt worden; so aber hat sie sich wirklich zugetragen.

In jenen Jahren nahm Joachim lebhaftes Interesse an meinen Leistungen. Er hatte schon vorher meine Ouvertüre zu Goethes Iphigenie in den Konzerten der königlichen Kapelle aufgeführt. Jetzt brachte er mein Requiem (am 13. Februar 1864) und veranlaßte mich, als Pianist an seinen Kammermusikabenden teilzunehmen (1863—65). Auch auswärts musizierten wir zusammen; in Göttingen gaben wir sogar ein Konzert mit politischem Hintergrund, zugunsten der Schleswig-Holsteiner, die sich gegen die dänische Herrschaft erhoben hatten. Das wurde uns von seiten des Hofes verdacht, erregte aber Enthusiasmus der patriotischen Professoren, unter denen mehrere Holsteiner waren. Wir wohnten bei dem berühmten Anatomen Jacob Henle, der nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein höchst verständnisvoller Kunstfreund und ein außerordentlich liebenswürdiger Mann war. Er hatte mich schon als Knaben gekannt, da er der Bruder unserer Nachbarin, Frau Krämer, und oft bei dieser zu Besuch war. Der „verlassene Bruderstamm“ erhielt zu seinem Glück bald kräftigere Unterstützung als von uns.

Am Pfingstfest 1864 reiste ich mit Joachim zum Niederrheinischen Musikfest in Aachen, wo wir beide bei Wüllners wohnten. Es waren herrliche Tage. Julius Rieß war (mit Wüllner) Festdirigent; die

neunte Symphonie von Beethoven rief eine so begeisternde Wechselwirkung zwischen Ausführenden und Zuhörern hervor, wie ich das weder vorher noch nachher erlebt habe. Luise Dufmann-Meyer, der die Sopranpartie im Finale übertragen war, jubelte den Hymnus an die Freude so heißblütig heraus, daß sie die ganze Festversammlung in bacchischem Taumel fortriß. Da erwies die Kunst wieder einmal ihre Erlösungsmacht; in jener Stunde waren wir wirklich alle Brüder. Herrlich war die Sängerin auch in den Szenen der Gluck'schen „Iphigenie auf Tauris“. Am dritten Tage spielte Joachim sein ungarisches Konzert und entfesselte Stürme des Beifalls. Damals machte ich eine sonderbare Erfahrung. In Hannover war bereits die Pariser Stimmung eingeführt, am Rhein noch nicht. Die Folge davon war, daß ich während des ganzen Festes alle Tonstücke einen halben Ton höher hörte, die neunte Symphonie z. B. in Dis-Moll, während die an die neue Stimmung noch nicht Gewohnten sie nach ihrer Meinung „richtig“ hörten. Wo bleibt dem gegenüber die Charakteristik der Tonarten?

Im Juni fuhr ich mit meiner Frau nach Paris, wo mein Bruder, wie einst ich, den lithographischen Druck bei Lemercier erlernte. Wir wohnten bei der Familie Wein, und besuchten alle Sehenswürdigkeiten, auch das Théâtre français, die komische Oper und das kleine Theater du Palais Royal; besondere Freude machte es mir aber, meiner

Frau die Werkstatt zu zeigen, wo ich zwei Jahre lang als Druckerlehrling gearbeitet hatte. L'embracier und le Nègre waren nicht wenig erstaunt, mich unter so veränderten Lebensbedingungen wiederzusehen.

Im Juli begleitete ich meine Mutter, Schwester Käthe und deren Freundin Sophie Heß nach St. Moritz im Engadin, wo die Damen mehrere Wochen zur Kur blieben. Damals machte ich meine erste intime Bekanntschaft mit Berggipfeln, die in Schnee und Eis starren.

Unser gejeelliges Leben in Hannover hatte durch Joachims Verheirathung eine bedeutende Veränderung erfahren; auch Kaulbach hatte sich wieder verheirathet, und zwar mit einer liebenswürdigen jungen Frau, die, wie Joachim meinte, so niedlich war, daß ihr selbst die hannoversche Sprache wohl anstand. Der Verkehr zwischen uns, der bis dahin vorzugsweise in unserm Hause stattgefunden hatte, verteilte sich nun auf drei Familien; er war deshalb nicht weniger lebhaft, und in ihm fanden wir unsere besten Freuden. Ein vertrauter Freundeskreis scharte sich um uns; zu ihm gehörte eine feinsinnige alte Dame, Fräulein Emmy Unruh, ihr Nefse Otto Brinkmann, ein frischer junger Mann und seine Frau, unser und Joachims Hausarzt Dr. Edel, Schuldirektor Dr. Tellkamp und der Regierungsrat Wächter\*) mit seiner Frau. Die

---

\*) Regierungsrat Wächter war blind; es ist doch wohl nur unter der Herrschaft eines blinden Königs möglich gewesen, daß ein Blinder mit einem hohen Amte betraut wurde.

Vorlesung der Werke Friß Reuters wurde fortgesetzt; wir waren davon so begeistert, daß wir es uns nicht versagen konnten, dem Dichter für den Genuß herzlich zu danken. Unser Schreiben hat ihm, wie in den Reuter-Reliquien von Gaederß mitgeteilt ist, große Freude bereitet.

So wohl es uns inmitten unserer Freunde war, so wenig sagten uns die dienstlichen Verhältnisse zu. In der Zeit lebhaft politischer Erregung, einem Hofe zu dienen, an dem unsere politischen und religiösen Anschauungen doch eigentlich verpönt waren! Persönliche Erlebnisse steigerten diesen Mißmut. Zuerst regte sich in Joachim der alte Wunsch, Hannover mit einem größeren Wirkungskreise zu vertauschen. Schon seit mehreren Jahren hatte er wiederholt den Versuch gemacht, fortzukommen. 1862 hatte er mir aus London geschrieben: „Ich habe meine Stellung in Hannover aufgegeben und schreibe mit derselben Post die Nachricht an Graf Platen. Man darf sich eben zu nichts zwingen lassen, was man gegen seine Natur fühlt. Ihr alle, liebe, gute Freunde, würdet es euch später nicht vergeben, mich mit Rosen und labenden Brombeerstauden so eng und dicht eingeschlossen zu haben, daß ich mich nicht mehr herauswinden könnte, wenn ich mich nach Freiheit sehnte. Ich habe lang genug Gunst und Gnade als Höfling ertragen und dadurch gegen meine Anlagen gesündigt; es gibt doch kein wahres Glück, als die äußeren Lebensumstände immer mehr nach

dem Leitfaden der Überzeugung einzurichten.“ Aber weder damals noch in den nächsten Jahren vermochte sich Joachim von Hannover loszureißen. König und Königin wußten ihn immer aufs neue durch Beweise wirklicher Teilnahme und Herzlichkeit zu fesseln; sie zeigten ihm, daß sie nicht bloß den Künstler, sondern auch den Menschen schätzten. Sie bekundeten dies wieder, als er sein eignes Haus gegründet hatte: wie der König bei Joachims Taufe dessen Pathe gewesen war, so übernahm er jetzt Pathenstelle bei seinem ältesten Knaben. Diese Gnadenbeweise aber drückten Joachim, statt ihn zu erfreuen. Der Freiheitstrieb in ihm wurde immer stärker, und der Verdruß über die Zurücksetzung des Konzertmeisters Grün, der nicht als Kammermusiker angestellt wurde, weil er Jude war, machte ihm das Verbleiben in Hannover noch widerwärtiger.

Dennoch schied ich früher als er von dort. Ich fühlte, daß es nicht wohlgetan war, mich in jungen Jahren schon fest an eine verhältnismäßig kleine Stadt zu binden, in der sich das Hauptinteresse der Bevölkerung darum drehte, wer in der Hofgunst stieg oder fiel. Der dienstliche Verkehr mit meinem Chef gehörte auch nicht zu den Annehmlichkeiten; die immer fühlbarer werdende Diktatur des Fräulein Ubrich verdroß mich; als nun gar die Sängerin, deren Verpflichtung auf einmaliges Singen in der Woche reduziert war, die wenigen Proben, die sie noch mitzumachen geruhte, auf

einem Stuhle neben dem Souffleurkasten sitzend absolvierte, da lief mir die Galle über, und ich kündigte im Sommer 1865. Ich hielt meine Kündigung auch aufrecht, als mich der König nach Herrenhausen beschied und mich in sehr gütigen Worten zum Bleiben aufforderte, wohl aus Sorge, daß Joachim mir bald folgen würde. Er sprach sich bei dieser Gelegenheit sehr scharf über seinen Intendanten aus, wußte aber keinen Ausweg, den vorhandenen Uebelständen abzuhelpfen. Da durfte ich wohl erwidern, daß ich, wenn der König es nicht vermöchte, meinerseits vergeblich dagegen ankämpfen würde. Ich nahm in der letzten Probe, die ich abhielt, Abschied vom Orchester, das mir mit einer Adresse antwortete, deren Wortlaut ich hier wiedergebe:

„Ihr Lebewohl mündlich zu erwidern, fühlte sich kein Einzelner von uns berechtigt. Gestatten Sie uns deshalb, Ihnen die Versicherung auszusprechen, daß Ihr Scheiden uns mit dem lebhaftesten Bedauern erfüllt. Wir haben immer Ihr künstlerisches Streben erkannt und immer die Theilnahme des warmen Herzens herausgeföhlt, welche Sie dem Orchester entgegenbrugen. Nehmen Sie unsern ergebenen Dank! Möchten Sie einen Wirkungskreis finden, der Ihren Wünschen und Verdiensten entspricht! Empfangen Sie unser herzliches Lebewohl, bewahren Sie uns ein freundliches Andenken und genehmigen Sie den Ausdruck unserer dauernden Hochachtung und Neigung!“

Auf das letzte Wort dieses Schreibens konnte ich wohl stolz sein. Vor meiner Abreise gab ich mit Frau Joachim noch zwei Soireen in Hannover und Göttingen, in denen ich die drei letzten Klavier-

sonaten von Beethoven spielte und sie Lieder von Schubert sang.

Meine sechsjährige Dienstzeit am Hannoverschen Hoftheater ist mir von unschätzbarem Nutzen gewesen. Mein Gesichtskreis wurde beträchtlich erweitert. Durch das vorzügliche Orchester wurde mir erst klar, wie hoch man die Leistungsfähigkeit eines solchen steigern, was man von ihm verlangen kann. Ein anderes trat hinzu: In Mainz, wie in den meisten Städten des Mittel- und Oberrheins war bis dahin die Musikpflege sehr rückständig gewesen. Von den großen Chorleitern des 18. Jahrhunderts kannte ich nur Haendel in einigen Hauptwerken, von Bach nichts, außer dem wohltemperierten Klavier; die Wiener Meister waren mir wohl vertraut bis auf den letzten Beethoven, dessen neunte Symphonie und Missa solennis mir fremd waren. Die Wunderwelt der Bachschen Chormusik erschloß mir erst Dehn in Berlin. Von Robert Schumann wußte ich so gut wie nichts; seinen Schöpfungen trat ich erst durch den Verkehr mit Joachim, Frau Schumann und Stodhausen nahe. Fast gleichzeitig lernte ich die ersten Kompositionen von Brahms kennen. Da war es wohl natürlich, daß mich diese anfangs fremd anmuteten, und daß es längerer Zeit bedurfte, bis ich den jungen Meister schätzen und lieben lernte. Mächtige Förderung erhielt ich durch Konzerte in den umliegenden Städten. Ich erwähne nur eine herrliche Ausführung der Matthäuspassion im Dom zu Bremen

unter Karl Reinthalers Leitung und den wunderbaren Vortrag von Schuberts Müllerliedern durch Stodthausen mit Ernst Rudorff als Begleiter in Braunschweig. Aber auch das Theater hatte mir reiche Anregung geboten; es war mir beschieden, einige ältere Meisterwerke, wie den „Wasserträger“ und „Jessonda“ zu neuem Leben zu erwecken; ich lernte bedeutende Sänger, die zu Gastspielen kamen, kennen und wirkte mit ihnen zusammen. Tichatschek, der trotz seines Alters noch eine stahlblanke Stimme hatte, konnte mich freilich nicht erwärmen; dazu war seine Gesangstechnik zu mangelhaft; er flüchtete in Melismen und Koloraturen, die ihm unbequem waren, Konsonanten ein und sang z. B. im Propheten: „wie einst Davi-wi-wids Harfe klang“; seine Darstellung war wohl lebendig aber auch zappelig und blieb weit hinter Niemanns großer und vornehmer Art zurück; dagegen lernte ich in Ludwig Schnorr von Carolsfeld einen herrlichen deutschen Sänger kennen. Ganz hingerissen wurde ich von Roger als „Georg Broton“. Er war die Verkörperung echt französischer Grazie und Liebenswürdigkeit auf der Bühne wie im Leben. Welche Freude bereitete er meiner Frau, als er ihr die Anfangsworte seiner Arie aus der „weißen Dame“:

„Sag', o holde Dame,  
Sag' an, wie ist dein Name?“

ins Album schrieb und hinzufügte: Dein Name ist  
— Luise Scholz! Interessant war mir auch Gounods



Besuch, der mehrere Tage in Hannover blieb, und mit dem ich viel verkehrte.

Aber das größte theatralische Ereignis war für mich das Gastspiel von Adelaide Ristori, einer Tragödin höchsten Stils. Ihre Leistungen erschütterten und erhoben zugleich. Ich höre noch den Klang ihrer Stimme, wie sie als Medea an Jason herantretend, so schlicht und gerade deshalb so tief ergreifend zu ihm sagte: „Io sono Medea.“ Ich sehe sie noch als schlafwandelnde Lady Macbeth, grauenhaft schön! Graf Cavour hatte ihr, als sie ihre europäische Rundreise antrat, gesagt, sie solle durch ihre hohe Kunst überall die Sympathie für ihr damals noch zerrissenes Vaterland und ihr begabtes Volk erwecken. Wie glanzvoll ist sie diesem Auftrag nachgekommen! Bei mir hatte sie es allerdings leicht.

Mich zog es nach Italien; in Florenz wollte ich versuchen, mir ein Arbeitsfeld zu schaffen, da mir gesagt wurde, man fange dort an, deutsche Musik zu pflegen. Wer mir diesen Wink gegeben hatte, weiß ich nicht mehr, auch nicht, wer mich in Verbindung brachte mit Frau Jessie Laussot, der künstlerisch bedeutend veranlagten, geistig so hochstehenden Frau, die einige Jahre später die Gattin Karl Hillebrands wurde. Ich weiß nur noch, daß nach vorhergegangenem Briefwechsel Frau Laussot mich auf der Hammermühle besuchte, mit mir die Florentiner Verhältnisse besprach und mir Empfehlungen an ihre dortigen Freunde mitgab.

Florenz, die Wiege der Renaissance, die liebliche Arnostadt war die Hauptstadt Italiens geworden und man glaubte an ihre rasche und glänzende Entwicklung, eine Hoffnung, die wenige Jahre darauf durch die Verlegung des Regierungssitzes nach Rom grausam zerstört wurde. Zu den Vorzügen, welche die schöne Stadt noch heute besitzt, den unvergleichlichen Kunstsammlungen, den herrlichen Gebäuden, der glücklichen Lage inmitten eines reichen gesegneten Landes, kamen damals noch andere, die sie seitdem ganz oder teilweise eingebüßt hat. Florenz war im Jahre 1865 keine Großstadt; es war noch in den alten Mauern eingeschlossen; man bewegte sich darin ohne die Sorge, von Wagen oder gar von Velocipeden und Automobilen umgerannt zu werden; die engen Straßen wurden nicht von Trams befahren, deren Geleise den ganzen Fahrdamm einnehmen, so daß man sich auf die schmalen Bürgersteige flüchten und fest an die Häuser anbrücken muß, um nicht zu verunglücken. Die Bevölkerung genoß den Ruf besonderer Höflichkeit und Liebenswürdigkeit; man lebte gut und sehr billig. Damals konnte man dort sogar Schlittschuhlaufen: vor der Porta San Gallo waren flache Gräben zur Eisgewinnung angelegt, deren dünne Wasserschicht in einer kalten Nacht zum Gefrieren kam, während die hohen Stadtmauern der Sonne den Zutritt wehrten und so das Auftauen des Eises in der Mittagsstunde verhinderten. Diese Gräben wurden von Engländern als Eisbahn gemietet, und dort betrieb

man zum großen Erstaunen der Florentiner den nordischen Sport, an dem sich von Italienern nur einige piemontesische Soldaten beteiligten. Auch ich tummelte mich dort im Angesicht von Fiesole, leicht gekleidet, auf Schlittschuhen; mit dem Fall der Stadtmauern ist dieses Vergnügen dahingeschwunden. Es war kein Wunder, daß Florenz viele Ausländer anzog, die sich in seinem Weichbild oder in der nächsten Umgebung ansiedelten.

Frau Lauffot hatte einen kleinen Chorverein gegründet, der fast ausschließlich aus Fremden bestand. Zur Pflege der Kammermusik hatten sich dagegen zwei Italiener verbündet, Abramo Bassevi, ein ernster Musikfreund, und der Verleger Guidi, der eigenhändig sehr zierliche Miniaturpartituren von klassischer Kammermusik, auch von Opern, z. B. von Rossinis *Barbier*, gestochen hat. Der Geiger Jean Beder hatte sich diesem Unternehmen angeschlossen, ein Quartett gegründet und sehr fleißig mit ihm studiert. Er führte die Meisterwerke deutscher Kammermusik in der *Società del Quartetto* auf; ich wirkte in einigen Konzerten mit; Beder brachte dann sein Florentiner Quartett nach Deutschland, wo es durch die Schönheit des Zusammenklangs berechtigtes Aufsehen erregte. So war ein verheißungsvoller Anfang in der Pflege guter Musik gemacht.

Durch Frau Lauffot wurde ich bei ihren Freunden, Herrn und Frau Matthews eingeführt, prächtigen, liebenswürdigen Leuten, welche dem Chor ange-

hörten und mich auf das Herzlichste empfangen. Matthews brachte mich zu der Marchesa Martellini, einer Österreicherin, welche an dem großherzoglichen Hofe Oberhofmeisterin gewesen war, und zu ihrer Tochter, Donna Ida dei Principi Corsini, Marchesa di Tresana, Damen von höchster Bildung und gewinnendster Liebenswürdigkeit, beide für gute Musik begeistert. Donna Ida war jung, schön und reichbegabt, die alte Marchesa eine der seltenen Frauen, welche die Armut und den Reiz der feinen Formen des ancien régime in unsere Zeit zu retten verstanden; mit ihr zu plaudern war ein Genuß, ihre Briefe waren stilistische Kabinetstücke. Alice Barbi ist im Schutze dieser beiden Damen aufgewachsen und hat ihnen ein liebendes Andenken bewahrt. Auch ich verkehrte dort mit Vorliebe, um so mehr, als ich da einen Künstler traf, mit dem ich so recht von Herzen sympathisierte: Antonio Bazzini, den ausgezeichneten Geiger, der sich ernster, deutscher Musik schon zugewandt hatte, als noch keiner seiner italienischen Kollegen daran dachte. Er war nicht nur ein großer Künstler, er war auch ein lieber Mensch, dem jeder gut sein mußte, ein reines Kindergemüt. Außer ihm fand ich dort noch einen tüchtigen Musikgelehrten, Biaggi. Donna Idas Gemahl, Don Lorenzo Corsini, ein gutmütiger älterer Herr, glänzte meistens durch seine Abwesenheit. Er gönnte den Damen ihre langweilige Musik; sein Interesse war mehr dem Tierreich,

Pferden und Hunden, zugewandt. Ein junger Burſch war überall dabei, wo muſiziert wurde, Giuſeppe Buonamici, deſſen ſich Frau Lauffot fürſorglich annahm. Sie veranlaßte, daß er nach Deutſchland reiſte, wo er ſich unter Bülow's Leitung zu einem vorzüglichen Klavierſpieler ausbildete; er nimmt heute in ſeiner Vaterſtadt eine hervorragende Stellung als Künſtler und Lehrer ein.

Einen Verkehr anderer Art bot mir das Haus des Phyſiologen Moriz Schiff, der am Iſtituto di ſtudi ſuperiori lehrte. Er lebte und webte in ſeiner Arbeit. Unverdrossen und ſelbſtlos, ganz ſeinen Forſchungen hingegeben, erſchien er nur von Zeit zu Zeit, gewiſſermaßen zu Beſuch, in dem Kreiſe, den ſeine geiſtvolle Frau um ihn und ſich zu ſcharen wußte. Ihr war es ein Anliegen, dem Stabe junger Leute, die unter ihres Mannes Führung arbeiteten, und anderen Menſchenkindern, die eingeführt waren, ihr Heim behaglich zu machen. Wieviele gemüthliche Abende habe ich da verbracht! Auch den Weihnachtsabend, zu dem wir einen Thujab Baum mit Orangen und Lichtern aufgepußt hatten. Zu den Schülern Schiffs gehörten Dr. Alexander Herzen, Sohn des bekannten ruſſiſchen Publiziſten, ſpäter Profeſſor in Lauſanne, und ein Schweizer, Dr. Levier; zu den unphyſiologiſchen Leuten außer mir ein junger deutſcher Buchhändler, Berduſchek. Herzens Schweſter Olga und ihre mütterliche Freundin und Erzieherin Malwida Meyſenbug, verkehrten natürlich auch

viel in dem befreundeten Hause; ich trat zu ihnen in nähere Beziehung und gab Olga sogar eine Zeitlang Klavierunterricht. Die „Idealistin“ war damals noch keine berühmte Persönlichkeit; ich lernte sie von ihrer schönsten Seite, in der übernommenen Liebespflicht aufgehend, kennen.

Es wird wohl auch bei Schiff gewesen sein, daß ich einer jungen Frankfurterin, Sophie Rommel, zuerst begegnet bin. Gleiche Neigungen führten eine rasche Annäherung herbei. Sie liebte, wie ich, die Natur, war eine rüstige Fußgängerin, und wir unternahmen oft weite Streifzüge in die Umgegend. Mit besonderer Freude erfüllte uns die Entdeckung der Steinbrüche des Monte Ceceri bei Fiesole, welche mächtige, in den festen Stein des Berges hineingehauene Dome bilden, in denen zur Stütze der Decke in regelmäßigen Abständen Pfeiler stehen bleiben, an indische Felsentempel erinnernd. In einigen haben sich von dem durchsickernden Wasser Teiche gebildet, welche die hohen Hallen in ihrer klaren Flut wieder spiegeln und so die Wirkung verdoppeln. Diese Steinbrüche sind außerordentlich sehenswert. Die Einheimischen, die keine Wanderungen unternehmen, kennen sie natürlich nicht, ebensowenig die Fremden, welche zu flüchtigem Aufenthalt nach Florenz kommen; aber ich besuche sie immer wieder, zeige sie mit Vorliebe meinen Freunden und denke dabei des deutschen Mädchens, das sie mit mir entdeckt hat. Sophie Rommel war für alles

Hohe und Schöne begeistert, für Musik besonders begabt und wurde mit ihrer vollen, weichen Altstimme eine Stütze meines kleinen Chors. Durch sie lernte ich ein Fräulein von Eichthal aus München kennen und den berühmten Musikgelehrten Dr. Ambros aus Prag, einen prächtigen und höchst anziehenden Menschen, amüsanten und witzigen Kopf, der, auf allen Gebieten fest beschlagen, niemals mit seinem großen Wissen paradierte, dagegen der liebenswürdigste Gesellschafter war. Er zeichnete vortrefflich; seine Darstellung nackter Billardspieler in allen möglichen Stellungen und Verrenkungen in der Weise Michelangelos zeugte von glücklichstem Humor, aber auch von einem ganz respektablen Können. Ich sah den kleinen, stämmigen Mann mit dem Krauskopf und den blizenden Augen fast täglich, und als er scheiden mußte, gaben wir ihm das Geleit bis Pistoja, um uns dort noch gemeinsam mit ihm an dem schönen Fries des Giovanni della Robbia, der das dortige Spital zierte, zu erfreuen.

Im Winter 1865/66 wurde das erste italienische Parlament in Florenz feierlich eröffnet; die Stadt war dadurch ein Brennpunkt politischen Lebens geworden; natürlich versammelten sich da alle Staatsmänner Italiens. Ich wurde bei Ubaldo Peruzzi eingeführt, dessen lebensprühende Gattin Emilia das größte gesellige Talent besaß, das mir jemals vorgekommen ist. Immer liebenswürdig, gegen alle freundlich und unermüdblich in Aufmerk-

samkeiten, wußte sie ihren Salon zum Sammel-  
punkte aller derer, die geistige Interessen pflegten,  
zu machen. Bei ihr machte ich die Bekanntschaft  
meines in der literarischen Welt geschätzten Lands-  
mannes Heinrich Homberger, und eines jungen,  
frischen und geistvollen Franzosen, mit dem ich in  
freundschaftliche Beziehungen trat, Gabriel Monod.  
Er wurde einige Jahre nachher der Gatte von  
Olga Herzen und sowohl durch wissenschaftliche  
Leistungen, als später durch sein tapferes Verhalten  
im Dreifußprozesse eine Bierde seines Vater-  
landes. Zwei andere politische Berühmtheiten sah  
ich auf einem großen Maskenball bei dem Bankier  
Fenzi: Urbano Ratazzi und seine Frau, ein schönes,  
üppiges Weib, das sich an jenem Abend als Bac-  
chantin durch äußerst spärliche Bekleidung aus-  
zeichnete, so daß die gewiß nicht prude Florentiner  
Gesellschaft darüber aus dem Häuschen kam: sie  
hatte nämlich außer einem fleischfarbenen Tritot  
nichts an als einen Kranz auf den Locken, ein  
Pantherfell und einige Efeuranken um Schulter  
und Hüften. Die zum Kostüm gehörende goldene  
Schale trug der gefällige Mann, auch den Plaid  
für den Fall, daß es der Gattin zu kühl werden  
sollte.

Von großer Bedeutung für das damalige Florenz  
war das Haus des bekannten ungarischen Patrioten  
Franz Pulszki, eines Mannes von umfassenden  
Kenntnissen, besonders bewandert in der Kunst-  
geschichte. Er war noch aus seinem Vaterlande





Amalie Weis  
1862.

verbannt und bewohnte die Villa Petrovits auf der Costa di S. Giorgio, von wo aus man einen herrlichen Blick auf Florenz und die Höhen von Fiesole hat; dort verkehrten die politischen Flüchtlinge, aber auch alle Männer und Frauen liberaler Gesinnung, die sich dauernd oder vorübergehend in Florenz aufhielten, u. a. der alte Freund unseres Hauses, Karl Vogt, auch Ludmilla Assing, die geschwähzige Nichte des „berühmten Onkels“. Sie beging gerade damals die Torheit, als alte Jungfer einen jungen Offizier zu heiraten, was sie sehr bald schwer büßen mußte. Man traf in der Villa Petrovits auch Rorhphäen der Wissenschaft und Kunst, wie den gelehrten Amari und seine Schwiegermutter, die große Sängerin Caroline Unger-Sabatier, die bei Florenz eine reizende Villa, La Concezione, besaß. Leider war sie während des Winters 1865—66 meistens verreist, so daß ich ihr nicht näher treten konnte. Dennoch war sie es, die veranlaßte, daß ich mit der Tochter des Hauses und deren Freundin, Fräulein Melchior, regelmäßig musizierte.

Mit meinem polyglotten Chor studierte ich Stücke in der internationalen, der lateinischen Sprache. Mein Italienisch genügte zur Abhaltung der Proben. Mit dem Orchester übte ich sorgfältig zwei instrumentale Meisterwerke ein, und am Donnerstag, den 8. Dezember 1865 traten wir in der Sala Filarmonica mit folgendem Programm vor die Öffentlichkeit:

1. Ouverture zu Faniska . . . Cherubini.
2. Chor: Da nobis pacem (Verleih  
uns Frieden) . . . . . Mendelssohn.
3. Symphonie in G-Moll . . . Mozart.
4. Kyrie, Gloria und Credo aus der  
C-Dur-Messe . . . . . Beethoven.

Das internationale Soloquartett bestand aus  
Mrs. Eyre (Sopran) . . . . . Amerikanerin.  
Fr. Rommel (Alt) . . . . . Deutsche.  
Mr. Hall (Tenor) . . . . . Engländer.  
Dr. Levier (Baß) . . . . . Schweizer.

Das Konzert fand so großen Beifall, daß es acht Tage später, am 15. Dezember, zum Besten der Società del mutuo soccorso fra gli artisti wiederholt werden mußte.

Ich hatte den Namen des großen Florentiner Meisters, der in seiner Vaterstadt fast vergessen war, mit Absicht als ersten auf das Programm gesetzt, hatte auch veranlaßt, daß mein Chor sich „Società Cherubini“ nannte. Der Name hat sich seitdem auf andere Konzertvereine von Florenz vererbt; jetzt endlich hat sich auch das Regio Istituto di musica mit dem Namen „Luigi Cherubini“ geschmückt.

Im Januar 1866 veranstaltete ich mit Antonio Bazzini und dem ausgezeichneten einheimischen Cellisten Feste Esolci drei Matineen für Kammermusik, die sehr gut besucht waren. Es fehlte mit also weder an geistiger noch gesellschaftlicher An-

regung; ich hatte mich auch als Musiker vorteilhaft eingeführt. Dennoch gab ich den Gedanken, mich in Florenz niederzulassen, auf. Ich mußte einsehen, daß es zu jener Zeit unmöglich gewesen wäre, meinen Kindern — und ich hatte deren jetzt vier — dort eine gute, solide Erziehung zu verschaffen. Ich nahm Abschied von meinen neuen Freunden, von denen manche mir fürs Leben verbunden blieben, und richtete Ende Februar das Steuer heimwärts. Auf der Rückreise hielt ich mich in Pisa auf. Narzissen, Veilchen und Kamelien blühten, den vollen Frühling verkündend; der herrliche Dom, die Taufkirche und das einzig schöne Campo santo auf dem einsamen Platz vor den Thoren übten ihren mächtigen Zauber aus, und ich schied mit schwerem Herzen von dem reizenden Toskana und meiner Hoffnung, mich mit den Weinigen daselbst niederzulassen. Das liebliche Hüggeland um Florenz, in dem Natur und Menschenhand sich so glücklich verbündet haben, ein harmonisches Ganze zu schaffen, die florentiner Kunst, die ein so gesund erwachsenes, bodenständiges Erzeugnis dieses gesegneten Landes ist, hatten auf mich wahrhaft beglückend gewirkt. Ich war in meiner Überzeugung befestigt worden, daß das Einfache und Wahrhaftige durch nichts in der Kunst überboten werden kann, und ich lehrte mit doppeltem Abscheu vor allem Willkürlichen und Gewaltfamen, vor allem Falsch-Genialischen nach Deutschland zurück. Ich eilte zunächst zu meinen

Lieben, nach Hannover. Der König wollte mir zeigen, daß er mir nicht zürnte, und befahl mich, wie vor meiner Florentiner Reise, mit Joachim zur Musik nach Herrenhausen. Damals erlebte ich das Ende einer Episode, welche in die hannoversche Hof- und Musikgeschichte ein dunkles Blatt einfügte. Ein deutsch-amerikanischer Schwindler, Gustav Satter, hatte sich bei Hofe durch gemeine Schmeichelei beliebt gemacht und sogar gewagt, ein weibliches Wesen, das mit ihm reiste, dort als seine Frau vorzustellen. Er hoffte sich durch ein Konzert, in dem nur Kompositionen von ihm vorgeführt werden sollten, vollends in den Sattel zu heben. Bei der Musik der Garde du corps hatte er sich im Takt schlagen geübt; er durfte seine Sachen, eine Symphonie und ein Klavierkonzert, das ein Schüler von ihm spielte, mit der königlichen Kapelle studieren. Die ausgezeichneten Mitglieder derselben waren außer sich; das Publikum war darüber aufgeklärt worden, was sich da vorbereite; auch der Polizeidirektor wurde stutzig und zog Erkundigungen über Satter ein, die er im geeigneten Augenblick zu verwerten gedachte. Das Konzert wurde im Saale des Hoftheaters gegeben; ich wohnte ihm bei. Nach dem ersten Stück Totenstille im Publikum; der König begann zu applaudieren; er blieb damit allein. Nach dem folgenden Stück hub der König wieder zu klatschen an, da erhob sich sogar ein Protest durch Wischen. Das Konzert ging unter vernichtendem Schweigen zu Ende. Sofort unter-

breitete der Polizeidirektor dem Könige das Resultat seiner Nachforschungen, und Satter wurde angewiesen, das Land binnen 24 Stunden zu verlassen.

Am politischen Horizont war schweres Gewölk aufgezogen. Die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich hatte bedenklich zugenommen. Es drohte eine gewaltige Explosion, obwohl immer wieder Tage und Wochen kamen, in denen man auf eine friedliche Lösung der brennenden Frage hoffen konnte. Unter solchen Umständen wurde das Niederrheinische Musikfest in Düsseldorf gefeiert. Ich reiste hin; auf allen Eisenbahnstationen sah man Reserve-Offiziere und Landwehrlente; die preußische Armee war mobil gemacht, und alles ließ sich kriegerisch an, doch war gerade in den Pfingsttagen das Friedensbarometer wieder einmal gestiegen.

Das Komitee des Festes hatte Jenny Lind zur Mitwirkung gewonnen und mußte deshalb ihren Gemahl, Herrn Goldschmidt als Dirigenten mit in den Kauf nehmen. Zur Aufführung kam u. a. auch Schumanns „Paradies und Peri.“ Da konnte man an der Lind erfahren, was wirkliche Gesangkunst bedeutet; denn die schon gealterte Frau wußte mit den Resten ihrer Stimme immer noch das Publikum hinzureißten. Bedenklicher sah es um die Leistung ihres Gatten aus. Er dirigierte mit gewaltigen Bewegungen — das war damals noch nicht Mode — und brauchte dazu beide Arme, so daß er die Hilfe des jungen Leonhard Wolff

(später Musikdirektor in Bonn) zum Umblättern der Partitur in Anspruch nehmen mußte. Sah das schon lächerlich genug aus, so gab sich der Dirigent dazu noch bedenkliche Blößen; er wußte sich z. B. in der Hauptprobe bei einer Stelle, wo Bläser falsch einsetzten, nicht zurechtzufinden, bis Frau Röntgen, die Frau des Leipziger Konzertmeisters ihm sagte, wer die Schuldigen seien. Nichtsdestoweniger hielt es der Vorsitzende des Festausschusses für angebracht, bei dem offiziellen Banket einen Toast auszubringen, in dem das Fest als ein solches gepriesen wurde, das alle vorhergehenden in den Schatten stelle. Da erhob sich Ferdinand Hiller und wies darauf hin, daß gerade in Düsseldorf Musikfeste gefeiert worden seien, die eine besondere Bedeutung beanspruchen durften; hier sei z. e. M. der Paulus von Mendelssohn und später die D-Moll-Symphonie von Schumann aufgeführt worden; er erhebe sein Glas mit dem Wunsche, daß die Niederrheinischen Musikfeste auch in Zukunft ihrer glorreichen Vergangenheit würdig ausfallen möchten. Jubelnd fiel der Chorus der um den Altmeister versammelten jungen Künstler ein. Da war wieder einmal zu rechter Zeit das rechte Wort gesprochen worden. Wir waren alle so erregt, daß wir bis zum Morgengrauen um Hiller geschart blieben, um dann mit ihm nach einer etwa eine Stunde vor der Stadt im Walde gelegenen Wirtshaus zu ziehen und dort gemeinsam zu frühstücken, ehe wir auseinanderstoben.

Ich hatte in Berlin, wo ich mich im Herbst niederlassen wollte, eine Wohnung (am Schönberger Ufer Nr. 14) gemietet, reiste aber zunächst mit den Meinigen auf die Hammermühle, wo wir bei den Eltern den Sommer zubringen wollten.

Mein Vater hatte nach der Besizergreifung der Hammermühle das nassauische Bürgerrecht wieder erworben; er gehörte zu den Höchstbesteuerten des Landes und zu den Vertretern derselben in der ersten Kammer. Daß er mit der Opposition, deren Führer damals die Rechtsanwälte Friß Lang und Karl Braun\*) waren, beim Ausbruch des Konfliktes zwischen den deutschen Großmächten auf der preußischen Seite stand, ist selbstverständlich. Wieder war die Hammermühle, wie einst im Jahre 1848, der Sammelpunkt freisinniger Männer.

Mit schwerer Sorge sah die Mehrzahl der Bevölkerung, die protestantische Geistlichkeit und ein großer Teil der tüchtigen Beamten, welcher an den oranischen Traditionen festhielt, wie die herzogliche Regierung unter Führung der klerikalen Partei immer mehr ins österreichische Fahrwasser trieb. Kirchenrat Dilthey, früher Erzieher des Herzogs, veranlaßte eine Audienz meines Vaters bei diesem, um ihn über die Stimmung im Lande aufzuklären. Der Vater sprach sich mit Freimut aus und riet zu einer Versöhnung mit den liberalen Elementen im Lande. Der Herzog, dem die Führer der Opposition als wahre Satanasse geschildert worden

\*) Der nachmalige Reichstagsabgeordnete Braun-Wiesbaden.



waren, erwiderte dem Vater: „Ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen — aber der Lang und der Braun!“ Die Audienz hatte kein Ergebnis, das nassauische Kontingent wurde trotz des Einspruchs der Kammer mobil gemacht, und die Hammermühle erhielt den Auftrag, den eisernen Bestand für die nassauischen Truppen, eine Art von Schiffszwiebad, zu baden. Es wurde von den Militärbehörden eine Art von leichtem Fuhrwerk eigens gebaut und nach der Mühle geschickt, um den Zwiebad zu verladen. Leider erwiesen sich die neu angekauften Pferde, als sie vor die beladenen Wagen gespannt wurden, als so undiszipliniert, daß sie keinem Zügel gehorchten, sich wie toll gebärdeten und die schönen Fuhrwerke neuester Konstruktion samt dem eisernen Bestand für die nassauische Armee links und rechts vom Weg in die nassen Wiesen warfen.

Als der Krieg unvermeidlich geworden war, wurde vereinbart, daß sowohl die österreichischen wie die preußischen Truppen die Bundesfestung Mainz, deren Besatzung sie bis dahin gebildet hatten, verlassen und durch andere Kontingente ersetzt werden sollten. Ich war bei dem Ausmarsch der Österreicher zugegen und sah mit eigenen Augen, wie Offiziere in Reih und Glied, an einem berühmten Hause, dem „Hambacher Schloßchen“ vorbeiziehend, sich nicht schämten, die an den Fenstern breit hingelagerten Dirnen mit dem Degen zu salutieren.

Die erste Einquartierung, welche auf die Hammer-

mühle gelegt wurde, war von unserm eigenen Contingent, Nassauer, Infanterie und eine halber Brückenzug; die andere Hälfte desselben war drohligertweise auf der feindlichen Seite. Ich kann leider nicht sagen, daß unsre Landsleute ein gutes Andenken hinterlassen hätten. Unbescheiden drangen sie überall ein und machten sich breit, selbst in dem kleinen Gärtchen vor dem Wohnhaus; wir waren froh, als wir diese Verteidiger des engeren Vaterlandes los waren. Ihr Abmarsch ging aber nicht so einfach vonstatten; der Brückenzug war bei sonnigem, trockenem Wetter auf die Wiesen gefahren worden; nun aber fing es an zu regnen, und es regnete in Strömen immer weiter. Da versanken die Wagen mit den Pontons, wie einst Pharaos Wagen im Schilfmeer, immer tiefer in dem aufgeweichten Boden unsrer Wiese, und als sie fortgefahren werden sollten, ging es nicht. Alle Anstrengungen der Bespannung waren vergebens; die Wagen waren nicht von der Stelle zu bringen. Schließlich wurden unsere Pferde requiriert und mit deren Vorspann wurde nach harter Arbeit der herzoglich nassauische halbe Brückenzug wieder mobil.

Waren schon die Kriegsvorbereitungen nicht sehr vertrauenerweckend, so gaben die nächsten Tage ein deutliches Bild von der Konfusion und Verfahrtheit im Kriegslager der kleinen Contingente, welche das achte Bundesarmeekorps unter dem Befehl des Prinzen Alexander von Hessen bildeten. Dessen Bestimmungen wurden alle Augenblicke durch-

kreuzt von den besonderen Anforderungen, welche die kleinen Souveräne im speziellen Interesse der Deckung ihrer Ländchen stellten. In aller Eile hatten die Nassauer Wiesbaden und die übrigen Garnisonen verlassen; sie wurden zurückbeordert, als von Koblenz aus ein preußisches Streifkorps sich nördlich vom Taunus gezeigt hatte. Sie besetzten den Kamm dieses Gebirgszugs, stiegen über denselben hinab bis nach Langenschwalbach, lieferten die unblutige „Schlacht bei Born,“ d. h. sie nahmen 19 preußische Landwehrleute, eine Feldwache, die sich hatte überrumpeln lassen, gefangen und brachten diese im Triumph nach Wiesbaden. Die Brotlieferung war auf der Hammermühle nach der Hohen Wurzel, der höchsten Bergkuppe zwischen Wiesbaden und Langenschwalbach, befohlen worden; als aber unsere Wagen dort ankamen, war die nassauische Armee schon längst wieder abgezogen und keine Ordre vorhanden, wohin das Brot nun geliefert werden sollte. Das nassauische Kontingent wurde eine Weile hin- und hergehakt, bis es für einige Zeit hinter den schützenden Wällen von Mainz Ruhe fand; später wurde es weiter südlich, nach Günzburg an der Donau dirigiert. Den Herzog sah ich als regierenden Herrn zum letztenmal, als er bei der uns benachbarten Armentruhnmühle eine österreichische Brigade, welche er gleichfalls zum Schuß des Herzogtums herbeigerufen hatte, nach einem starken Marsch in sengender Hitze vorbeidefilieren ließ. Die Mannschaft war aufs äu-

berste erschöpft und bot einen jammervollen Anblick.

Die zweite Einquartierung auf der Hammermühle bestand aus Kurhessen, drei Offizieren und einer halben Kompagnie Infanterie, prächtigen, wohl-erzogenen, gesitteten Leuten, die gute Mannszucht hielten und den besten Eindruck machten. Das war in den Tagen, als vom böhmischen Kriegsschauplatz die widersprechendsten Nachrichten kamen. In unserer Gegend waren die Berichte alle österreichisch gefärbt und erzählten nur von preussischen Niederlagen: zwölf Kanonen sollten erobert und der Kronprinz gefangen sein. Der Vater wurde freilich stübig: „Merkwürdig,“ sagte er, „die Österreicher siegen immer; dabei ist jedes ihrer Bulletins von weiter rückwärts datiert!“ Die hessischen Offiziere merkten bald (wir machten auch kein Hehl daraus), auf welcher Seite unsere Sympathien waren. „Sie brauchen keine Sorge zu haben,“ sagten sie, „wir führen und kennen das Zündnadelgewehr; vor dieser Waffe und der preussischen Disziplin wird die österreichische Armee zuschanden.“ Diese Offiziere befanden sich in einer äußerst peinlichen Lage. Fast das ganze kurhessische Gebiet war bereits vom Feinde besetzt, jedenfalls von der eigenen Truppe völlig geräumt. Darauf fußend, erließ der preussische General von Beyrer eine Proklamation an die kurhessische Armee, worin er argumentierte, daß dieselbe jeder Verpflichtung gegen den früheren Landesherrn ledig sei, da kein

Kurhessen mehr existiere. Darüber waren die Offiziere empört; sie begriffen nicht, wie ein preußischer General den Fahneneid so leichtfertig behandeln könne; sie würden ihre Schuldigkeit redlich tun, wenn es ihnen auch noch so schwer fiele, gegen Preußen zu kämpfen. Aber sie sahen auch schon weiter voraus, hofften gleich uns, daß aus dem Bruderkampf die Einigkeit der Deutschen und die Einheit des Vaterlandes hervorgehen werde und stießen mit uns begeistert darauf an, recht bald an der Seite der Preußen gegen den gemeinsamen Erbfeind, die Franzosen, kämpfen zu dürfen. Die Kurhessen lagen nicht lange bei uns; eine preußische Abteilung war in das Rheingau eingefallen, und die Kurhessen wurden alarmiert, um die herzoglichen Kellereien vor den Händen der nordischen Barbaren zu schützen. Schweren Herzens sahen wir die braven Männer abziehen; zum Glück kam es zu keinem kriegerischen Zusammenstoß; die Preußen hatten nur wieder einmal den Feind beunruhigen wollen und waren mit der bekannten affenartigen Geschwindigkeit längst fort, als die Kurhessen anrückten.

Nun kamen Württemberger, gute, behagliche Leute in einer schrecklichen Adjustierung, schwer bepackt wie Lasttiere, mit unförmlichen Mützen auf dem Kopf und Brotbeuteln aus Kuhfell. Die Schlacht von Königgrätz war bereits geschlagen, Kriegslust und Mut der Süddeutschen sehr herabgestimmt. Das gab sich denn auch in mannigfachen

Außerungen der Soldaten kund; ein Unteroffizier hielt sich für verpflichtet und berufen, das gesunkene Vertrauen der Leute wieder zu heben: „Redet net so,“ sagte er, „diesmal send alle Anstalte troffe, daß der Preiß' sicher g'schlage werd.“ Doch bewiesen die blutigen Tage von Laufach, Aschaffenburg und Tauberbischofsheim sehr bald das Gegenteil. Als die Mainarmee gegen Frankfurt herandrückte, marschierte ein kleines preußisches Detachement über die Hohe Wurzel nach Wiesbaden. An dem Chauffeehaus, eine Stunde über dieser Stadt, fragte ein Offizier die dort wohnende Frau Oberförsterin, was das für ein Haus sei. „Ein herzoglich nassauisches Forsthaus,“ sagte sie, worauf die prompte Erwiderung erfolgte: „Jewesen!“ Der Mann prophezeite besser als der biedere Schwabe.

Beim Herannahen der Preußen zog sich ein großer Teil der bundestäglichen Heeresmacht nach Mainz zurück. Als wir eines Abends die Freunde aus Diebrich nach einer Partie Whist ein Stück Weges nach Hause begleiteten, tauchten ganz unerwartet die ersten preußischen Soldaten vor uns auf, suchten die mit Getreide hochbestandenen Acker ab und befragten uns, ob noch Bayern in der Nähe seien. Sie berichteten, daß ihnen auf der Höhe des Berges eine bairische Patrouille begegnet sei; ein Soldat habe sein Gewehr auf ihren Hauptmann angeschlagen, dieser aber, schneidig vorreitend, habe ihn mit einem einfachen: „Kerl, will er wohl!“ in die Flucht geschlagen. Die Leute

kamen dann auf die Hammermühle; sie waren gut bei Fahren und gehörten zu einem Landwehrbataillon Trier, das noch mit dem alten Perkussionsgewehr bewaffnet war. Ängstlich sahen sie sich um, fragten nach, ob das Gehöft auch keinen Feind berge, und verlangten dann Speis' und Trank; von dem gebotenen Weine tranken sie aber erst, nachdem ich vorgelostet hatte; sie hielten uns für Giftmischer. Als diese Besorgnis geschwunden, auch die angebotene Bezahlung abgelehnt war, wurde das Verhältnis zwischen der Mannschaft und uns bald gemüthlicher. Es kam ein Leutnant angeritten — es gereichte uns zu besonderem Vergnügen, daß er auch Scholz hieß — und etablierte eine Feldwache etwa 60 Schritte vor dem Wohnhause an einer Gartenhecke. Er sagte uns dann: „Erschrecken Sie nicht, wenn es heute Nacht knallen sollte. Unfre Leute haben den Auftrag, im Falle eines Angriffs sich auf das Soutien bei der Kupfermühle (etwa zehn Minuten weiter gegen Wiesbaden gelegen) zurückzuziehen, Ihre Mühle aber nicht zu verteidigen.“

Die Ungewohnheit der kriegerischen Situation beunruhigte uns nur am ersten Abend; in der Nähe der Hammermühle blieb es still während aller Tage und Nächte der folgenden Wochen bis zum Ende des Krieges.

Zwischen der Feldwache und uns gestalteten sich die Beziehungen immer freundlicher, auch als die Wache etwas weiter weg, in das Portal des Fried-

hofs auf der Höhe zwischen Mosbach und der Hammermühle, verlegt wurde. Die Leute, denen wir das Essen gaben, brachten das Geschirr nicht selbst zurück, sondern empfahlen uns ihren Nachfolgern im Dienst, welche dann mit den leeren Töpfen ankamen und sich in der Annahme, daß man sie ihnen aufs neue gefüllt wieder mitgeben würde, nicht täuschten. Wie leicht hätte ein Vorstoß von Mainz aus die kleine preußische Besatzung aus Wiesbaden hinauswerfen können! Aber es wurde auch nicht ein einziger Versuch dazu gemacht. Das kam daher, daß nach der entscheidenden Niederlage der Oesterreicher bei Königgrätz die Befehlshaber der kleineren Kontingente nicht mehr den Beruf spürten, ihre Leute nutzlos zu opfern. Außerdem trauten die in Mainz liegenden verschiedenen Südstaatler, Bayern, Badenser, Meininger, Nassauer, Kurhessen u. a. einander schon nicht mehr; jeder hielt den andern des Abfalls von der gemeinsamen Sache für fähig; da war es wohl am geratensten, hübsch in der Festung zu bleiben. Ein einziges Mal machten Nassauer auf einem kleinen Dampfer eine Fahrt nach Diebrich; es entspann sich zwischen ihnen und der preußischen Mannschaft am Ufer ein kurzes Feuergefecht, bei dem ein armer Landwehrmann aus Hohenzollern ums Leben kam. Dieser und ein preußischer Husar, der in den Weinbergen bei Hochheim erschossen wurde, waren — Gott sei Dank — die einzigen Opfer des Kriegs bei Mainz.



Der Verkehr mit der Außenwelt war in den nächsten Wochen etwas umständlich; wir mußten uns in Wiesbaden Passierscheine ausstellen lassen, ebenso die Gäste, die zu uns wollten. Die Herren Braun und Lang, die uns einen Besuch zugebacht hatten, bekamen von der Kupfermühle ab einen Unteroffizier als Begleiter; der sollte dafür sorgen, daß die Herren nicht bis zu den feindlichen Linien gingen, um dort zu berichten, wie schwach das preußische Häuflein sei. Die Genannten hatten keineswegs eine so verräterische Absicht, etablierten sich vielmehr bei uns zu einer patriotisch-gemüthlichen Kneiperei, und der Unteroffizier war gar nicht unangenehm davon berührt, daß auch er einige Stunden lang auf der Hammermühle mit gutem Wein traktiert wurde; er erklärte sich zu ähnlichen Dienstleistungen immer gern bereit. Die Preußen machten es übrigens Mainz gegenüber ähnlich, wie vier Jahre später das kleine Saarbrüder Detachement gegen die Franzosen. Durch allerhand Listen und Täuschungen erweckten sie eine höhere Meinung von ihrer Stärke. Mir sagte gleich am ersten Tage der Kommandierende in Wiesbaden, man gedenke unsre Mühle zu befestigen und mit Geschütz zu versehen; beim Appell wurde den Leuten mitgeteilt, daß in wenigen Tagen schweres Belagerungsgeschütz aus Koblenz eintreffen und dann die Beschießung von Mainz beginnen werde. Die verbreiteten die Nachricht pflichtschuldigst weiter, und es wurde uns sogar ein Ader auf der Höhe zwischen



1835

Bern

nur von der Jug-  
frühesten Eindrü-  
sieben Dezennien  
versteht: eine Ki-  
die sicher den G-  
mißnö", wie e-  
charakterisierte . .  
eines der interess-  
geschichte, das in  
blinden Königs-  
vereins in Bres-  
Pianist den Zeit-  
lebte er in Bres-  
Nachfolger Kaffe-  
in Frankfurt zu-  
zeigen uns den  
freund, sondern  
der anziehendste:

Von der Buchha-

Verf  
Erin  
Gebnd  
Geheste

und erwarten darf . . . stark müssen schon seine  
cke gewesen sein, wenn der Autor uns nach  
seine Kindheit mit so warmen Tönen zu malen  
idheit, um die ihn mancher beneiden dürfte und  
und gelegt hat zu seinem „unheilbaren Opti-  
er selbst einmal seine Weltanschauung launisch  
. Dieses Hannover überschriebene Kapitel ist  
antesten des ganzen Buches: ein Stück Kultur-  
t dem lebendig erzählten Leben am Hofe des  
kulminiert . . . Als Dirigent des Orchester-  
lau erlangt er als Komponist, Dirigent und  
t seines Ruhmes. Zehn glückliche Jahre ver-  
lau, dann folgte er dem ehrenvollen Rufe, als  
die Direktion des Hochschen Konservatoriums  
übernehmen . . . Zahlreiche Reiseschilderungen  
Autor nicht nur als einen begeisterten Natur-  
auch als einen Literaten, der das Geschaute in  
n Form schriftstellerisch zu verwerten weiß.“

## Bestell-Zettel

Abgabe . . . . .

bestellt der Unterzeichnete:

**Die Kunst der  
Klangene Weisen**

von Bernhard Scholz

Preis M. 3.50

Preis M. 2.50

Verlag von Jos. Scholz in Mainz

(Adresse)



Adelaida Ristori als Medea.

der Hammermühle und Mosbach als zur Anlage einer Batterie bestimmt bezeichnet; wir waren leichtgläubig genug, den darauffstehenden Hafer sogleich schneiden zu lassen, um ihn wenigstens als Grünfutter zu verwerten. Des Nachts wurden schwer rollende Eisenbahnzüge auf der nassauischen Staatsbahn hin- und hergefahren, um den Mainzern den Glauben beizubringen, daß neue Truppen und das angekündigte Belagerungsmaterial ankämen. Es war allerdings sehr ratsam, dieses Manöver nur in der Dunkelheit auszuführen; denn wenn sich am Tage ein Eisenbahnzug sehen ließ, warf sofort bayrische Artillerie von dem Festungsturm einer gen Viebrich hin gelegenen Rheinaue Granaten danach, und sie hat auch richtig einmal einen leeren Wagen durchschossen. Als der Zug dann an der Hammermühle vorbeifuhr, stand oder vielmehr tanzte auf dem Dache des durchschossenen Wagens ein preußischer Soldat herum, der vor Vergnügen über diesen Spaß ganz außer sich war. Aber nicht nur auf Eisenbahnzüge, sondern auch auf einzelne Leute richteten die Bayern ihre Kanonen. Da war ein Freiwilliger von den Bonner Husaren als Ordnonanzreiter dem Wiesbadener Kommando zugeteilt. Dieser übermütige Bursch ritt mit Vorliebe auf Wegen, die dem Geschüßfeuer ausgesetzt waren, z. B. auf dem Bahndamm zwischen den Stationen Viebrich und Kurve und es freute ihn, wenn seinetwegen recht viel Munition vergeudet wurde.

Die bayrische Artillerie schoß aber auch mit

Granaten in die Getreidfelder, wohin wir unsere Leute geschickt hatten, um die Ernte einzubringen; wir sammelten dort später zahlreiche Sprengstüde. Das war meinem Vater denn doch zu bunt. Er hatte sich, als die Zernierung von Mainz drohte, auf die Hammermühle begeben, um nicht mit eingeschlossen zu werden. In der ersten Zeit war der Verkehr nach Mainz über Kastel ungehindert, und der Vater war wiederholt dort. Als aber die Mainzer Besatzung sich einer stärkeren preussischen Truppenmacht gegenüber glaubte, wurde die Kasteler Seite abgesperrt, die Wälle auf dem rechten Rheinufer wurden sturmfrei gemacht und alle im Rayon befindlichen Obstbäume abgehauen. Der Verkehr mit Mainz war nur noch auf einem Umweg möglich; man mußte nach Niedervalluf, dort über den Rhein setzen, um dann über Budenheim und Rombach in die Festung zu gelangen. Der Vater wollte ein Abkommen zwischen den Kriegführenden veranlassen, welches das Einbringen der Ernte ermöglichen würde. Er fuhr zuerst nach Erbenheim, einem hochgelegenen Dorfe auf der rechten Rheinseite, gleich weit von Mainz wie von Wiesbaden entfernt, wo das Hauptquartier der preussischen Heeresabteilung war. Er trug dem Höchstkommmandierenden sein Anliegen vor; der sagte ihm: „Mir soll's recht sein, wenn eine Art von Waffenstillstand vereinbart wird, da das gegenseitige Geplänkel doch ganz zwecklos ist. Sie werden aber einsehen, daß ich als Befehlshaber eines so kleinen

Häufleins einen Antrag auf Waffenruhe der bedeutenden Garnison in Mainz gegenüber (es waren circa 17 000 Mann) nicht stellen kann. Wenn Sie die Mainzer veranlassen wollen, dies zu tun, so gehe ich gern darauf ein.“ Der Vater machte sich also auf den Weg über Bubenheim nach Mainz. Bei Rombach wurde er plötzlich angerufen und glaubte schon, man werde ihm den Weg verbieten. So kam's aber nicht. Eine Feldwache von Schwaben, welche bei uns im Quartier gelegen hatten und sich der guten Aufnahme freundlich erinnerten, fühlte das Bedürfnis nach gemüthlicher Unterhaltung: „Send Sie net der Herr Scholz von der Hammermühl? Dort send wir im Quartier g'lege; wie geht's denn dort?“ Der Vater dankte der gütigen Nachfrage, gab guten Bescheid und war sehr erleichtert, als man ihn mit den besten Wünschen nach Mainz weiterziehen ließ. Dort suchte er den General v. Holbach\*) auf und bat ihn, seine Absicht zu unterstützen. Dieser, selbst Grundbesitzer in Wiesbaden, konnte meines Vaters Schmerzen nachfühlen und führte ihn nach Kastel zu dem Höchstkommmandierenden der Kurhessen, der, wie es scheint,

---

\*) Der General galt allgemein als einer der Ratgeber, die den Herzog um sein Land gebracht hatten. Er nahm das ruhig hin, und doch weiß ich aus guter Quelle, daß er dem Herzog noch in der letzten Stunde vor der Entscheidung geraten hatte, den Frieden mit der Krone Preußen zu suchen. Das Berschwiegen dieser Tatsache macht dem General Ehre; er war „ein treuer Diener seines Herrn“.

in Mainz überhaupt den Oberbefehl hatte. Ihm sprach der Vater seine Wünsche aus und erhielt sofort günstigen Bescheid: In der gegenwärtigen Lage sei das Schießen aufeinander Unsinn; er werde einen Parlamentär nach Erbenheim schicken, um eine Demarkationslinie festzustellen, über welche die beiderseitigen Patrouillen nicht hinausgehen sollten; den Artilleristen auf der Rheinaue aber werde er den Befehl geben, das Geschützfeuer einzustellen. Der kurhessische General plauderte noch ein wenig mit unserem Vater und fragte ihn endlich: „Nun, sagen Sie mir einmal, wer kommandiert denn eigentlich in Wiesbaden?“ Der Vater nannte als Platzkommandanten einen Leutnant v. Thilemann. „Also ein Leutnant!“ rief der General, „da muß ja eine recht ansehnliche Truppenmacht versammelt sein!“ Der Vater merkte, daß er sich verschnappt hatte und sagte, er könne sich auch geirrt haben, es möge wohl ein Oberstleutnant sein. „Machen Sie sich darüber keine Gedanken,“ wurde ihm erwidert, „es bleibt bei meiner Zusage.“ Und so geschah es auch. Die Ernte konnte ohne Lebensgefahr für die Schnitter eingebracht werden; ein sehr drolliger Auftritt war es noch, als preussische Posten beim Anblick einer Lokomotive, welche mit umgelegten Schornstein zum Dreschen auf das Feld herangefahren wurden und in der Tat aus der Ferne einem Geschütz nicht unähnlich sah, Deckung hinter Bäumen suchten.

Bei dem Besuch in Mainz machte der Vater



die Erfahrung, wie in Kriegszeiten die Legendenbildung lebhaft ist. Er begegnete einem der kurhessischen Offiziere, die auf der Hammermühle im Quartier gelegen hatten. Der fragte ihn, ob es denn wahr sei, daß ein wohlgezielter Granatschuß in das Kirchhofportal die ganze preußische Feldwache dort niedergestreckt habe. Der Vater war in der glücklichen Lage, versichern zu können, daß sich sowohl die Feldwache wie deren Verpflegungsstation stets wohl befunden hätten.

In dem Zustand der Waffenruhe verblieb es nun bei uns, bis nach dem Friedensschluß die Festung Mainz den Preußen übergeben wurde und der Prinz von Holstein-Augustenburg als Gouverneur seinen Einzug hielt. Zwei Momente des Nachspiels zum Krieg sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben; das preußische 36. Infanterie-Regiment, welches den Main-Feldzug mitgemacht, sich in den Gefechten bei Uttingen und Roßbrunn ausgezeichnet und schwere Verluste erlitten hatte, sollte bei Wiesbaden Quartier beziehen. Ich ging nach der Stadt, um Zeuge seines Einzugs zu sein. Viele Menschen hatten sich am Eingang der Mainzer Straße aufgestellt, um die einziehenden Krieger zu erwarten, unter ihnen auch einige Offiziersfrauen, deren Männer zu dem Regiment gehörten. Als die Truppe sichtbar wurde, ließen sie sich nicht halten und durchbrachen in höchster Erregung die Reihen der Soldaten, um ihren Männern, die nach großer Gefahr als Sieger einzogen, schluchzend um den

Hals zu fallen. Das war allerdings ein ergreifenderes und stolzeres Schauspiel, als es uns der Krieg bisher geboten hatte. Auch die Hammermühle bekam ihren reichlichen Anteil an der Einquartierung; die 36er, Offiziere und Mannschaft die wochenlang bei uns lagen, hinterließen das beste Andenken. Die Soldaten waren bescheiden, anständig, bemüht, kleine Dienste zu erweisen, und sie belustigten Groß und Klein durch allerlei Aufführungen unter freiem Himmel. Meine Kinder waren selig bei der Vorführung des Elefanten, den zwei Soldaten, von einem großen Laken bedeckt, darstellten und dessen Rüssel aus einem zweiten Laken zusammengedreht, sehr geschickt bewegt wurde.

Ein minder erfreuliches Schauspiel war die Abschiedsparade der nassauischen Truppen, die von der Frau Herzogin zu Wagen abgenommen wurde, und zwar fast an derselben Stelle, wo der Herzog wenige Wochen vorher die österreichische Brigade hatte vorbeidefilieren lassen. Die Leute marschierten von da direkt nach Wiesbaden, wo sie teils in die Heimat entlassen, teils in preußische Regimenter eingereiht wurden.

Während der jammervolle Krieg anderwärts so viele teure Opfer gefordert hatte, waren wir in der glücklichen Lage gewesen, nur eine Reihe von ergöcklichen Episoden zu erleben.

---

## Berlin und Breslau.

1866—1883.

Als ich mit den Meinigen nach Berlin kam, sahen wir noch die stattlichen Reihen erobelter Geschütze als Trophäen unter den Linden stehen. Im Siegesjubel war der Lärm der vorhergegangenen parlamentarischen Kämpfe verhallt; das preußische Volk war gehoben durch die Erfolge, die sein Heer errungen hatte, und durch das Bewußtsein, daß es ihm beschieden sei, den Traum aller vaterländisch gesinnten Männer, die Einigung Deutschlands, zu verwirklichen; denn daß die Mainlinie nur ein kurzlebiges Hindernis sein werde, war jedem Einsichtigen klar: die Einmischung des französischen Kaisers in die deutschen Angelegenheiten wurde als eine freche Anmaßung empfunden, die über kurz oder lang zur Abrechnung mit ihm führen müsse.

Niemand konnte darüber im Zweifel sein, daß in der nächsten Zeit sich das Hauptinteresse der Politik und nicht der Kunst zuwenden werde. Die Ereignisse drängten sich: die Annexion der eroberten Länder, die Gründung des norddeutschen Bundes und die damit verbundenen Diskussionen über seine Verfassung, die Schöpfung des Zollparla-

ments als eine weitere Etappe zur Einigung Deutschlands, die Luxemburger Frage, bei der ein neuer Vorstoß Napoleons zwar abgeschlagen aber der Krieg doch nur durch ein momentanes Zurückweichen Preußens vermieden wurde, die gleich darauf erfolgte Veröffentlichung der Schutz- und Truppbündnisse mit den süddeutschen Staaten, hielten das ganze deutsche Volk in Spannung. Ich selbst war aufs lebhafteste ergriffen; das schlesische Blut in mir regte sich: ich wollte theilhaben an den Geschehnissen des ruhmvollen Landes, dem meine Vorfahren angehört hatten und ließ mich als Preuße naturalisieren.

Es war mir aber auch ein Bedürfnis, von meinem Enthusiasmus Zeugnis als Musiker abzulegen, und ich komponierte ein „Deutsches Te Deum“, wozu mir Freund Dilthey nach Worten der hl. Schrift und kirchlicher Hymnen den Text geschrieben hatte. Es kam durch den Sternschen Gesangsverein am 1. März 1867 zur Aufführung und wurde von Publikum und Kritik wohl aufgenommen; Otto Gumprecht bezeichnete das Werk (in der Nationalztg.) als „die reifste und gehaltvollste Frucht der großen Ereignisse.“ Ich aber hatte Bedenken über einige Teile der Komposition und ließ sie fallen.

Diese Aufführung war jedoch nicht mein musikalisches Debüt in Berlin. Julius Stodhausen gab dort am 12. Dezember 1866 ein Konzert mit mir und dem jugendlichen Leopold Auer; ich wirkte

als Pianist in dem D-Dur-Trio von Beethoven mit und führte ein Quintett von mir (op. 25) auf. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Theobald Rehbaum kennen, der ein getreuer und wertvoller Mitarbeiter an meinen dramatischen Werken werden sollte. Am 12. Januar 1867 spielte ich ein Klavierkonzert eigener Komposition mit Orchester; noch im Konzertsaal suchte mich Theodor Kullak auf, um mich für die von ihm geleitete „Neue Akademie der Tonkunst“ zu engagieren. Ich war damit zufrieden; es wurde mir dadurch möglich, den kleinen Chor dieses Instituts zu drei Orchesterabenden heranzuziehen, die ich mit der verstärkten Liebig'schen Kapelle während der Monate März und April im Saale der Singakademie gab; ausgezeichnete Künstler, wie Joh. Lauterbach, Jean Becker und Adolf Jensen traten darin auf und trugen dazu bei, das Publikum für diese Aufführungen zu interessieren. Nach kurzer Zeit gewann ich den Eindruck, daß Kullak mehr Wert auf meinen Namen als Reklame, als auf meine Arbeit an seiner Akademie legte, und verließ dieselbe.

Ich will gleich an dieser Stelle über meine weitere öffentliche Tätigkeit in Berlin berichten; sie war weder hervorragend noch erfreulich. Ich hatte meine Stellung in Hannover ohne jede Bemühung meinerseits erlangt und hielt es nicht für schwierig, eine andere mir zusagende bald wieder zu erhalten; darin hatte ich mich getäuscht, und die peinliche Empfindung, längere Zeit lediglich auf

die Unterstützung meines Vaters angewiesen zu sein, blieb mir nicht erspart. Julius Stern warb mich für sein Konservatorium; ich fand es da nicht viel anders, wie bei Kullak und verließ dasselbe auch bald wieder. Dann übernahm ich die Leitung des Cäcilien-Vereins, mit dem ich einige Aufführungen veranstaltete, fand aber auch hier keine Befriedigung und veranlaßte, daß der kleine Chor sich an einen größeren, den Alexis Holländer leitete, angeschlossen und mit diesem verschmolz. Da meine Orchesterabende trotz der Ungunst der Zeiten Anhang gefunden hatten, so unternahm es Herr Robert Lienau (Chef der bekannten Verlagsfirma Schlesinger) im Winter 1867/68 philharmonische Konzerte ins Leben zu rufen, deren Leitung er mir übertrug. Das Orchester war wieder die verstärkte Liebig'sche Kapelle, die man freilich über korrekte Leistungen nicht zu heben vermochte; indessen war Berlin damals in dieser Hinsicht nicht verwöhnt, (die Symphonie-Soireen der kgl. Kapelle kamen doch nur für einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung in Betracht) ich hatte Künstler ersten Ranges, unter ihnen Joachim und Clara Schumann, für die Konzerte gewonnen, und der erste Zyklus, der sich sehr gut anließ, schien die Fortdauer des Unternehmens zu verbürgen. Aber Ungeschicklichkeiten in der geschäftlichen Leitung, wodurch die Herren Rezensenten verstimmt wurden, und einige andre widrige Umstände, wie die mit dem neuen Jahre beginnende Karneval- und Tanzsaison, Hungersnot

in Ostpreußen, welche die Mildthätigkeit der Berliner stark in Anspruch nahm, störten den Fortgang, und der Erfolg des zweiten Zyklus entsprach trotz der Mitwirkung von Stockhausen und Auer so wenig dem des ersten, daß das Unternehmen aufgegeben wurde. Ich dirigierte noch einige Konzerte, die Joachim, Rubinstein und andere mit Orchester gaben, aber meine öffentliche Tätigkeit in Berlin war und wurde nicht von Belang.

Daß sie mich in Beziehung zu Anton Rubinstein brachte schätze ich als eine wirkliche Bereicherung meines Lebens. In ihm lernte ich einen Künstler kennen, der nicht so abgeklärt und gleichmäßig in seinen Leistungen wie Joachim, dennoch allein unter allen, die ich kennen gelernt habe, ihm zu vergleichen ist; ich spreche von ihm als reproduzierendem Künstler. Wie sang und klang das sonst so dürftige, spröde Klavier unter seinen Fingern! Wie wußte seine derbe Faust die Tasten zu streicheln und ihnen durch Lieblosungen die süßesten und weichsten Klänge abzugewinnen! Und es waren nicht, wie man nach seinem Naturell vielleicht denken sollte, die dämonisch-wilden Stücke, in denen ich ihn rückhaltlos bewunderte. Bei diesen lag für ihn immer die Gefahr nahe, daß er von seinem feurigen Temperament hingerissen, sie überstürmte, so daß die Klarheit der Wiedergabe, die Plastik des Vortrags darunter litt. Aber mit welcher Vollendung, mit welcher Feinsühligkeit, mit welcher Einfachheit, Zartheit und Anmut wußte er das kleine Kondo in

A-Moll von Mozart und die Variationen in F-Moll von Haydn zu spielen! Die A $\flat$ -Dur-Sonate von Weber wurde unter seinen Händen zu einem Prachtstück ersten Ranges. Ich wüßte unter allen Klavierspielern keinen zu nennen, der ihm zu vergleichen wäre.\*) Und wie war er lieb und gütig mit allen Menschen, die ihm nahelamen! Wie einfach im Verkehr, wie freundlich im Benehmen! Er hätte es nun und nimmer vermocht, jemand durch Rücksichtslosigkeit zu verletzen, selbst wo ihm eine Begegnung oder der Verkehr unbequem war. Ein einziges Mal habe ich ihn erzürnt und grob gesehen; da war er von einem jungen Menschen, einem zudringlichen Stümper mit Klaviervorträgen, die er über eine Stunde lang mit engelhafter Geduld ertragen hatte, und mit Fragen darüber gequält worden, bis er endlich zornig in die Worte ausbrach: „Es gibt viele Arten, gut Klavier zu spielen; Sie besitzen aber keine einzige davon.“

Rubinstein war nicht nur ein genialer Künstler; er war ein hochgebildeter Mann, der sich gern in die Erörterung ernster Probleme vertiefte; er reiste nie ohne eine kleine Bibliothek aus erwählter Dichterverke. War er doch selbst ein Aus erwählter! Wo er erschien gewann er die Herzen und überall versammelte sich um ihn ein Kreis tüchtiger Männer und liebenswürdiger Frauen; ja manche begleiteten ihn auf seinen Reisen oder kamen von weit her, um ihn zu begrüßen. Er war eine sehr gesellige Natur,

\*) D $\ddot{u}$ ßte habe ich allerdings nicht gehört.



plauderte gern und spielte mit Vorliebe eine Partie Whist; die Zigarette durfte freilich nicht fehlen; daran mußten sich seine Verehrerinnen gewöhnen; er rauchte sogar in jeder Pause seiner Konzerte.

So oft ich ihm im Leben wieder begegnet bin, immer war er derselbe. Ich habe ihn nie übel-launig gesehen. Schon sein treuherziger Gruß, ein Blick aus seinen ernsten und doch so sanften Augen war wohlthuend. Ich bewahre ihm eine ungetrübte, liebende Erinnerung.

Erfreulich und anregend gestaltete sich in Berlin mein persönlicher und geselliger Verkehr; ich trat bald in Beziehung zu hervorragenden Männern und Frauen aus allen Berufskreisen.

Robert Kadeck und seine Frau, sowie die Wittve meines Lehrers Dehn und beider Familien- und Freundeskreis nahmen mich herzlich auf. Wilhelm Dilthey war da und auch mein römischer Gefährte, Justus Friedländer, während mein Vetter Adolf Glaser nach Braunschweig übergesiedelt war.

Natürlich knüpfte ich die früher durch Dehn angebahnte Beziehung zu Adolf Menzel und seinem Schwager Krigar wieder an. Menzel kam gern, wenn bei mir musiziert wurde; der später so zugeknöpfte Meister verbrachte damals manchen gemüthlichen Abend im kleinen Kreis bei uns. An einem solchen schnitt er mit der Schere ein Schattenbild aus (zum Projizieren auf die Wand), das dann unter die Anwesenden verlost wurde; meiner Frau malte er mit Sepia einen prachtvollen Charakterkopf

in ihr Album, unter den er, auf seine kleine Statur anspielend, breit mit dem Pinsel die Worte setzte: „Die Chinesen schreiben nur mit dem Pinsel wie ich zu Paris beim Géant Chinois sah. Darf das der chinesische Riese, so darf's ein europäischer Zwerg auch.“

B. 24. Mai 1868.

Menzel.“

Durch Dilthey wurde ich mit Julian Schmidt und seiner lieben, geistvollen Frau bekannt. Ich erinnere mich genau meines ersten Besuchs bei ihm. Der kleine Mann mit dem mächtigen Schädel, den spärliche, graublunde Locken umgaben, empfing mich in seinem Studierzimmer; seine Augen sahen mich durch gewaltig große, runde Brillengläser fragend an, gewannen aber bald einen freundlicheren Ausdruck, und wir haben uns schnell verstanden. Was Julian Schmidt als politischer Mann und als Literaturhistoriker geleistet und bedeutet hat, ist allgemein bekannt. Wie einfach, treuherzig und lebenswürdig er aber im täglichen Verkehr war, das haben nicht allzuvieler erfahren. Seine Freunde wußten, was sie an ihm hatten; an Feinden hat es ihm bei seiner Mannhaftigkeit auch nicht gefehlt; aber von ihm gilt wie von jedem Tapferen: Viel Feind, viel Ehr! Ich glaube nicht, daß es einen zuverlässigeren Mann geben kann, als er war. Mit mir verband ihn die Liebe zur Musik, zum edlen Schachspiel und zur Natur. Draußen, im Freien, konnte er ganz ausgelassen werden. Bei einem Ausflug nach Potsdam begann er plötzlich,

als wir einer Schwadron Ulanen begegneten, so täuschend wie ein Hahn zu krähen, daß nicht nur wir, sondern auch die Reiter in Gelächter ausbrachen. Wie verstand er es mit Kindern umzugehen! Er hatte das Herz meines ältesten Töchterchens ganz gewonnen, und ein Kind gewinnen kann nur ein reiner und warmer Mensch.

Herman Grimm begegnete mir, wie in Rom, so auch in Berlin auf das Liebenswürdigste. Eine Zeitlang verkehrten wir in seinem Hause; aber seine Frau, die Bettinas Originalität unglücklich nachahmte, machte das auf die Dauer unmöglich. Wir waren nicht die einzigen, denen es so erging: Frau Gisela verstand es, selbst den Geschwistern Hermans dessen Heim zu verleiden. Er selbst empfand seine Vereinsamung und klagte einst, als er zur Musik bei uns in größerem Kreise war: „Ich wandle hier unter lauter Ruinen alter Freundschaft!“ An drittem Orte sind wir uns immer wieder gern begegnet. Durch Grimm wurde ich mit dem Maler Albert Berg bekannt, einem kenntnisreichen Manne, der die preussische ostasiatische Expedition mitgemacht und ein schönes, illustriertes Buch darüber verfaßt hat. Dieser wieder brachte mir einen jungen Freund, Ernst von Salbern, der vortrefflich Geige spielte, und mit dem ich gern und viel musizierte.

So erweiterte sich unser Verkehr mehr und mehr; wir traten in Beziehungen zu den Malern Paul Meyerheim und Graf Friedrich Harrach, zu dem

Bildhauer Reinhold Begas, zu den Schriftstellern Julius Rodenberg und Hans Hopfen; wir wurden bei dem Generaldirektor der Museen, Herrn von Olfers eingeführt. Er bewohnte ein Haus in der jetzt verschwundenen Cantianstraße auf der Museumsinsel, dem Garten des Schlosses Ronbijou gegenüber, eine stille Oase in dem lauten Berlin. Er selbst war damals schon leidend; aber der anmutige Geist seiner Frau und seiner Töchter versammelte allwöchentlich eine auserlesene Gesellschaft um ihn. Marie von Olfers ist in weiten Kreisen als die Verfasserin reizender Novellen und von ihr selbst illustrierter, allerliebster Kindergeschichten bekannt. Eine andere Tochter war an einen der Vertrauten Bismarcks, den Geheimrat Abeken, verheiratet, dessen Memoiren einen so wichtigen Beitrag zur Geschichte unserer Zeit bringen; er zählte zu den regelmäßigen Gästen des Olfers'schen Hauses. Die dritte Tochter war die Witwe des Grafen Nord von Wartenburg, eines Sohnes des Feldmarschalls, gleich ihren Schwestern geziert durch Gaben des Herzens und des Geistes, mir noch besonders sympathisch durch den tiefen und schönen Klang ihrer Stimme. Den Sommer pflegte sie auf dem Nord'schen Majorate Klein-Dels in Schlesien zuzubringen, den Winter in Berlin. Ihre Stiefföhne, die an ihr, wie an der leiblichen Mutter hingen, die Grafen Paul und Wolf Nord sind mir liebe, teure Freunde geworden. Eine originelle Gestalt aus jenem Kreise

war Paul Yorcks Schwiegervater, der alte General von Wilbenbruch, der lange als preußischer Gesandter im Orient gelebt hatte, Sohn des genialen Prinzen Louis Ferdinand und Vater des Dichters Ernst von Wilbenbruch, den ich auch im Olfers'schen Hause kennen lernte. Erlauchte Männer der Wissenschaft, wie Lepsius und Curtius fanden sich oft ein — kurz, hier lebte noch die alte Berliner Geselligkeit, die ohne großen, äußeren Aufwand so reiche Anregung bot.

Ein Gegenstück dazu war das Heim des Zeichners und Schriftstellers Ludwig Pietsch, des Freundes der Biardot und Turgenieffs, der heute noch in unverwüstlicher Frische jede neue bedeutende Erscheinung im Reiche der Kunst nach ihrer Art zu würdigen weiß und freundlich begrüßt. Bei ihm fanden sich neben Koryphäen wie Adolf Menzel und Paul Meyerheim die jüngeren Künstler, besonders Vertreter und schöne, liebenswürdige Vertreterinnen der Bühnenkunst zusammen. Auch mit ihm traten wir in lebhaften Verkehr.

Von Musikern suchte ich die damaligen Berühmtheiten Berlins, Grell, Taubert, Kiel und außer den bereits genannten Freunden Nadeck und Krigar die Kollegen meiner Altersklasse: Louis Ehler, Adolf Jensen, Karl Taufig auf. Bei dem letzteren verbrachte ich in den ersten Monaten meines Berliner Aufenthaltes manchen Sonntagmorgen; Taufigs musikalische Neigungen lagen aber gar zu weit abseits von den meinigen, als daß sich ein

ersprießlicher Verkehr zwischen uns hätte entwickeln können. Seine Freunde sagten, sein ehedem so stürmisches Naturell sei nun abgekält; ich sah in ihm eher einen ausgebrannten Vulkan; ich fand ihn kalt, ohne innere Wärme. Als ich ihm einst auf einem zweiten Klavier das Es-Dur-Konzert von Beethoven, das er auswärts spielen sollte, begleitete, war ich erstaunt und erschreckt, mit welcher ermüdender rhythmischer Monotonie, ohne jede Biegsamkeit, er es wiedergab, und ich gehöre doch wahrlich nicht zu denen, die mit dem Rhythmus in klassischer Musik willkürlich umspringen; denselben Eindruck hatte ich von seinem Vortrag der Sonata appassionata von Beethoven, der ganz unter dem Zwang des Metronoms stand.

Nach einem Jahre siedelte Joachim mit seiner Familie nach Berlin über; wir musizierten eine Zeitlang jeden Sonntagmorgen in meinem Hause vor einem erlesenen Freundeskreise, und diesen Matineen beizohnen zu dürfen, galt als eine Auszeichnung. Berlin, nunmehr die Hauptstadt des norddeutschen Bundes, zog natürlich eine Menge neuer Männer an, so den alten Freund unseres Hauses, Karl Braun-Wiesbaden, der sich als Anwalt an dem höchsten Gerichtshof niederließ. Er war nicht nur im politischen Leben eine bedeutende Persönlichkeit, ein starker Auser im Streit, dessen süddeutsche, frische und eindringliche Beredsamkeit immer großen Eindruck machte, er war eine joviale, sprudelnde Natur und ein trinkbarer Mann, in

dessen Hause rheinische Sitte wohlgepflegt wurde. Bei ihm gab es immer einen guten Tropfen, durch lebhaft, fröhliche Unterhaltung gewürzt, und wir haben manche Flasche edlen heimischen Rebensaftes zusammen ausgestochen.

Auch mein Bruder Karl kam auf ein Jahr nach Berlin, um seiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger zu genügen, Vetter Karl als Beauftragter der Stadt Wiesbaden, um über deren Interessen mit der Staatsregierung zu verhandeln. Von allen Seiten strömte lieber Besuch herbei: aus Hannover Friedrich Kaulbach mit seinem Sohne Fritz August, der schon damals trotz seiner großen Jugend ein vortreffliches, sprechend ähnliches Medaillon meines Töchterchens Marie zu modellieren verstand, Friedrich Chrysanter, der damals die ersten Schritte zur Herausgabe der Haendelschen Werke tat, — zwei prächtige Burschen aus dem Münchener Kaulbach'schen Kreise, Karl Dürd und Eugen Stieler — aus Paris Gabriel Monod — aus Florenz Moriz Schiff und sein Schüler Alexander Herzen mit seiner reizenden, kleinen Frau, an der man wieder einmal die Bildungsfähigkeit der italienischen Rasse bewundern konnte, denn sie war eine einfache florentiner Popolana und bewegte sich jetzt mit einer Leichtigkeit und Anmut in gebildeten Kreisen, als sei sie darin geboren. Wir hatten unsere innige Freude an dem jungen Paar, und ich kann mirs nicht versagen zu erzählen, wie die beiden sich gefunden hatten. Eine Schwester

Herzens, Natalie, hatte ein schönes, junges Mädchen, das täglich unter ihren Fenstern vorbei zur Arbeit ging, bemerkt und gegen ihren Bruder den Wunsch geäußert, es bei ihren Zeichenstudien als Modell benutzen zu können. Er sprach es auf der Straße an, wurde aber so verächtlich abgewiesen, daß er von Stund an begann, sich für das schöne, schnippische Kind zu interessiren. Natalie wandte sich nun selbst an das Mädchen, das bei näherer Bekanntschaft den jungen Mann nicht mehr so hart behandelte; das einfache Volkskind erhielt den nötigen Unterricht und wurde Alexanders Frau. Meine Frau konnte viele Jahre später feststellen, daß die unter so absonderlichen Umständen geschlossene Ehe eine dauernd glückliche war; sie saß am Herzenschen Familientisch zu Lausanne inmitten einer stattlichen Reihe von Kindern, von denen eines immer schöner war, als das andere. Es ist doch noch mehr Poesie in der Welt, als der Philister meint.

Durch Herzen wurde auch dessen junger Landsmann, Fürst Alexander Messcheriski, bei uns eingeführt, der durch sein offenes, einfaches Wesen uns alle rasch gewann. Mit meiner Frau wußte er sich besonders gut zu stellen und verkehrte mit ihr so vertraulich wie ein Sohn mit der Mutter. Wir begegneten ihm später noch öfter; er besuchte uns auch auf der Hammermühle. Dann kehrte er nach Rußland zurück und ist seitdem für uns verschollen. Was wohl aus ihm geworden sein mag!

Auch Schwester Käthe besuchte uns in Berlin,



kurzum es ging in unserm Hause recht lebhaft zu; meine Familie erhielt wieder Zuwachs, am 31. März 1868 wurde mir ein Sohn, mein geliebter Karl, geboren, den ich nur allzufrüh wieder verlieren sollte.

Die Sommermonate verlebten wir, wie früher, auf der Hammermühle; von dort machten wir Ausflüge und Reisen, deren Chronologie ich nicht mehr herzustellen imstande bin. Einmal brachte ich um meines Vaters Besizrecht zu wahren, eine Woche auf einem abgelegenen Pachtthofe zu, wo ich mit äußerst dürftiger Verpflegung vorlieb nehmen mußte; da wollte es die Ironie des Schicksals, daß ich gerade dort in einer Schublade Brillat-Savarins berühmten Traktat über die Koch- und Künst vorfand. So konnte ich mir doch mit der Lektüre meine mageren Mahlzeiten würzen.

Wiederholt besuchten wir Frau Clara Schumann in Kreuznach und in Baden-Baden. Dort traf ich auch Johannes Brahms, der in einem reizend gelegenen Häuschen auf einem Hügel wohnte. Er spielte mir damals Stücke aus dem Oratorium „Lazarus“ von Schubert und die ersten beiden Sätze seines deutschen Requiems vor, die mir sofort großen Eindruck machten. Dann unternahmen wir einen gemeinsamen Ausflug nach der Yburg, von deren Höhen man den Turm des Straßburger Münsters erblickt, ein Anblick, der zu jener Zeit jedesmal ein schmerzliches Empfinden in mir erregte, weil das deutsche Elsaß unter der Herr-

schafft der Franzosen war. Damals konnte noch niemand hoffen, daß sich das so bald ändern sollte.

Am 21. Juni 1868 wohnte ich der ersten Ausführung der „Meistersinger“ in München bei, der vollendetsten Wiedergabe eines musikalisch-dramatischen Werkes, die ich irgendwo und irgendwie erlebt habe. Der treuherzige Ton und die großen Schönheiten, namentlich das reizende Zwiegespräch Evchens mit Hans Sachs im zweiten Akt, das herrliche Quintett und die große, sonnige Schlussszene auf der Festwiese mit dem herrlichen Huldigungsschor wirkten mächtig auf mich, so daß alle kritischen Bedenken zurücktraten. Freilich hatte der Meister das Werk selbst einstudiert und in Szene gesetzt, und Hans von Bülow war als Orchesterdirigent der genaue Vollstrecker seines Willens, Beß ein prachtvoller Hans Sachs, die Mallinger ein entzückendes, liebes und schallhaftes Evchen, und Hölzel ein höchst drolliger Bedtmesser von urwüchsiger Komik; nur Nachbaur als Stolzling vermochte nicht, sich viel über das gewöhnliche Tenoristen-niveau zu erheben. Bei keiner der späteren Meistersinger-Aufführungen, weder in Berlin (wo doch auch Beß und die Mallinger sangen) noch in Dresden war der Eindruck des Werkes auch nur annähernd so groß, wie damals in München. Der Jubel des Publikums, als Richard Wagner an der Seite des Königs in dessen Loge erschien, war stürmisch überwältigend und mußte jeden Künstler mit Stolz und Dank gegen den jungen Monarchen erfüllen, der

Schillers Dichtertwort zur Wahrheit und Wirklichkeit machte.

Im Herbst desselben Jahres wurde ich durch Karl Braun, der ein großer Naturfreund war, veranlaßt das Riesengebirge zu besuchen, dessen Schönheit er nicht genug rühmen konnte. Er meinte, wir Rheinländer hätten die Verpflichtung, auch den deutschen Osten kennen zu lernen, der weit mehr biete, als wir glaubten. Er selbst entwarf mir das Itinerarium und ich unternahm die Entdeckungsreise in Gemeinschaft mit Theobald Rehbaum. Wir verließen die Eisenbahn in Hirschberg und wanderten, vom beständigsten Wetter begünstigt, über Warmbrunn, die Josephinenhütte, Schnee grubenbaude und Kesseltöpfe hinüber nach Spindelmühl in Böhmen, von dort hinauf zur Schneekoppe, wieder hinab in den Riesengrund und über die Grenzbauden und Erdmannsdorf zurück zur Eisenbahnstation Schildau. Braun hatte mir nicht zuviel gesagt; ich war entzückt von der Wanderung durch das herrliche Gebirgsland mit den weiten Ausblicken sowohl nach der böhmischen Waldregion als nach der fruchtbaren schlesischen Ebene. Ich begriff die Kämpfe des großen Königs um das reiche, gesegnete Land; ich sah auch auf dem Friedhofe zu Erdmannsdorf, wieviele Opfer die Verteidigung desselben abermals gefordert hatte. Schon unterwegs besprach ich mit Rehbaum den Plan einer Oper, worin der Geist der Friederizianischen Zeit aufleben sollte. Der Gedanke ge-

wann sofort Gestalt: Rehbaum schrieb mir den Text zu meiner dreiaktigen Oper „Zietenhusaren.“ Ein junger Leutnant dieses Regiments besetzt mit seinen Leuten das Schloß eines böhmischen Grafen; die Tochter gewinnt ihn lieb; der Vater dagegen plant einen Überfall der ihm verhaßten Feinde. Das kommt heraus, der Überfall wird vereitelt, der Graf verhaftet, verurteilt und entgeht seinem Schicksal nur durch den Friedensschluß. Dazwischen-allerhand vergnügliche Episoden durch den Trompeter der Husaren und eine aus Schlesien stammende Magd auf dem Grafenschloß. Rehbaum und ich arbeiteten mit Feuereifer, und die Oper war in einigen Monaten fix und fertig.

Breslau hatte sich in den Wochen vor dem böhmischen Kriege, während der König von allen Seiten mit Friedenspetitionen bestürmt wurde, durch eine stolze, patriotische Haltung ausgezeichnet, und so glaubte ich dort einen günstigen Boden für mein Werk zu finden und sandte Buch und Partitur an Theodor Lobe, der damals Direktor des Breslauer Stadttheaters war. Der nahm die Oper auch sofort an und setzte die Aufführung für den Herbst 1869 fest. Ich reiste hin und schlug mein Hauptquartier im „Weißen Adler“ auf, wo die Wirte, Herr und Frau Quis, mir ein behagliches Heim bereiteten. Natürlich verzögerte sich die Aufführung um viele Wochen, und so hatte ich Gelegenheit, mich in Breslau umzutun und Beziehungen anzuknüpfen, die für mich später von großer Wichtigkeit wurden.

Ich lernte Leopold Damrosch kennen, der damals die Konzerte des Orchestervereins leitete, ebenso Julius Schäffer, den Dirigenten der Singakademie; in einer Kammermusik des Erstgenannten spielte ich mein Klavierquintett op. 25, und Schäffer führte in seinem „musikalischen Zirkel“ Duette von mir auf, welche von den Schwestern Regine und Cornelia Scherbel, hochbegabten, künstlerisch ausgebildeten Mädchen vorgetragen wurden, mit denen ich dann in freien Stunden fleißig musizierte. Cornelia Scherbel spielte vortrefflich Klavier und wurde mir als Frau Laband in späteren Jahren eine liebe Schülerin und Freundin.

Durch Ferdinand Hiller, der gerade damals in Breslau anwesend war, wurde ich bei Geheimrat Brand eingeführt, einem der Männer, die wohl-erworbenen Reichtum ohne jede Ostentation zur Pflege edler Geselligkeit und zu gemeinnützigem Wirken verwenden. In seinem gastlichen Hause, das noch ganz den ehrenfesten und soliden Typus der Biedermeierzeit trug, verkehrten Künstler und Gelehrte mit Vorliebe; dort lernte ich u. a. auch Karl von Holtei kennen. Durch Damrosch trat ich in Beziehung zu Dr. Adolf Kauffmann, dem ersten Vorstand und Spiritus rector des Orchestervereins, der für die Entwicklung des Musiklebens in Breslau außerordentlich viel getan hatte, sich aber ganz still und bescheiden hinter sein Werk zurückzog; mit ihm habe ich später zwölf Jahre in ungetrübtester Eintracht gearbeitet und habe ihn als einen

der selbstlosesten Männer schätzen und lieben gelernt.

Die „Zietenhusaren“ wurden am Freitag, den 26. November 1869 unter meiner Leitung zum ersten Male aufgeführt. Lobe selbst hatte sich der Regie mit Liebe angenommen, die Darsteller waren durchschnittlich gut und gaben ihr Bestes; zwei von ihnen, Gura und Riese, haben später erste Stellungen in München und Dresden eingenommen. Die erste Aufführung war mäßig besucht, fand aber bei Publikum und Kritik so lebhaften Beifall, daß der Erfolg gesichert war; die Oper wurde am folgenden Sonntag (28. November) bei vollem Hause wiederholt und erlebte dann im Winter 1869/70 eine stattliche Reihe von Vorstellungen. Eine besondere Freude war mir die Anerkennung Holtei's, der mir — allerdings erst einige Jahre später, als ich mich in Breslau niedergelassen hatte, aber an jene Tage anknüpfend — das folgende Gedicht unter sein Bild schrieb:

Als aus den kriegerischen Klängen,  
aus mächtig-lieblichen Gefängen  
der Preuße mir entgegenkam,  
mein Herz im Sturm gefangen nahm,  
war ich mit mir und dir im reinen:  
Ich zählte treu mich zu den Deinen.  
Nun aber meine Vaterstadt  
dir Heimatrecht gegeben hat,  
wird zwiefach dir die Treu bewahren  
der alte Enkel des Husaren.

Der schöne Erfolg in Breslau ermutigte mich zum Weiterschaffen. Rehbaum dramatisierte auf

meine Veranlassung die Geschichte Ali Baba's und der vierzig Räuber aus „Tausend und einer Nacht.“ Die Rolle der getreuen Sklavin „Morgiane,“ deren Namen die Oper trägt, wurde zu einer Art orientalischen „Räthchens von Heilbronn“ vertieft; die Aufgaben für alle Mitwirkenden waren dankbar, das Buch sehr anregend und poetisch, sodaß ich mit der größten Liebe und Freude an die Komposition ging. Mich reizte es, einen Stoff zu behandeln, der fantastisch-märchenhaft, dem der herb-realistischen „Zietenhusaren“ geradezu entgegengesetzt war. Herr von Perfall hatte mir die Aufführung der Oper in München zugesagt. Zugleich versuchte ich, die „Zietenhusaren“ in Berlin anzubringen. Ich bat Holtei, der in guten Beziehungen zur Königin Augusta stand, dieser mein Werk zu empfehlen. Der kundige Holtei riet mir dringend davon ab und weisagte mir, daß der Intendant eine solche Empfehlung als eine Beschränkung seiner Selbstherrlichkeit empfinden werde. Mir schien das unmöglich, und Holtei schrieb auf meine wiederholte Bitte an die Königin. Ich sollte nur zu bald erfahren, wie richtig der Alte geurteilt hatte. Ich wurde von Herrn von Hülsen nichts weniger als freundlich aufgenommen, die beiden Hauptpartien wurden zwei Stimmruinen, dem Tenor Wadowski und der früher so reizenden Harriers-Wippern, deren Organ aber durch Diphtherie völlig zerstört war, zugeteilt; als ich wegen der Besetzung remonstrirte, wurde mir die Antwort: wenn mir dieselbe nicht konveniere,

werde die Oper überhaupt nicht gegeben werden. Hätte ich mir die Sache vernünftig überlegt, so hätte meine Antwort lauten müssen: „Nun, dann nicht!“ So aber vertraute ich zu viel auf den Breslauer Erfolg, auch auf die gute Besetzung einiger Nebenpartien, und vor allem lockte mich der Gedanke, daß fast zu gleicher Zeit an zwei großen Bühnen zwei verschiedene Werke von mir zur Ausführung gelangen würden.

Ehe es aber dazu kam, traten die gewaltigen Ereignisse ein, die das Gesicht des politischen Europa ganz und gar veränderten.

Im Frühjahr des Jahres 1870 spielte ich allsonntäglich des Morgens im Olfers'schen Garten Boccia mit Wolf Jordt, Ernst von Wildenbruch und einigen andern Freunden. Ich entsinne mich genau, welchen Eindruck das neueste Napoleonische Plebiszit und die Ernennung des Ministeriums Ollivier auf meine Mitspieler machte. „Das ist der Krieg!“ sagten sie wie aus einem Munde. Niemand glaubte indes, daß er so rasch kommen würde, und ich bezog ruhig mit den Meinen das gewohnte Sommerquartier auf der Hammermühle, wo ich nach einigen Wochen Wolf Jordt als lieben Gast zu begrüßen hoffte. Aber kaum hatten wir uns dort eingerichtet, so traf die alarmierende Kunde von den französischen Forderungen, von den Ereignissen in Ems und der Kriegserklärung ein.

Mit welcher Begeisterung wurde allseits die Nachricht von der würdigen Haltung König Wil-



helms gegenüber den Zumutungen Frankreichs und von dem Entschluß des jungen Königs von Bayern, an seiner Seite zu stehen, aufgenommen! Wie entschlossen war unsere Bevölkerung, selbst die Leiden einer feindlichen Invasion, welche für wahrscheinlich gehalten wurde, auf sich zu nehmen in der festen Zuversicht auf den endlichen Sieg! Doch hielt ich es für angemessen, meine Familie nach Berlin zu senden, ehe die Militärzüge den regelmäßigen Bahnbetrieb hinderten. Unheimlich waren die Tage, in denen sich die Robilmachung des deutschen Heeres vollzog. Es war so still; das Land war von Truppen entblößt, denn die nassauischen Regimenter waren rasch nach der Grenze geschickt worden, und neue Truppen waren noch nicht da. Die Ultramontanen, besonders die Hexkapläne im Rheingau, verbreiteten die Nachricht von schweren Verlusten, welche die Nassauer erlitten haben sollten; allein das Vertrauen zu unserer Heeresleitung wurde dadurch nicht erschüttert. Nach wenigen Tagen trafen schon die Nachschübe der deutschen Armee ein. Das IX., das XII. (sächsische) Armeekorps kam bei uns durch. Meinem Vater begegnete auf der Mainzer Rheinbrücke das 11. (schlesische) Grenadier-Regiment; er kam ganz glücklich nach Hause: „Mit solchen Truppen ist uns der Sieg gewiß!“ Von unsern lieben Sechshunddreißigern hatten wir wieder Besuch auf der Hammermühle; es war unter ihnen ein Unteroffizier, der schon 1866 bei uns im Quartier gelegen hatte.

Er und seine Kameraden wurden mit der größten Herzlichkeit begrüßt und aufgenommen. Wie freuten wir uns des frischen Siegesmutes, welcher aus den jungen Offizieren sprach! Zwei von ihnen sollten freilich schon in den nächsten Tagen von feindlichen Kugeln hingestreckt werden. Die dumpfe Stimmung, welche die Saarbrücker Affäre hervor gebracht hatte, löste sich bald in Jubel auf bei der Nachricht vom ersten Sieg bei Weißenburg. Und als König Wilhelm mit seinem Stab in Mainz war und gar erst die Siege von Wörth und Spichern bekannt wurden, da schäumte die Begeisterung über. Solche Erfolge hatte niemand zu hoffen gewagt. Welch' eine herrliche, unvergeßliche Zeit für jeden, der begnadet war, sie mitzuerleben!

Ich stellte mich in den Dienst eines Kriegshospitals, das in der Unteroffizierschule in Dieblich improvisiert wurde. Wir bekamen sogleich Arbeit; die Schlachtfelder von Weißenburg und Wörth lieferten schiffsladungenweise hunderte von Opfern ein. Es war schmerzlich, daß wir zuerst ungenügend für die Pflege einer so unerwartet großen Zahl von Verwundeten vorbereitet waren, und der Jammer der Armen, die das empfanden, schnitt mir ins Herz. Nach wenigen Tagen aber konnten wir, unterstützt von tüchtigen Ärzten, barmherzigen Schwestern und Diakonissen unserer Aufgabe völlig genügen. Wieviel tapferes Leiden und Sterben fürs Vaterland konnte ich da bewundern! An komischen Episoden fehlte es aber selbst in dieser

so furchtbar ernsten Zeit nicht. Die französischen Verwundeten waren, als sie evakuiert werden sollten, merkwürdig torpulent geworden; bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß sie unter ihren mittlerweile gereinigten eigenen Monturen vorsorglich auch die vom Hospital gelieferten Anzüge mitnehmen wollten.

Immer größer wurden die Erfolge unseres Heeres, aber auch immer größer und erschrecklicher die Opfer an Männern in der Blüte ihrer Jahre. Die drei Siege vom 14. bis 18 August waren so schwer erkauft worden, daß der Jammer darüber keine Freude aufkommen ließ, obwohl Unerhörtes erreicht worden war. Ich erhielt die Nachricht von der schweren Verwundung und bald darauf von dem Tode Wolf Nord's beim Sturm auf St. Privat. Ein edles Leben dahingegeben für ein Ziel, das ihn stets begeistert hatte, der Heldentod, den ein Nord immer zu sterben bereit war, und noch dazu im heiligen Kriege gegen denselben Feind, dessen Niederwerfung die Lebensaufgabe und der Ruhm des großen Ahnen gewesen war! Welch ein glorreiches Ende! Aber welch ein Verlust für die Seinen, für seine Freunde, die mit begeisterter Liebe an dem liebenswürdigen, strahlenden Jüngling hingen, dessen hohe Geistesgaben nur von seiner Herzlichkeit, Milde und Güte übertroffen wurden! Ich konnte es kaum fassen, daß dies blühende Leben ausgelöscht sein sollte. Im schmerzlichsten Traume sah ich ihn wieder; ich hing an

seinem Arm, sprach mit ihm und sagte mir doch zugleich: „Ach, es ist ja ein Toter, den Du führst.“

Eher als ich es gewünscht hatte, wurde ich nach München zur Aufführung meiner „Morgiane“ abberufen. Sie fiel in die denkbar ungünstigste Zeit. Die Ruhmestage von Sedan, an denen die Bayern einen hervorragenden Anteil hatten, regten das Interesse am Fortgang des Krieges so mächtig an, daß daneben nichts anderes aufkommen konnte: Kaiser Napoleon und ein großes feindliches Heer gefangen! Solcher Siege hatte sich noch nie ein Volk zu rühmen gehabt. Die Münchener ordneten sich zu einem Huldigungszug nach dem Schlosse — aber der König, dem er galt, blieb unsichtbar. Das dämpfte indessen den Jubel nicht. Man wußte die Deutschen auf dem Marsche nach Paris und erwartete allzusanguinisch die baldige Einnahme der Riesenstadt. Während man lediglich auf die Nachrichten aus Frankreich gespannt war, wurde meine arme „Morgiane“ am 18. September vor einem leeren Hause gegeben. (Am 19. trafen die Bayern vor Paris ein.) Die Aufführung litt noch dazu an einem Hauptmangel: während Bogl und Kindermann sehr gute Vertreter ihrer Partien waren, lag die leidenschaftliche Morgiane dem Naturell des sanften Fräuleins Stehle, das für deutsch-jungfräuliche Rollen so vorzüglich geeignet war, ganz und gar nicht. So ist denn nur zu begreiflich, daß mein Werk damals keinen Erfolg haben konnte, und die Kritik, die ganz in den



Anton Rubinstein  
1887.

Händen der Partei lag, an deren Spitze Herr Borges stand, fiel über die Oper her, als sei es der ärgste Schund. Ein Jahr später wurde sie in Wiesbaden glänzend rehabilitiert.

Eine Freude hatte ich bei alledem in München, das Wiedersehen mit lieben, alten Freunden. Bei Wüllner, der als Hofkapellmeister dorthin berufen war, fand ich wie immer die liebevollste Aufnahme. Ich besuchte die Familien Schwind und Dürck auf ihren reizenden Sommersitzen am Starnberger See, Frau Joachim in Salzburg und verbrachte mit Heinrich Vogl und seiner prächtigen Frau einen schönen Tag auf ihrer Villa in Bernried. Mein Mitarbeiter, Rehbaum, hatte die Genugtuung, daß Paul Henje sich sehr günstig über sein Textbuch aussprach.

In Berlin fand die erste Aufführung der „Zietenhusaren“ am Geburtstag der Königin (30. Septbr.) statt. Ich hatte es nicht für möglich gehalten, daß eine Oper bei solcher Gelegenheit in so dürftiger Ausstattung gegeben werden könnte, wie es der Fall war. Die Dekorationen waren aus Vorhandenem notdürftig zusammengestellt; nichts war neu angefertigt worden. Dennoch fanden die „Husaren“ bei Kritik und Publikum eine durchaus freundliche Aufnahme, welche den treffliche Leistungen von Bez und der Mallinger in den Nebenpartien und wohl auch dem frischen Ton der Musik zuzuschreiben war. Nach einigen Wiederholungen wurde die Oper abgesetzt, noch einmal auf Ber-

langen der Königin im Frühjahr als Festvorstellung gegeben, verschwand aber dann, obwohl sie die höchste damals mögliche Einnahme erzielte, vom Repertoire. Damit war ihr Schicksal überhaupt entschieden. Welcher Wirkung das Werk fähig war, hatte sich in Breslau erwiesen, obwohl ich mir nicht verhehle, daß es an einem Kapitalfehler litt; der Höhepunkt des Interesses ist am Schluß des zweiten Akts erreicht, und die Handlung erlahmt im dritten. Ein Stück aus diesem, „Tanz im Lager“, wird übrigens heute noch des öfteren gespielt.

Den sich drängenden Siegesnachrichten der ersten Kriegsjahre folgte nach der Einschließung von Paris eine lange, bange Zeit des Harrens. Die Übergabe der Festung Metz ließ lange auf sich warten, der Fall von Paris noch länger, und oft drückte schwere Sorge um den Fortgang des Krieges auf die Gemüther; man war durch die ersten, raschen Erfolge so verwöhnt worden, daß man den schleppenden Gang der Ereignisse in den Monaten September bis Januar nicht begreifen konnte oder wollte. Da fühlte man das Bedürfnis, sich mit Gleichgesinnten auszusprechen. Julian Schmidt veranlaßte, daß sich einmal wöchentlich vaterländisch gefinnte Männer des Abends in der Weinstube von Frederichs (in der Potsdamer Straße) zusammenfanden, und ich folgte gern seiner Aufforderung. Es kamen Menzel, Joachim, Herman Grimm, Heinrich von Treitschke, Christoph von Tiedemann, Louis Ehler, Krigar, Hans Hopfen, Ludwig Pietzsch, der Baurat Hobrecht,

Karl Braun, Künstler, Gelehrte, Parlamentarier, hervorragende Männer aus allen Berufskreisen; man war in einer Umgebung, wie sie nur Berlin zu bieten vermochte, besprach die Angelegenheiten des Vaterlandes und ging auch in trüben Tagen gestärkt nach Hause. Daß Ereignisse, wie die Kapitulationen von Straßburg, Metz und endlich die von Paris in besonders gehobener Stimmung gefeiert wurden, versteht sich von selbst. Es war eine wunderbare Zeit! Wer hätte nach einem halben Jahrhundert nationaler Armseligkeit einen so raschen, gewaltigen Aufschwung zu hoffen gewagt? Wer hatte geahnt, welch einen Reichtum an ausgezeichneten Führern unsere Armee besaß? Wir waren alle von Dank erfüllt gegen sie, aber auch gegen denjenigen, welcher jeden an die rechte Stelle berufen hatte; donnernd brauste der Jubel auf, als bei dem feierlichen Einzug der Truppen der Kaiser und mit ihm seine getreuen Paladine erschienen. Ich verstand meinen alten Vater vollkommen, der es als das größte Glück seines Lebens pries, diese Zeit deutscher Herrlichkeit erlebt zu haben. Und doch mischte das Gedenken an die edlen Opfer des Kriegs einen Tropfen Bitterkeit in den Becher der Freude und ließ keine Überhebung aufkommen; denn, wahrlich, nicht um eitlen Ruhm, für das teure Vaterland hatten sie ihr Leben hingegeben.

In die Frühlingsmonate des Jahres 1871 fällt ein Erlebnis, das jahrelang einen Schatten auf



meine Stimmung warf: das Zerwürfniß mit Joachim. Ein Kreis begeisterter Anbeter umschloß ihn nach seiner Ankunft in Berlin und steigerte sein Selbstgefühl in einer Weise, daß der kameradschaftliche Ton, den ich beibehielt, ihm nicht mehr recht zu behagen schien. Während er von andrer Seite als unfehlbar angesehen und behandelt wurde, wahrte ich mir auch in künstlerischen Dingen das Recht der eignen Meinung. Ich habe gewiß auch meinerseits gefehlt, denn ich war in Folge erlittener Enttäuschungen damals besonders empfindlich. Wie dem auch sei, es fielen scharfe Worte hinüber und herüber, und das Ende war der Bruch unserer Freundschaft, den ich tief schmerzlich empfand, da ich Joachim wie einen Bruder geliebt hatte.

---

Diese Dissonanz fand erst in später Zeit ihre Auflösung. Dreißig Jahre blieben wir uns entfremdet; da litt es mich nicht länger, ich schrieb an Joachim, bat ihn, alter, schöner Zeiten eingedenk zu sein und bot ihm die Hand, die er freudig ergriff. Oft ist mir der Gedanke gekommen, daß das eheliche Zerwürfniß, das Joachims spätere Jahre vergiftete, vermieden worden wäre, wenn ich ihm in schweren Stunden zur Seite gestanden hätte. Nach dem Tode seiner Frau, der kurz nach unserer Versöhnung erfolgte, schrieb er mir:

Lieber Scholz!

„Ich weiß, wie innig tief Du mit mir empfinden wirst bei dem Schmerz, den mir die letzten Tage brachten. Am 3.

abends kurz nach  $\frac{1}{2}$ 10 ist unsere Urji ruhig entschlafen. — —  
— Ich habe sie vor ihrer Überführung in die Klinik noch zweimal gesehen, zuletzt am Dienstag Abend. Wie habe ich aufgehört, sie wie mich selbst zu betrachten, ein Teil meiner Seele, bei allem Kummer.

Ich mußte Dir's selbst schreiben, teurer Freund. Auch Deiner Frau und den Kindern wird die Teilnahme nicht fehlen.

Von Herzen ergeben

Dein Joseph J."

Das war wieder der alte Ton der Freundschaft. Ach, daß er bei solch einer erschütternden Nachricht zum Ausdruck kam! Arme Urji!

Wir begegneten uns zuerst beim Beethovenfest in Bonn, wo er mein Klavierquartett mit mir spielte; dann hatte ich die Freude, daß er sowohl zum Jubiläum des Dr. Hoch'schen Konservatoriums (1903) als auch zu meinem siebenzigsten Geburtstag (1905) nach Frankfurt kam, um diese Feste mit mir zu feiern. Die Harmonie, die uns in jungen Jahren so innig verbunden hatte, war wieder hergestellt. Ich habe das als eine wahre Wohltat empfunden, besonders als der Freund vor mir dahinschied und ich seiner in Frieden und Liebe gedenken konnte.

Von Breslau erging die Anfrage an mich, ob ich die Leitung der Konzerte des Orchestervereins übernehmen wolle. Damrosch, der dort die Propaganda für Liszt und Wagner etwas zu heftig betrieben hatte, war auf Widerstand gestoßen. Das verleidete ihm seine Stellung, er gab sie auf und

wanderte nach Amerika aus, wo er eine sehr erfolgreiche Tätigkeit fand. Mir war der Ruf nach dem Erlebnis mit Joachim doppelt erfreulich und ich nahm ihn gern an.

Da aber meine Breslauer Tätigkeit erst im Herbst beginnen sollte, verbrachte ich die Sommermonate mit den Meinigen wieder auf der Hammermühle. Meine Mutter hatte gesundheitshalber mit meiner Schwester Käthe und meinem ältesten Töchterchen Henny während des Kriegswinters das milde Klima der ligurischen Küste aufgesucht und das damals noch wenig bekannte San Remo zum Aufenthalt gewählt. Ich hatte die Freude, meine Mutter leidlich erholt und mein Töchterlein körperlich und geistig sehr entwickelt wiederzusehen.

Mit meinem Schwager Wilhelm Strecker unternahm ich eine Reise nach den Schlachtfeldern des großen Jahres; zuerst nach Wörth, wo die zahlreichen Kreuze auf den Wiesen im Tal der Sauer wie auf den Abhängen und Höhen von Fröschweiler und Elfsachsen Zeugnis ablegten für das furchtbare Ringen der Unsrigen um die starken, das ganze Gelände beherrschenden Stellungen der Franzosen. Wir waren dort gerade am 6. August, dem Jahrestage der Schlacht, und trafen einen jungen Offizier, der eine Flasche Champagner an der Stelle leeren wollte, wo er das Jahr zuvor „angeschossen“ worden war. Er hat den Platz nicht gefunden, die Flasche aber doch schwerlich uneröffnet wieder nach Hause gebracht. An der Bergfeste Bitsch vorbei führen

wir nach Metz, wohin mein anderer Schwager Pauli als Richter berufen war. Mit uns im selben Wagen saß eine französische Familie, die in diese Stadt, ihre frühere Heimat, die sie vor der Belagerung verlassen hatte, zurückreiste. Die armen Leute waren über alles ingrimmig; nichts war ihnen recht; sie nahmen Anstoß an den roten Dienstmützen der Stationsvorsteher wie an dem Durst der Fahrgäste, die den Büffets und Restaurationen unterwegs fleißig zusprachen. Mit unbeschreiblich verächtlichem Tonfalle sagten sie: „*Ces Allemands! — ça mange et ça boit toujours!*“

Mein Schwager Pauli machte den Führer in der reizenden Umgebung von Metz; wir wären gern an einem oder dem andern schönen Aussichtspunkt eingelehrt. Es gab aber außer in dem hübschen Dorfe Sch nirgends eine ländliche Wirtschaft, wo man sich im Freien hätte niederlassen können. Meines Schwagers Hauswirt hatte ihn auf eine Anfrage belehrt: „*Ce n'est pas la coutume du pays; tout le monde a son chateau.*“ Das Renommieren ist den Wälschen nun einmal in die Haut geheilt. Wir besuchten das Schlachtfeld vom 18. August und den kleinen Friedhof zu St. Marie aux Chènes, wo Wolf Nord die ersten Tage nach seinem Tod geruht hatte. Von da stiegen wir die Anhöhe hinauf nach St. Privat, das, wie auch Amanvillers, noch in Trümmern lag. In Gravelette dagegen ging es sehr lebhaft zu; von allen Seiten wurden uns und den andern zahlreichen

Touristen Reliquien, Erinnerungen an die Schlacht-tage in Gestalt von Sprengstücken, Waffen, Uniformstücken und dergl. angeboten, und die Wirtin rief in wahrhaft frevelhaftem Übermut: „Vive la guerre!“ Wir besuchten auch meinen Berliner Freund Saldern, der als Kreisdirektor in Boulay (Bolchen) herrschte. Er fuhr uns auf den prachtvollen Staatsstraßen seines Bezirks nach Les Etangs, einem bescheidenen Dorfe, wo uns ein vorzügliches Diner serviert wurde. Im Gegensatz zu diesem Zeichen hoher Kultur zeigte uns der Kreissekretär einen Wurf junger Wölfe, der frisch eingefangen war.

Der Schluß des Sommers brachte mir eine große Freude, den schönen Erfolg meiner „Morgiane“ im kgl. Theater in Wiesbaden. Der Intendant, Hofrat Adelson, hatte die Oper reizend ausgestattet, Wilhelm Jahn sie sorgfältig einstudiert, das Personal war im ganzen sehr gut, und die Titelrolle in den Händen von Therese Singer, einem jungen genialen Mädchen mit einer wunderbaren Mezzosopranstimme. Der Tag der ersten Aufführung, der 24. September 1871 gewährte mir eine volle Entschädigung für die Enttäuschung in München. Morgiane erlebte in Wiesbaden während des Winters 1871/72 eine Reihe von Wiederholungen.

Verhängnisvoll für das Werk war der Umstand, daß Fräul. Singer mit dem Schlusse des Winters der deutschen Bühne Valet sagte und sich ganz der italienischen Oper widmete. Sie hat in der alten und neuen Welt große Triumphe gefeiert, und ihre

Leistungen sind in Italien heute noch nicht vergessen. In Wiesbaden war Morgiane im folgenden Herbst nochmals als Festoper zu irgend einer feierlichen Gelegenheit angefügt, wurde aber nicht gegeben, weil die neue Morgiane allzusehr gegen Frä. Singer zurückstand, und mein Werk verschwand vom Repertoire. Ich kümmerte mich nicht weiter darum, weil ich schon wieder von einer neuen Arbeit voll auf in Anspruch genommen war.

Anfang Oktober siedelte ich nach Breslau über. Ich war an die Spitze eines tüchtigen Orchesters, zu einer Tätigkeit berufen, die meinen Wünschen und Fähigkeiten entsprach, ich stand in fröhlichem Schaffen, war von einer blühenden Familie umgeben und hatte, als ich meinen neuen Wohnort bezog, noch keinen Verlust erlitten, liebe und treue Freunde scharten sich um mich, ich wurde getragen von allgemeiner Anerkennung, kurz — ich fand in Breslau alles, was das Leben erfreulich macht.

Meine dortigen Erlebnisse der Reihe nach aufzuzählen, wäre langweilig. Ich werde nur in großen Zügen schildern, wie sich meine Existenz nach verschiedenen Seiten hin gestaltete, — zunächst nach der künstlerischen. Meine Aufgabe im Orchesterverein war, zwölf Konzerte im Winter zu organisieren und zu leiten. Ich befand mich in vollster Übereinstimmung mit dem Vorsitzenden des Vereins, Dr. Adolf Kauffmann, der das feinste Verständnis für das hohe, ewig Schöne besaß und doch der Meinung war, daß neben den Meister-

werken der klassischen und frühromantischen Periode die moderne Produktion nicht vernachlässigt werden dürfe, selbst wenn sie nicht immer den höchsten Anforderungen entspräche. An diesen Grundsätzen haben wir festgehalten. Die Programme wurden bei einem guten Glas Oberungar in der Weinstube von Pniotter, wo wir uns allmorgendlich um zehn Uhr trafen, besprochen und beraten und dann dem Gesamt-Komitee, einer Vereinigung höchst lebenswürdiger Herren, zur Bestätigung vorgelegt. Eine Differenz hat es niemals gegeben; die freundlichen Geister des Weins segneten uns.

Unter den lebenden Künstlern nahmen natürlich Richard Wagner und Johannes Brahms die erste Stelle ein. Von Wagner führte ich auf, was nur immer im Konzertsaal ausführbar ist, auch die Stücke, deren unfreundliche Aufnahme meinen Vorgänger, Damrosch, bewogen hatte, Breslau zu verlassen, und die nun — temporibus mutatis — großen Beifall fanden. Von Brahms brachte ich außer seinen Klavierkonzerten die beiden Serenaden, die zwei ersten Symphonien, die Variationen über das Thema von Haydn, sowie die tragische und die akademische Ouverture, — alle diese Stücke zum erstenmale. Ich ließ es mir angelegen sein, sie in möglichster Vollkommenheit aufzuführen; ich darf mich auf das Zeugnis von Clara Schumann und Max Kalbed berufen, in wie weit mir das gelungen ist. \*)

\*) Vgl. die Briefe von Clara Schumann und die Brahmsbiographie von R. Kalbed.

Über den beiden Größten vernachlässigte ich nicht die andern Komponisten, die irgend Anspruch auf Beachtung erheben durften. Zu einigen Choraufführungen (9. Symphonie und anderes) liehen mir Mitglieder der Singakademie, später der Buthssche, Flügelsche und Waetzoldtsche Gesangsverein bereitwillig ihre Mitwirkung. Zu den solistischen Leistungen gewannen wir fast immer Künstler ersten Ranges. Interessant war es zu beobachten, mit wie verschiedenen Mitteln diese auf das Publikum wirkten. Imponierte Marie Wilt durch die Mächtigkeit und schlackenlose Schönheit ihrer Stimme und durch die virtuose Behandlung derselben, so riß Luise Duftmann-Mayer durch Leidenschaftlichkeit ihres Vortrags hin. Die Artôt vereinigte beides; sie entfesselte mit der Habanera aus Carmen einen Sturm des Beifalls, der gar nicht nachlassen wollte. Da rief sie ihren Mann, Padilla, der sich unter den Zuhörern befand, auf das Podium und beide sangen, von ihm am Klavier begleitet, sehr originelle spanische Duette; als ich sie bat, mir den Text derselben zu übersetzen, meinte sie, das werde sie wohl bleiben lassen; sie habe es nur in der Voraussetzung, daß die Worte nicht verstanden würden, wagen können, die Stücke vorzutragen.

Sarasate entzückte durch die hohe Vollendung seines Geigenspiels, Wilhelmj durch Größe und Fülle des Tons, Annette Essipoff durch Zierlichkeit und funkensprühende Lebendigkeit; aber wenn



Clara Schumann das Podium betrat, verbreitete sich eine andachtvolle, ich möchte sagen heilige Stimmung im Auditorium; man lauschte der Vortuschung aus einer höheren Welt. (Die große Künstlerin, die im bürgerlichen Leben so schlicht auftrat, bereitete daneben jedesmal meiner lieben Frau auch ein häusliches Fest, indem sie sich zu einfachem Mittagsmahl ansagte, und regelmäßig „Schmorbraten mit Kartoffelkloßen“ bestellte.)

Eine besondere Freude war es mir, dem Breslauer Publikum aufstrebende, noch unbekanntere Talente vorzuführen und diesen den Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen. Breslau war die zweite Stadt in Deutschland, in der Sarasate sich hören ließ, und in Breslau war es, wo den jungen Künstlerinnen Emma Brandes und Hermine Spies zuerst jubelnder Beifall zuteil wurde.

Die erstere war mir von ihrem Lehrer, Hofkapellmeister Alois Schmitt in Schwerin, empfohlen worden; sie spielte am 6. Februar 1872 das Schumann'sche Klavierkonzert so vorzüglich, daß ich sie veranlaßte, das G-Dur-Konzert von Beethoven zu studieren. Damit trat sie am 22. Oktober desselben Jahres vor unser Publikum, das sie wahrhaft enthihiastmierte. Ein in jeder Beziehung ausgezeichnete Mann, der Utrechter, dann Berliner Physiolog Wilhelm Engelmann entzog nur allzubald die junge Künstlerin der öffentlichen Laufbahn; sie wurde seine Frau, und das Engelmann'sche Haus eine Pflegestätte edelster Kunst.

Hermine Spieß war die Nichte unseres Mainzer Buchhalters Ebert; sie hatte schon als Kind in Haus, Hof und Garten meiner Eltern gespielt. Sie studierte bei Stockhausen, ohne daß sich dieser besonders für sie interessiert hätte. Ihr Onkel ersuchte mich, sie anzuhören und zu prüfen; ich dachte mir, das werde wieder eines der Musikmädchen sein, die ihr Talent besser im Schoße der Familie als in der Öffentlichkeit vertreteten; aber wie erstaunte ich, als sie mir auf der Hammermühle vorsang! Wie wurde ich von ihrem Gesang ergriffen und hingerissen! Es war mir sofort klar, daß ich es da mit einem Gesangstalent ersten Ranges zu tun hatte. Ich berief sie zu einem Konzert in Breslau, wo sie zum erstenmale am 8. November 1881 auftrat, und zwar mit solchem Erfolg, daß sie noch im selben Winter, am 14. März 1882 ein zweitesmal singen mußte. Sie ist dann auch ein Liebling des Breslauer Publikums geblieben.

Ich selbst ließ es mir angelegen sein, die leider so vernachlässigten Klavierkonzerte von Mozart der Vergessenheit zu entreißen und spielte die in C-Dur, A-Dur und D-Moll, mit Julius Schaffer zusammen das in Es-Dur für zwei Klaviere. Für dieses hatten wir zwei Kadenzten komponiert, Schaffer eine zum ersten Satz, ich zum letzten. Als Konzertmeister hatte ich einen Schüler Joachims berufen, Richard Himmelstoß aus Sondershausen, außerdem einen tüchtigen Wiener Cellisten, Theobald Kretschmann, der später durch Josef Melzer

erfüllt wurde. Mit ihnen gab ich Kammermusikabende. Vom Herbst 1873 an übernahm der Orchesterverein die Pflege auch dieses Kunstzweiges und veranstaltete in den reizenden Räumen der kleinen Universitätsaula, einem Schmuckkästchen im Rokokostile, regelmäßige Aufführungszyklen, bei denen der treffliche Musikdirektor Trautmann als Bratschist mitwirkte. Im Jahre 1875 veranlaßte ich den jungen Julius Buths aus Wiesbaden sich in Breslau niederzulassen; er wechselte mit mir in den Klaviervorträgen der Kammersoireen ab, trat als Solist in den großen Konzerten auf und vertrat mich einigemal in der Leitung derselben; mit den übrigen Musikern Breslaus, Louis Lüstner (der bald einem ehrenvollen Ruf nach Wiesbaden folgte) Julius Lehnert, Karl Polko und Ernst Flügel stand ich auf dem besten Fuß; die beiden letzteren wirkten wiederholt als Klavierspieler in unseren Soireen mit. So befand ich mich als Künstler in einer sehr angenehmen Umgebung und erfuhr Freundlichkeit und Förderung von allen Seiten.

Meine Familie bekam am 28. November 1872 einen großen Zuwachs durch die Geburt von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen, die auf meinen und meiner lieben Frau Namen, Bernhard und Luise, getauft wurden. Den vorhergehenden Sommer hatten wir zum erstenmal nicht auf der Hammermühle zugebracht, sondern im Riesengebirge und zwar in dem reizend gelegenen Schreiberhau. Der Ort gefiel uns so

ausnehmend gut, daß wir den lebhaften Wunsch hegten, dort ein Besitztum zu haben, wo wir im Sommer hausen könnten; die Reise von Schlesien nach der alten Heimat war gar so weit und bei dem wachsenden Familienstand sehr kostspielig. Grund und Boden war damals noch billig, meine Eltern gewährten mir die nötigen Geldmittel, und so erwarb ich in der Nähe des Waldes auf lustiger Höhe ein weit hinausschauendes Bauernhaus mit 12 Morgen Landes; ich baute einen Teil des Hauses einfach und praktisch um, richtete es bescheiden ein — zwölf tannene Bettstellen kosteten 36 Taler — und hatte für die folgenden 10 Jahre meines Breslauer Aufenthalts einen herrlichen Landsitz, ein Heim für meine Kinder, wie es idealer nicht gedacht werden konnte, unser „Schreiberhäusel.“ Damals war der Ort noch nicht von Sommergästen überlaufen, wie heute, wo Villa an Villa steht. Ich war der erste Fremde, der sich in dem „Mariental“, nahe der Josephinenhütte, anbaute; der zweite war der Freiherr Otto von Ende aus Charlottenburg mit seiner lieben Frau, die uns nicht nur gute Nachbarn, sondern treue Freunde geworden sind. Nach ihnen kam die Witwe des Buchhändlers Granier aus Breslau, die ich bei früherem Aufenthalt in Schreiberhau kennen gelernt hatte. Sie und ihre Kinder waren uns sehr nahe getreten, und, um auch im Sommer mit uns verbunden zu bleiben, erwarb Frau Granier ein Grundstück unweit des unsrigen und erbaute dort nach meinen

Zeichnungen ein kleines Landhaus. Dann dauerte es eine ziemliche Weile, bis noch andere unserm Beispiel folgten; wir führten mit unseren Freunden ein ungestörtes, köstliches Landleben in den einfachsten Verkehrsformen und durchstreiften auf gemeinsamen Wanderungen das herrliche Gebirge nach allen Richtungen. Zu meiner großen Freude hatten wir oft liebe Gäste, Verwandte, Freunde und Bekannte. Wir sahen bei uns auch einen von mir hochverehrten Mann, den Minister Falk, dessen Familie einen Sommer in Schreiberhau zubrachte und viel bei uns verkehrte. Besonders beglückt war ich durch wiederholte Besuche meiner Mutter und zweier Schwestern, denen es in unserm Häuschen so recht behaglich war. Auch Bruder Karl kam mit seiner jungen Frau zu uns. Wieviele freundliche Gesichter tauchen vor mir auf, wenn ich jetzt in unserem Fremdenbuch blättere! Es war eine herrliche glückliche Zeit, der Höhepunkt meines Lebens.

Noch wenige Monate vor ihrem Tode weilte die Mutter mit Schwester Käthe bei uns, und an diesen Aufenthalt schloß sich eine gemeinsame Wagenfahrt durch das schöne böhmische Berg- und Waldland nach Reichenberg zu meinen Basen Pauline und Toni Scholz, die durch des Vaters Fürsorge dort Tätigkeit und Heimat gefunden hatten und nun hocherfreut waren, uns in dieser zu begrüßen. Ich ahnte freilich nicht, daß ich meine teure Mutter so bald verlieren sollte! Ehe wir



Clara Schumann  
1879.



uns trennten, besuchte ich noch Wallensteins Schloß in Friedland, das stolz auf einer Basaltkuppe thront, deren Säulen an den Flanken zu Tage treten. Dann wanderte ich durch das Isergebirge zu den Weinigen zurück, kehrte jedoch unterwegs in Messersdorf bei den Eltern meines jungen Freundes Ernst von Salbern ein, der gerade dort verweilte.

Von Schreiberhau aus besuchte ich Adolf Henselt, der zu jener Zeit des Sommers in dem benachbarten Bade Warmbrunn wohnte. Ein Sonderling! Wie er sich schon früh vom Konzertieren zurückgezogen hatte, so suchte er sich auch in Warmbrunn vor jeder Berührung mit der Öffentlichkeit zu schützen. Er wollte nicht gehört sein und durchzog deshalb die Saiten seines Flügels, der in einem der Straße zugewandten Zimmer stand, an der Stelle, wo die Hämmer anschlügen, mit einem Flanellstreifen, so daß man draußen nichts hörte. Was er davon hatte, auf einem so abgedämpften Klavier zu spielen, begreife ich nicht. Er benutzte denn auch gewöhnlich ein vortreffliches Pianino, das in einer Hinterstube stand. Mir gegenüber war er sehr liebenswürdig und ließ sich nicht lange bitten, als ich den Wunsch aussprach, ihn zu hören. Er spielte mir Stücke von sich und von Chopin vor, des letzteren große A-Moll-Stüde unübertrefflich, unfehlbar in der Technik, mit vollem, saftigen Ton, kräftig ohne jede Härte und im Piano mit bezauberndem Klang. Schließlich rückte er mit einem



Anliegen heraus, das wohl schmeichelhaft für mich war, mich aber in Verlegenheit setzte. Er hat bekanntlich zu Cramers Etüden eine zweite Klavierstimme geschrieben, um sie dadurch reicher auszugestalten; seine Bearbeitung der Weber'schen Polonäse in E-Dur ist vielverbreitet. Nun aber hatte er ein Stück von Beethoven überarbeitet, den letzten Satz der Klavierfonate in D-Moll, op. 31, Nr. 2. Darüber wollte er meine Meinung hören. Er behauptete, dieser entspreche in der pianistischen Redaktion nicht ganz der eigentlichen Idee des Meisters, der gewiß nur aus Rücksicht auf die in jenen Tagen noch ungenügend entwickelte Technik an vielen Stellen arpeggierte Akkorde gebraucht habe, wo eigentlich thematische Motive hingehörten. Glücklicherweise spielte er mir seine Bearbeitung nicht vor, sondern gab mir das Manuskript mit, wogegen ich ihm versprach, es bald zurückzusenden und ihm darüber zu schreiben. Es war das für mich, dem alten und berühmten Meister gegenüber, eine schwierige Aufgabe. Das Motiv, auf dem Beethoven seinen herrlichen letzten Satz aufgebaut hat, kommt bei diesem gerade oft genug und bedarf eines Gegensatzes; Henselt aber hatte es zu Tode gehehrt. Ich zog mich dadurch aus der Affäre, daß ich ihm schrieb, Beethoven habe gewiß gute Gründe für seine Fassung gehabt, das mitgeteilte Manuskript aber habe für mich das größte Interesse als Studie eines hervorragenden Pianisten und Musikers über ein Beethovensches Werk.

Unser Bekanntentkreis in Breslau erweiterte sich bald, dank den Beziehungen, die ich bei meinem ersten Aufenthalt dort angeknüpft hatte. Wir wurden von allen Seiten mit offenen Armen aufgenommen und sahen uns von einem sympathischen Kreis umgeben. Ich denke mit Dankbarkeit daran, wieviel Liebes uns von den Familien Frand, Landsberg, Milbe, Molinari und vielen anderen erwiesen worden ist. Die Reihe würde endlos werden, wenn ich sie alle nennen wollte.

In dem gastlichen Hause Frand hörten wir Holtei im kleinsten Kreise den ersten Monolog aus Goethes Faust und Szenen aus Shakespeare'schen Dramen vorlesen, — wie wirkungsvoll bei größter Einfachheit! Als Holtei nicht mehr ausging, besuchten wir ihn in seinem Quartier, den „Drei Bergen“ und später bei den Darmherzigen Brüdern. Und wenn er noch so grob „Herein“ gerufen hatte, noch so giesgrämig war, weil er schon so lange „an der Krepierhalfter liege,“ meine Frau verstand es, ihn mit ihrem köstlichen Humor zu erheitern, sodaß er allemal fröhlich und gesprächig wurde. An seinem Geburtstag brachte sie ihm immer eine blaßrote Hyazinthe, da sie wußte, daß er diese Blume liebte. In ihrer Liebe zu Holtei begegnete sie sich mit der Gattin des Oberpräsidenten, Grafen Stolberg, einer Prinzessin Reuß, die gern zu uns kam, wenn Musik gemacht wurde, einer lebenswürdigen, wahrhaft vornehmen Frau, die an des alten Herrn mitunter kräftigen Späßen keinen

Anstoß nahm. So hatte er einst bei ihr für einen armen Teufel ein Paar alte Hosen erbettelt, dann aber vergessen sie mitzunehmen. Andern Tags schickte er einen Boten mit dem mündlichen Auftrag an Ihre Durchlaucht, Herr von Holtei bitte um seine Hosen, die er gestern Abend bei ihr habe liegen lassen. Sie wußte den Alten zu nehmen, wie er war, hatte überhaupt Sinn für Humor und lachte herzlich, als meine Frau ihr anvertraute, sie bedauere sehr, daß die Gräfin keine Schustersfrau sei, weil sie dann noch viel unbefangener und herzlicher mit ihr verkehren könnte.

Holtei war in Schlesien wie ein Patriarch angesehen und verehrt. Die Barmherzigen Brüder, in deren Kloster er, obwohl Protestant, die letzten Lebensjahre zubachte, behandelten ihn mit besonderer Rücksicht und ließen sich's nicht verbrießen, wenn er sie ohne Not quälte. Bruder Clemens, dessen spezieller Pflege er anvertraut war, erzählte uns lachend, daß der alte Herr in der Nacht vorher heftig geklingelt, und, als er gekommen sei, ihm gesagt habe: „Ich wollte nur sehen, ob Ihr Rader auch kommt, wenn ich schelle.“ Wie allgemein die Liebe war, die man Holtei entgegenbrachte, zeigte sich bei seiner Beerdigung (1880) die unter dem Vorantritt der „städtischen Ausreuter“ in ihrer altertümlichen, malerischen Tracht, unter der Beteiligung der staatlichen und städtischen Behörden und dem Zubrang einer unermesslichen, respektvollen Menschenmenge stattfand. Diese Liebe galt

nicht nur dem vaterländischen Dichter, sondern ebenso dem warmherzigen Manne. Arme Schüler und junge Talente erfuhren von ihm jederzeit freundliche Unterstützung und Förderung. Bei Holtei und durch ihn lernte ich den damals noch schlanken, blonden Jüngling Max Kalbed kennen, dem er sehr zugetan war, und der diese Neigung durch seine Leistungen vollauf rechtfertigte.

Leider nur kurze Zeit erfreuten wir uns des Verkehrs mit dem Oberbürgermeister Arthur Hobercht und seiner Frau. Schon nach einem Jahre wurde er nach Berlin berufen. Seitdem sind wir uns oft wieder begegnet; die Jahre nehmen ihm nichts von seiner Jugendlichkeit und Frische; er denkt wohl auch noch gern an die Zeit, in der er bei einer Festlichkeit Mathilde Mallinger einen Kuß im Namen der Stadt Breslau gab.

Von Wilhelm Dilthey, der mittlerweile nach Breslau berufen war, wurden wir in einen Kreis jüngerer Professoren eingeführt, die alle Leuchten der Wissenschaft waren oder seitdem geworden sind. Die meisten von ihnen waren mit so lebenswürdigen und schönen Frauen verheiratet, daß die andern diesem guten Beispiele bald folgten. Das war ein erfreulicher Umgang, wie wir ihn weder vorher noch nachher gefunden haben. Was haben wir für anregende gesellige Abende mit Dilthey, Gierke, Brentano, Dove, Erdmannsdörffer, mit Cohnheim und seinen Assistenten Weigert und Grüpner, mit Lichtheim, Bonfid, Miaszkowski und

mit den etwas älteren Heidenhain und Freund verbracht! Wie reizend waren unsere gemeinsamen Ausflüge zu Wasser auf der Dyle nach Pirscham oder zu Land durch den herrlichen Oderwald nach dem Kloster Leubus! Wie vergnügt waren wir an unseren wöchentlichen Regelabenden! Kein Wunder, daß wir uns in Breslau heimisch fühlten!

Wenige Meilen von Breslau entfernt, nahe bei der Stadt Ohlau und unweit des Schlachtfeldes von Mollwitz, wo König Friedrichs junger Ruhm erblüht war, liegt die Kommende Klein-Dels, das Majorat der Dord'schen Familie. An das umfangreiche, aber keineswegs prunkhafte Schloß mit seiner erlesenen Bibliothek\*) grenzt ein Park mit herrlichen, alten Eichen; in dessen Mitte befindet sich die Grabkapelle, wo neben dem Feldmarschall auch sein ruhmvoll gefallener Enkel Wolf beigesetzt ist. Nach dem Tode desselben stand mir am nächsten sein ältester Bruder, der Majoratsherr Graf Paul. König Wilhelm hat einst gegen Bismarck geäußert, die Dord'sche Familie sei die einzige aus dem Kreise der Führer von 1813, welche dem Namen ihrer Ahnen Ehre mache. Wie dies von dem Sohne des Feldmarschalls galt, der nach dem Urtheil derer, die ihn gekannt haben, ein hervorragender Mann gewesen ist, so traf das auch bei seinen Enkeln zu; in Allen lebte ein Geist der Tüchtigkeit, der sich auf den verschiedenen Feldern ihrer Tätigkeit kundgab.

---

\*) Einen Hauptbestandteil bildet die von Ludwig Tied.

Paul York war ein Mann von umfassender Bildung, der mit Vorliebe die höchsten Probleme mit seinem alten Lehrer, Professor Branitz, und später mit Wilhelm Dilthey durchsprach. Uns führte zuerst zusammen seine Liebe zur Musik; dann aber fanden wir uns auf mehr als einem Gebiet. Klein-Dels war im Sommer der Sammelpunkt für die ganze Nord-Olfers'sche Familie; ein jüngerer Bruder Pauls, Graf Hans, wohnte dort ständig mit seiner lieben, talentvollen Frau, Helene, einer Tochter des älteren Landschaftsmalers Graf Kaldreuth. Die Gräfin Paul wußte es in ihrer Güte und schlichten Herzlichkeit den Gästen des Hauses so recht behaglich zu machen; meine Frau und die älteren Kinder sind oft mit mir in Klein-Dels gewesen, öfter noch ich allein zu ländlicher Erholung und gemüthlichem Zusammensein mit dem Grafen Paul oder zur Jagd auf der Hühnersuche und bei den winterlichen Treibjagden. Auch von dem Grafen Peter York auf Schleibitz und seiner schönen, goldblonden Frau wurden wir gastlich aufgenommen; dort ist mir sogar einmal das Glück zuteil geworden, Jagdkönig zu werden. So wetteiferten Stadt und Land, uns den Aufenthalt in Schlesien angenehm zu machen.

Meine offizielle Tätigkeit ließ mir Zeit genug zu eigener Arbeit und zum Unterrichten; ich hatte einige sehr begabte Schülerinnen, von denen zwei, eine kleine Ungarin, Ernestka Roth, und ein junges Mädchen aus Breslau, Helene Frese, heute als

Lehrerinnen meine Schule in ihren Heimatsorten mit Ehren vertreten.

Ein bedeutendes musikalisches Ereignis für Breslau war das fast alljährlich sich wiederholende persönliche Erscheinen von Johannes Brahms in seiner Doppelseigenschaft als Komponist wie als Klavierspieler. Ich richtete es immer so ein, daß er zur Mitwirkung sowohl in einem Orchesterkonzert als in einer Kammermusiksoiree kam und eine Reihe von Tagen in Breslau blieb. So spielte er am 29. Dezember 1874 zum erstenmale sein Klavierkonzert in D-Moll und am 2. Januar 1875 sein Quartett in G-Moll; an demselben Abend sang ein treffliches Soloquartett, bestehend aus der Gesanglehrerin Frä. Elisabeth Doniges, meiner Schülerin Frau Cornelia Laband, den Herren Albert Seidelmann und Eugen Frand, den ersten Zyklus der Liebeslieder, von Brahms und mit begleitet. Damals war Brahms in der besten Stimmung, ich darf wohl sagen: in seiner liebenswürdigsten Epoche. Die Zeit des Ringens und Kämpfens lag hinter ihm, er wurde überall begeistert aufgenommen, und das tat ihm sichtlich wohl. Die Proben mit den jungen Sängerinnen und Sängern, wie auch der frische Verkehr mit unserm Professorenkreis, dessen schöne Frauen ihn entzückten, entfaltetes alles Freundliche, dessen er fähig war. Er war fast immer mit uns zusammen, nahm auch teil an unserer Regelpartie. An einem Abend, den er bei uns verbrachte, war er so übermütig und lustig, daß er,

während die Damen noch ihre Mäntel umnahmen, in das dunkle Treppenhaus voraneilte, um sie dann plötzlich, mit furchtbarem Geschrei hervorbrechend, zu erschrecken. Dummes Geschwätz vertrug er freilich nicht. Einer Dame, die ihn bei Tisch fragte: „Herr Brahms, wie machen Sie es nur, so tiefempfundene Musik zu schreiben?“ gab er zur Antwort: „Das ist doch sehr einfach: die Verleger bestellen sie so.“

Wie gern er damals in unserm Kreise verkehrte, bezeugen die Zeilen, die er mir bald darauf aus Wien schrieb:

„Sie müssen selbst empfunden haben, wie herzlich wohl es mir bei Ihnen war. Aber es fehlt ja auch bei Ihnen an nichts, was das Dasein behaglich macht. Ihr trauliches Heim, liebe Kinder, gute Musik, gute und — schöne Gesellschaft!“

Wie hoch man Brahms in Breslau schätzte, beweist seine Ernennung zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Universität, worauf er mit seiner akademischen Ouvertüre antwortete. Sie erlebte am 4. Januar 1881 ihre erste Aufführung; die philosophische Fakultät war dazu in *corporo* eingeladen und erschienen. Die Ouvertüre wurde wiederholt am 20. Dezember desselben Jahres, in dem letzten Konzert unter meiner Leitung, in welchem Brahms persönlich mitwirkte und sein zweites Klavierkonzert spielte.

Frau und Kinder verbrachten seit der Erwerbung unseres Häuschens regelmäßig die Sommermonate



ganz in Schreiberhau, während ich daneben alljährlich in die alte Heimat reiste, um Eltern und Geschwister zu besuchen. Aus der Umgegend kamen liebe, alte Freunde auf die Hammermühle, mich zu sehen, oder ich vereinigte mich mit ihnen zu Wanderungen ins rheinische Land. Einer solchen mit meiner Schwester Käthe und Sophie Rommel nach der mir so lieben Ruine Königstein und durch die schönen Wälder des Taunus erinnere ich mich besonders lebhaft; es war das letzte Mal, daß ich die liebe Frankfurter Freundin sah. Bald darauf reiste sie nach Italien, erkrankte am römischen Fieber und starb. Aus Albano hatte ich ein letztes Lebenszeichen von ihr erhalten; auf der sonnen- und meerumfluteten Höhe von Anacapri ist sie zur Ruhe gebettet.

In den ersten Jahren meines Breslauer Aufenthalts war ein Werk herangereift, an dem ich mit der größten Liebe gearbeitet hatte, meine Oper „Golo.“ Ich hatte die Genoveva des Malers Müller und die von Ludwig Tieck kennen gelernt und fand hier einen Stoff, der mich sofort lebhaft ergriff. Das Gedicht Tiecks bot mir den Text schon halb fertig, ich konnte große Strecken in der ursprünglichen Fassung gebrauchen und war in so glücklicher, gehobener Stimmung, daß ich mich im Stande fühlte, das Fehlende zu ergänzen. Ich beabsichtigte die Partie des Golo, den Tieck als unseligen, edel angelegten und doch der Versuchung erliegenden Jüngling zeichnet, für Fr. Singer zu

schreiben, deren großes dramatisches Talent und leidenschaftlich gefärbter Mezzosopran mir eine vorzügliche Darstellung der Seelenkämpfe des kaum dem Knabenalter Entwachsenen zu verbürgen schien. Ich hatte schon mehrere Szenen des Golo geschrieben, als Fr. Singer den Entschluß faßte, der deutschen Bühne den Rücken zu kehren. Das war mir zuerst eine bittere Enttäuschung; bei reiflicher Überlegung mußte ich mir aber sagen, daß der Golo der letzten Akte, der dem Verbrechen Verfallene, überhaupt besser einer jugendlichen Männerstimme, also dem Tenor, zugeteilt würde.

Nun galt es, einen tüchtigen Sänger für den Golo zu finden; die Partie ist darstellerisch und gesanglich gleich wichtig. Ich wandte mich an Franz Diener, der mir als hochbegabt in jeder Hinsicht bekannt war, und sandte ihm den Klavierauszug nach Nürnberg.

Golo wurde dort schon nach wenigen Monaten am 4. April 1875 gegeben, leider zu spät, um mehr als eine Wiederholung zu gestatten, da das Nürnberger Theater zu jener Zeit bereits zur Osterzeit schloß. Franz Dieners Leistung als Golo war herrlich; er regte noch eine Aufführung des Werks in Hamburg an, starb aber bald darauf, für mich und für mein Werk ein großer Verlust!

Die zweite Bühne, welche dasselbe brachte, war das Hoftheater in Weimar. Der Intendant, Freiherr von Loën, hatte die Oper würdig ausgestattet, lassen sie sorgfältig einstudiert; alle Partien waren

gut besetzt, Frau Fichtner-Spohr als Genoveva und Fedor von Milde als Pfalzgraf sogar vorzüglich, und so errang Golo auch hier einen vollen Erfolg, (9. Mai 1875) der bei der Wiederholung nicht nachließ. Ich verlebte mit meiner Frau und Schwester Käthe eine glückselige Woche in dem lieben, traulichen Weimar; wir besuchten andächtig alle die heiligen Orte in der Stadt und in den Gärten, die sie umgeben; ich fühlte mich gehoben durch die Empfindung, daß mein Werk gerade hier, an geweihter Stätte, eine so überaus warme Aufnahme fand. Endlich konnte ich die Zweifel beschwichtigen, die mich bis dahin immer von Zeit zu Zeit gequält hatten, ob ich im Rechte war, als ich einem so gütigen Vater durch meinen Berufswechsel schwere Sorge bereitete. Der Großherzog beschied mich am Tage nach der ersten Aufführung ins Schloß, sprach mir in einer langen Audienz seine herzliche Freude über meinen Golo aus, und ließ sich das Versprechen geben, daß ich meine nächste Oper zuerst seiner Bühne anvertrauen werde. (Daraus wurde freilich nichts, wie aus so vielem, was man sich vornimmt.) Hofrat Adolf Schöll, sowie die liebenswürdige Sängerin, Frau Merian-Genast trugen das Ihrige dazu bei, uns den Aufenthalt in Weimar angenehm zu machen. Liszt, der mich unerwarteter Weise sogar zuerst im Gasthause besuchte, war äußerst verbindlich. Ich war dann noch mit ihm und einer alten, wenig angenehmen Ruffin, Frau von M., bei Herrn

von Loön zu Tisch; es liegt an einer gewissen Sprödigkeit meines Wesens, daß ich mich nicht entschließen konnte, mich ihm zu nähern. Mir war die sonderbare Doppelnatur des Mannes trotz seiner glänzenden Eigenschaften so unsympathisch wie seine Musik, und ich erfüllte ihm gegenüber nur gerade die Pflichten der Höflichkeit zum großen Verdruß meiner lieben Frau, die wie alle Frauen von ihm bezaubert war. Herr von Loön schrieb mir im folgenden Winter, daß Golo „seine alte Zugkraft bewähre.“ Die Oper behauptete sich in Weimar auf dem Repertoire bis in den Winter 1878/79.

Weitere erfolgreiche Aufführungen folgten in Frankfurt a. M. und in Cassel und mehreren kleinen Bühnen.

In Dresden war die Aufnahme kalt, der ausnahmsweise furchtbaren Wintertemperatur entsprechend, die sich in dem damaligen Interims-theater, einer Bretterbude, empfindlich geltend machte. Außerdem war die Besetzung der Titelrolle ungenügend, die Ausstattung dürftig. Aber Julius Rieß, der die Oper dirigierte, sprach sich enthusiastisch darüber aus. Meiner Frau sagte er: „Gott sei Dank, daß heute noch ein solches Werk komponiert wird,“ und schrieb ihr ins Album: *Te Deum laudamus.* Mir schenkte er die schöne Radierung von Ludwig Richter, *Genoveva mit dem kleinen Schmerzenreich im Walde.*

Eine große Freude war mir das lebhafteste Interesse,

das Heinrich Vogl, bekanntlich ein hervorragender Wagnerfänger, an meiner Oper nahm. Nach ihrer Aufführung in München schrieb er mir, er sei in hohem Grade davon begeistert; von keinem neueren Komponisten außer Wagner, sei etwas so Tiefergreifendes, Hochdramatisches geliefert worden, wie das Wiederfinden Genovevas und Siegfrieds. Er fügte hinzu:

„Meine Frau und ich haben Alles, was in unseren Kräften stand, gethan und werden es gewiß weiter thun. — Seien Sie meines und meiner Frau heiligen Feuereifers sicher!“

Er hat Wort gehalten. Denn als nach Büllners Abgang von München mir feindliche Einflüsse die Oberhand gewannen und trotz aller Bemühungen Vogls Wiederholungen des Golo zu hintertreiben wußten, hat er gelegentlich eines Gastspiels zwei Aufführungen meiner Oper im Hamburg veranlaßt. Er schrieb mir von dort (am 10. Mai 1879):

„Vorgestern war Golo mit glänzendem Erfolg. Ich gratuliere Ihnen herzlich zu der Genugthuung, die Ihnen geworden ist. — Ich prophezeie Ihnen, daß Sie am Golo noch die schönsten Erfolge erleben werden.“

Warum es nicht der Fall war? Zweierlei hat dazu beigetragen. Einmal wollte es mein Unstern, daß gleichzeitig mit dem Erscheinen meines Golo eine Wiederaufnahme von Robert Schumanns „Genoveva“ durch Wilhelm Zahn in Wiesbaden veranlaßt wurde, und daß eine große Zahl deutscher Bühnen aus Pietät für den großen Tondichter

diesem Beispiel folgten. Dadurch wurden diese meinem Werke verschlossen; denn zwei Opern, denen dieselbe Handlung zugrunde lag, konnten sie doch nicht geben. Nachdem der Versuch mit dem Schumannschen Werke abermals gescheitert war, sagten sich die andern Intendanten und Direktoren: Was Schumann nicht gelungen ist, wird Scholz auch nicht erreichen. Der zweite, noch stärkere Grund lag in dem gleichzeitigen Erscheinen von Richard Wagners „Ring des Nibelungen“, gegen den nichts anderes aufkam.

Ob meinem „Solo“ und seiner älteren Schwester „Morgiane“ noch einmal fröhliche Auferstehung beschieden sein wird? Beide Werke sind dem Drang eines übervollen Herzens entsprungen; ich hatte auch das Glück, zu empfinden, daß manches Herz beim Anhören meiner Musik in gleichem Rhythmus mit dem meinen schlug. Jedenfalls gehören die Stunden, in denen ich der inneren Stimme lauschte, zu den glücklichsten meines Lebens.

Der „Ring des Nibelungen“ wurde Mitte August 1876 zum erstenmale in Bayreuth aufgeführt und nahm sofort das ganze Interesse des Publikums und der Theaterleitungen in Beschlag. Es war nur zu natürlich, daß die Vorliebe, mit der an den deutschen Bühnen jahrzehntelang die italienische Oper mit ihrer Schwelgerei in süßen Weisen gepflegt worden war, einen starken Rückschlag erzeugen mußte. Diesen führte Wagner durch die vorzugsweise Betonung des Dramatischen herbei.

Ich war in jungen Jahren von Tannhäuser und Lohengrin ganz berauscht und halte auch jetzt noch den Tannhäuser für das frischeste und ursprünglichsste Werk des damals jugendlichen Meisters. Lohengrin ist im Stil einheitlicher; auch bietet er einige der wirksamsten und schönsten Szenen, die Wagner überhaupt geschrieben hat: so das Erscheinen des Helden und sein Abschied im letzten Akt, das Frauenduet und den Kirchgang im zweiten. Allein im Helden selbst begegnet uns schon eine der frostigen Figuren, mit denen uns keine Sympathie verbindet, weil sie mit unserer Natur nicht übereinstimmen. Er kommt nicht aus eignem Antrieb, um für die Unschuld zu kämpfen; er ist gesandt von einer höheren, überirdischen Macht. Ich habe es nie verstanden, wie er Elsa, kaum daß er sie gesehen, versichern konnte, er liebe sie, und dennoch von ihr scheidet, als sie ihr gutes Recht geltend macht, zu wissen, wer ihr Gatte sei. Wirklich dramatisches Interesse flößen uns dagegen die beiden Frauengestalten ein, die dämonische Ortrud und die liebe Elsa.

Durch Lohengrin trat Wagner in den Bann der Sage. Im Mythos glaubte er das „von aller Konvention losgelöste Menschliche“ entdeckt zu haben. Stehen denn seine Helden, Tristan und Siegfried, die zu ihren Entschlüssen und Handlungen durch Tränke präpariert werden, steht denn der traurige Wotan, der immerzu den Kämpfen sucht, der ihn wider seinen eigenen Willen erretten

soll, wirklich der Natur näher, als die Fülle der Gestalten Mozarts, die unsere Freuden und Lorheiten, unser Lieben und Leiden, das ganze vielfarbige Leben so wunderbar spiegeln, die alle singen, wie ihnen „der Schnabel hold gewachsen ist,“ während Wagners Helden und Heldinnen viertelstundenlang auf den öden Sprechgesang herabgestimmt sind? Zum Glück entschädigt uns der Bayreuther Meister durch Stücke wahrhaft großer musikalischer Konzeption, wie Siegmunds Liebes- und Frühlingshymnus, Siegfrieds Schmiedelied, die glänzenden Orchesterstücke des Walkürenritts, des Feuerzaubers und den mächtigen Trauermarsch. Diese Stücke, welche den Erfolg des „Rings“ entschieden haben, unterscheiden sich prinzipiell in nichts von dem, was bisher als Musik galt. Sie sind nicht die Verneinung, vielmehr die Fortbildung dessen, was vorher da war.

Mir scheint, daß es keine Verfündigung an Wagners Werk ist, wenn man, um den Hörer zu entlasten, Stücke, die für die Handlung ohne Bedeutung sind, streicht. Ich glaube das ebenso wenig, als ich es mißbilligen kann, wenn man in Mozarts Opern manche Arien konventioneller Art wegläßt, oder als ich es Mendelssohn verdenke, daß er die Matthäuspassion um schwächere Nummern kürzte. Darüber zetern freilich die heutigen Bachfanatiker; ich aber traue einem so feinfühligem Meister, der Bach kannte und liebte, wie nur irgend einer, ein gesünderes Urtheil zu als ihnen allen!



Wagner hat den größten Triumph gefeiert, der je einem Musiker beschieden war. Sein Werk ist von einer auserlesenen Künstlerschar im eigens dazu erbauten Hause dargestellt worden; ein Publikum aus allen Welttheilen war zu dieser festlichen Veranstaltung versammelt. Unser ehrwürdiger, alter Kaiser gab durch seine Anwesenheit zu erkennen, wie hoch er die Bedeutung des mächtigen Werks einschätzte, das von hier aus den Siegeslauf über die ganze Erde begann. Wie Wagner der deutschen Oper den Vorrang im Auslande erstritten hat, so hat er unserer Kunst auch im Vaterlande eine Stätte bereitet, an der ihr ohne jede Nebenrücksicht, lediglich um ihrer selbst willen gebient und geopfert werden soll, und die Sorgfalt, mit der hier des Meisters Werke behandelt und ausgestattet werden, wirkt befruchtend und segensreich auf alle deutsche Bühnen.

Ich habe der ersten Aufführung des Rings der Nibelungen in Bayreuth beigewohnt und traf dort so ziemlich alle deutschen Dirigenten von Ruf, auch viele auswärtige Künstler, unter ihnen Gebaert, den ich nach einem Vierteljahrhundert da zuerst wieder sah. Auf dem Festhügel fand sich eine bunte Menge zusammen: Monarchen, Diplomaten, Vertreterinnen der hohen Aristokratie, Männer der Wissenschaft, Künstler und daneben höchst abenteuerliches Volk; ich erinnere mich eines Jünglings, von der unteren Donau stammend, der einen ganzen Adlersflügel auf dem Hut trug — damit der

heutigen Damenmode vorgreifend — und einer Jungfrau, deren aufgelöstes, langes, goldblondes Haar über ein strahlendes Brodatkleid fiel. Für die Verpflegung einer so großen Schar, wie sie sich da zusammengefunden hatte, war in der kleinen Stadt Bayreuth nur mangelhaft gesorgt; aber ich war geborgen. Mein Bruder, der mit seiner Familie den Festspielen beivohnte, hatte als guter Mainzer vorsorglich ein Kistchen edlen Rheinweins mitgenommen. Ihn besuchte ich jeden Morgen in dem freundlichen Garten des Hauses, welches er bewohnte. Dort fand sich zu fröhlichem Trunke eine ansehnliche Gesellschaft zusammen, deren jüngere Mitglieder es übernehmen mußten, für die nötigen solideren leiblichen Genüsse zu sorgen, d. h. kalte Brathühnchen, Schinken und dergl. mitzubringen. Adolf Menzel, Angeli und andere Größen im Reiche der Kunst verschmähten diese Symposien nicht. Auch Leopold Damrosch, der von Amerika herübergekommen war, beteiligte sich gern daran, und trotz der divergierendsten Ansichten über das Werk, das uns zusammengeführt hatte, vertrugen wir uns alle ganz vortrefflich und wurden von denen, zu welchen die Kunde von unseren Zusammenkünften drang, beneidet. Zu den Audienzen im Bahnsried begab ich mich nicht; da gehörte ich nicht hin. Ich ging auch nicht zu Angermüller, denn da flogen den Dissidenten Biergläser an den Kopf. Ein Jahr vor dem Ende meiner Breslauer Thätigkeit (im Frühjahr 1882) hatte ich noch eine Kontroverse mit der

Kritik. Hans von Bülow kam mit der Weiningers Hofkapelle und veranstaltete einige Symphoniekonzerte; diese, insbesondere die Aufführung von Beethovens E-Moll-Symphonie wurden in der Schlesischen Zeitung als vorbildlich hingestellt. Dagegen trat ich auf, ich wies darauf hin, wie Bülow, der damals noch nicht Brahms' läuternden Einfluß erfahren und aus Saulus Paulus geworden war, durch übertriebene Betonung und Auseinanderhebung der Einzelheiten den großen Zug des Ganzen zerstöre, und erklärte, daß ich im nächsten Konzert des Orchestervereins die E-Moll-Symphonie so aufführen werde, wie sie mir vorschwebt. Daß das Publikum für mich entschied, war in Breslau nicht gerade zu verwundern; aber auch die Kritik bekehrte sich zu mir, und das wollte etwas sagen.

Zwölf Jahre habe ich in Breslau verlebt; sie wären zu schön gewesen, wenn mir das Schicksal nicht Vermut in den Becher geträufelt hätte. Wenige Wochen nach unserer Fahrt durch das Riesengebirge, am Vorabend des Weihnachtsfestes 1875 starb meine liebe, teure Mutter auf der Hammermühle in den Armen ihrer beiden ältesten Töchter, — „sanft wie sie gelebt“ heißt es in Beethovens ergreifendem elegischem Gesang. — Sie war eine herrliche Frau, die beste Mutter, nur Sinecure und Liebe. Als ich die Nachricht von ihrem Tode erhielt, war mir zu Mute, als würde ich vom Boden gerissen und schwebte haltlos über Abgründen; es

war der erste herbe Verlust, den ich im engsten Kreis der Familie erlitt; nun erst fühlte ich mich von Kindheit und Jugend ganz losgelöst und abgeschieden. Meine Schwestern schrieben mir, daß die letzte, große Freude der Mutter der Erfolg meines Solo in Frankfurt gewesen sei.

Im März 1877 erkrankte ich selbst in Folge von nervöser Überreizung; ich litt an plötzlich auftretendem Schwindel und war nach einigen Stunden so elend, daß ich nicht mehr gehen und stehen konnte; ich mußte auf dem Sofa liegend, wie ein Kind gefüttert werden, denn ich konnte nicht einmal mehr den Kopf erheben. Dr. Kauffmann, der mich behandelte, verordnete Ruhe und Landaufenthalt, und ich bezog, sobald ich reisefähig war, mit meiner ältesten Tochter Henny unser Schreiberhäusel. Der Aufenthalt wirkte Wunder; schon nach wenigen Tagen konnte ich Wanderungen bis hinauf zu den Gebirgsbauden unternehmen. Henny holte unsere kleinen Zwillinge aus Breslau, und ich denke noch immer mit der größten Freude an die Monate, die wir mit ihnen im schneebedeckten Waldgebirge und in tiefster Einsamkeit verlebt haben. Es war so still; nichts störte den Verkehr mit der heiligen Natur, deren Erwachen aus dem Winterschlaf ich mit Liebe und Andacht — anders kann ich's nicht bezeichnen — verfolgte. Das letzte Konzert des Orchestervereins, das am 10. April stattfand, durfte ich schon wieder dirigieren; in den beiden vorhergehenden hatte mich Julius Buths vertreten; aber nach dem

Konzert kehrte ich sogleich ins Gebirg zurück. Die Teilnahme an der Leitung des ersten schlesischen Musikfestes, wozu mich Graf Hochberg (selbst ein guter Sänger und vorzüglicher Musiker) eingeladen hatte, wurde mir untersagt; auch mußte ich die Aufführung meines Solo in München versäumen und konnte mich an den Leistungen des Ehepaars Vogl, die sich so wader für mein Werk eingesetzt hatten, nicht erfreuen.

Am 7. März 1879 wurde mir wieder ein Sohn geboren, Hans Pablo, dessen Patenschaft Sarasate übernahm. Des Vaters Glückwunsch lautete:

„Rein lieber Son! Nach Franklin bist Du ein starker Rheber — er sagte: vile Kinder, vil Schiffe in See!“

Bald wurde der Vater selbst abgerufen. Nach der Mutter Tod hatte er sich mehr und mehr auf den engsten Familienkreis zurückgezogen; er lebte fast ganz in der Erinnerung an seine Vergangenheit, auf die er dankbar zurückblickte. „Ich habe viel Glück im Leben gehabt,“ sagte er zu meiner Schwester Käthe, die ganz in seiner Pflege aufging; „wenn ich nun noch auf gute Art aus der Welt gehe, dann kann ich lachen!“ Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt; er starb am 21. März 1880 nach kurzer Krankheit und ward neben dem Großvater, Kösschen Matz und unserer Mutter auf dem Mosbacher Friedhof beerdigt. Wohl dem, der seiner Eltern in Liebe und Dankbarkeit gedenken kann; ihm ist ein unverlierbarer Schatz fürs Leben mitgegeben; mir ist er zuteil geworden.

Im folgenden Frühjahr (1881) bekam ich durch Ansteckung von meinen Kindern den Keuchhusten, der mich derart zusammenschütterte und angriff, daß ich an den Salinen von Kissingen Erholung und Heilung suchen mußte. Meine Schwester Käthe ging mir zur Gesellschaft mit. Wir begaben uns gleich am ersten Morgen nach dem Kurgarten am Rakoczj-Brunnen und waren nicht wenig erstaunt über den dortigen Brauch, daß die Ärzte zu bestimmter Stunde an verschiedenen Bäumen — jeder an dem seinigen — Aufstellung nahmen, um gewissermaßen Revue über ihre Patienten zu halten, welche an ihnen vorbeidefilierten und sie nach Bedürfnis ansprachen. Ich war von unserm Haus- arzte an einen der Brunnenärzte gewiesen worden, um mich von ihm für den Kurgebrauch instruieren zu lassen. Ich besuchte den Mann, in Begleitung meiner Schwester; er erteilte uns Audienz in seinem Sprechzimmer, ließ uns auf zwei Sesseln nebeneinander nieder sitzen und nahm selbst uns gegenüber feierlich Platz. Ich trug ihm meinen Fall vor; er gab mir Verhaltensmaßregeln für die Trinkkur und verordnete Sprudelbäder. Dann wandte er sich an meine Schwester, die ihm sagte, sie sei nur mir zur Gesellschaft mitgekommen. Das ließ der Mann aber nicht gelten und meinte, da sie einmal in Kissingen sei, solle sie doch auch von der Heilkraft des Wassers profitieren, und da er sie nicht ganz abgeneigt fand zu baden, so resümierte er seine Verordnungen dahin, daß er mir

vorschrieb: Bäder von 24° bei einer Dauer von 25 Minuten, meiner Schwester aber solche von 25° bei 20 Minuten Dauer. Wir hatten die größte Mühe, ernsthaft zu bleiben; kaum aber waren wir draußen, so brachen wir in ein schallendes Gelächter aus; von einer zweiten Konsultation sahen wir ab. Ubrigens erwies sich die Brunnen-Nymphe als mir wohlgesinnt. Die Kur bekam mir sehr gut, der Aufenthalt in dem freundlichen Städtchen mit der walddreichen Umgebung war mir angenehm; ich fand anregende Gesellschaft an dem Komponisten Friedrich Kiel und dem Theologen und Musikhistoriker Dr. H. Koeslin, die gleich mit die Kur gebrauchten; auch meine Schwester fand liebenswürdige weibliche Ansprache. Mit dem jungen Maler Karl Köchling durchstreifte ich die Wälder und studierte unter seiner Führung den Schauplatz des Treffens im Jahre 1866, den Sinnberg und seine nähere und weitere Umgebung. Wir waren fortwährend vom schönsten Wetter begünstigt, und Rissingen im Rosenflor nimmt sich ganz reizend aus. Nur Fische muß man dort nicht essen; dazu vergeht einem die Lust, wenn man gesehen hat, welchen Standort in der fränkischen Saale sie bevorzugen.

Unser Vater hatte das seltene Glück erfahren, daß ihm von allen seinen Nachkommen, 6 Kindern und 27 Enkeln, keiner gestorben war. Es war aber, als ob mit seinem Hingang der schützende Genius von unserer Familie gewichen sei; denn bald folgten

ihm mehrere Enkel nach. Ich verlor meinen Sohn Karl, einen süßen Knaben von 14 Jahren, körperlich wie geistig besonders reich entwickelt; sein Tod stürzte mich in die tiefste Traurigkeit, denn ich mußte mich anklagen, daß ich den Knaben nicht, wie ich sollte, behütet hatte. Wir waren, wie gewöhnlich, zeitig nach Schreiberhau übergesiedelt, nur zwei Söhne, Wilhelm und Karl, bis zum Beginn ihrer Sommerferien bei einer Familie in Breslau lassend. Karl schrieb uns Briefe voller Sehnsucht; ich ahnte nichts Schlimmes und vertröstete ihn auf die schöne Zeit, die wir bald gemeinsam im Gebirge verbringen würden. Mein Sohn Wilhelm reiste nach Amerika, wo ich ihm durch Familienbeziehungen eine erfreuliche Zukunft zu bereiten hoffte; Karl aber kam entkräftet nach Schreiberhau. Sein Zustand besserte sich auch dort nicht, und nach unserer Rückkehr nach Breslau starb er am 31. Oktober 1881 an perniziöser Anämie, wie die Ärzte sagten. Ich war in Verzweiflung; was ich damals und in den nächsten Jahren gelitten habe, ist unsagbar. Tag und Nacht stand vor mir das Bild des lieben Jungen, den ich fremden Händen überlassen hatte, während das tödliche Leiden sich in ihm schon zu entwickeln begann. Und wie rührend zärtlich war er gegen mich in seinen letzten Lebenstagen, als sein junger Leib unaufhaltsam dahinwelkte! Ich konnte mir's nicht verzeihen, zu leben, während er starb, und heute noch, nach 30 Jahren kann ich mich der Tränen, aber auch der Selbstanklage nicht er-



wehren, wenn ich an das geliebte, verlorene Kind denke.

Das Gefühl des Glückes und der Sicherheit, in dem ich mich gewiegt hatte, war von mir gewichen; öfter als früher beschlich mich die Sehnsucht nach der rheinischen Heimat.

Da erging ein Ruf an mich aus Frankfurt a. M. Joachim Raff, der Direktor des Dr. Hoch'schen Konservatoriums, war gestorben; ich sollte sein Nachfolger werden. Lange schwankte ich, ob ich Breslau, wo ich so warm gebettet, so von der allgemeinen Gunst getragen war, ob ich unser Schreiberhäufel aufgeben sollte; aber der Ruf war so ehrenvoll, daß ich in Verhandlungen eintrat. Ich reiste nach Frankfurt, konferierte mit dem Vorsitzenden des Kuratoriums, dem ehemaligen Oberbürgermeister, Senator Dr. von Mumm, und der persönliche Eindruck, den dieser treffliche Mann auf mich machte, war so gewinnend, daß die Waagschale zugunsten Frankfurts zu sinken begann. Kam ich doch dort auch wieder in nahe Beziehung zu meinen Geschwistern, und lockte die Aussicht, mit Clara Schumann und Julius Stodhausen zusammenzuwirken! Dieser war ein Jahr zuvor wegen Differenzen mit Raff aus dem Konservatorium ausgetreten, ich hatte aber die ausdrückliche Bedingung gestellt, daß er wieder in den Verband desselben aufgenommen werden sollte. Das wurde mir nach manchem Bedenken zugestanden; es wurde mir Gelegenheit gegeben, in einem Museumskonzert mein *H-Dur-*

Konzert zu spielen, und da auch das günstig ausfiel, schloß ich den Vertrag mit Frankfurt ab, obwohl man mir in Breslau eine Aufbesserung meiner Bezüge in Aussicht gestellt hatte. Dort machte man mir überhaupt den Abschied schwer; von allen Seiten zeigte man mir, wie gern man mich hielte; die philosophische Fakultät der Universität ernannte mich zum Doktor honoris causa. Aber der Würfel war gefallen, ein Zurücktreten nicht mehr möglich. Ich vermietete unser liebes Schreiberhäufel an den uns befreundeten Dr. Soltmann, der es dann kaufte und heute noch besitzt. Meine Stellung in Frankfurt trat ich am 1. April 1883 an.

---

## Ausflug.

Fünfundzwanzig Jahre habe ich in Frankfurt zugebracht. Ich habe die jungen Leute, welche das Konservatorium besuchten, auf all die Herrlichkeit und Schönheit hingewiesen, die in den Werken unserer großen Meister offenbart ist; ich war bemüht, ihnen die Kenntnisse und Fertigkeiten zu übermitteln, ohne welche ein freies Gestalten unmöglich ist. Ich war und bin der Meinung, daß man als Bildungstoff in der Schule nur das Allerbeste und Bewährte, nur das unbedingt Mustergültige, das dem Streit der Meinungen Entrüchte bieten soll; das Neue drängt sich ja von allen Seiten selbst heran und macht sich geltend. Daß ich nicht ein ausschließlicher Verehrer des Alten bin, habe ich als Leiter des Rühlschen Gesangvereins bewiesen, indem ich mit besonderer Freude Werke von Komponisten, die bis dahin unbekannt waren, wie Edgar Tinel, Caesar Franck, Felix Bohrsch als erster in Deutschland zur Aufführung brachte; allein ich finde, daß trotz der reicheren Ausgestaltung und der üppigeren Verwendung der Mittel die Tonkunst — wenigstens die absolute Musik — seit den Tagen der großen Wiener Meister keinen wesentlichen, wirklich erheblichen Fortschritt gemacht hat.

Diese haben die Vorherrschaft der Kontrapunktik gebrochen und dem Volkstümlichen Eingang in die hohe Kunst verschafft.

Ich habe es erlebt, daß Chöre von Arbeitern und Arbeiterinnen (der von mir gegründete Volkschor in Frankfurt a. M.) mit Begeisterung die Oratorien von Haydn studiert und gesungen haben. Mozarts Melodik spricht zum Herzen jedes Kindes, und volksmäßigere Weisen als Beethovens „Hymnus an die Freude“ oder der „Lindenbaum“ von Schubert gibt es nicht. Dieses Zusammenwirken des höchsten Kunstverständes, der höchsten technischen Ausbildung mit der Einfachheit naiven Empfindens sehe ich als den Gipfel aller Kunst an. So wirkten die großen Florentiner, die in ihrer reinen, schlichten Weise das Leben ihres Volks verklärt darstellten und dasselbe dadurch entzückten und begeisterten. So war es auch in der Blütezeit der griechischen Skulptur.

Auf solch lichter Höhe vermag sich eine Kunst nicht lange zu erhalten. Seit Beethoven machen sich wieder Strömungen geltend, die den Einklang zwischen Kunst und Volksempfinden stören. Die Späteren, auch Schumann und Brahms, so sehr ich sie schätze und liebe, wenden sich vorwiegend wieder an ein exklusives, vorbereitetes, „gebildetes“ Publikum; der Riß zwischen unserer Kunst und dem „ungebildeten“ Volk, welches Feinheiten und Absonderlichkeiten nicht würdigt, wird immer größer. Und ist es etwa nicht wahr, daß aus der modernsten

deutschen Musik jedes Glücksgefühl, jedes Lächeln, alle Frische und Naivetät entschunden ist?

Ich kam nach Frankfurt mit 48 Jahren und blieb dort bis in mein 74tes. Das ist die herbstliche Zeit, in der die Blätter vom Baum des Lebens fallen; auch ich habe schwere Verluste erlitten, den schwersten durch den Tod meiner geliebten Frau, die während 46 Jahren Freud und Leid und viele Enttäuschungen mit mir geteilt hat, die in unsere Ehe die Mitgift einer unverwüßlichen Heiterkeit und Frische einbrachte und dadurch zur Wohltäterin an mir und unseren Kindern wurde, denen sie eine fröhliche Jugend bereitet hat. Noch während ihrer Krankheit hat sie sich eine rührende Empfänglichkeit und Dankbarkeit für jede kleinste Freude bewahrt, die ihr beschieden war. Wie war sie glücklich, Joachim wiederzusehen, als er nach langer Zeit zum ersten Mal wieder unser Haus betrat und für sie mit mir einige ihrer alten Lieblingssonaten spielte! Bis in die letzten Tage ihres Lebens erhielt sie sich und den übrigen ihren köstlichen Humor und ihre Freundlichkeit. Sie war eine Sonnennatur.

Je winterlicher mein Lebensbaum wurde, desto mehr empfand ich das Bedürfnis nach Licht und Wärme in Leben und Kunst. Der graue, deutsche Winter bedrückte mich ebenso wie die graue, deutsche Musik. Mich überkam immer mehr die Sehnsucht nach dem Land, das mich schon in frühen Jahren gelockt hatte, nach der herrlichen Stadt, die

in die Hügel Toskanas wie in einen Garten eingebettet ist. Dahin siedelte ich mit zwei Töchtern über und bereue es nicht. Florenz, seine Umgebung, und die Kunst, die auf diesem gesegneten Boden erwachsen ist, von der jedes kleinste Dorf köstliche Werke birgt, wirken beglückend auf mich wie eine Symphonie von Mozart. Und so hoffe ich noch ein Weilchen „was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluß der Welt“ zu trinken, bis „die Augen, meine lieben Fensterlein“, sich schließen zu tiefem Schummer, vielleicht zu neuen Träumen.

---

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort . . . . .	7
Elternhaus und Hammermühle . . . . .	9
Kindheit und erste Jugendjahre (1835—1851) . . . . .	42
Paris (1851—1853) . . . . .	61
Wandlungen und Wanderjahre (1853—1858) . . . . .	79
Die eigene Häuslichkeit. Nürnberg, Hannover (1858— 1866) . . . . .	115
Berlin und Breslau (1866—1883) . . . . .	215
Ausklang . . . . .	284

## Bildnisse.

Bernhard Scholz . . . . .	3
Joseph Joachim . . . . .	112
Julius Stockhausen . . . . .	144
Johannes Brahms . . . . .	160
Amalie Weis . . . . .	192
Abelaide Ristori . . . . .	208
Anton Rubinstein . . . . .	240
Clara Schumann . . . . .	256







UNIVERSITY OF CHICAGO



79 605 786